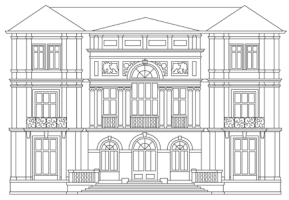
Narrative und Darstellungsweisen der Globalgeschichte



Historisches Kolleg

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben von Hartmut Leppin

Kolloquien
108

Narrative und Darstellungsweisen der Globalgeschichte

Herausgegeben von
Gabriele Lingelbach

Redaktion: Jörn Retterath

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
herausgegeben von
Hartmut Leppin
in Verbindung mit

Florian Albert, Birgit Emich, Thomas O. Höllmann, Susanne Lepsius, Bernhard Löffler,
Diana Mishkova, Frank Rexroth, Willibald Steinmetz und Gerrit Walther

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Senior Fellowships und bis zu drei Junior Fellowships sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs".

Die Senior Fellowships, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Gabriele Lingelbach (Kiel) war – zusammen mit Professor Dr. Dr. Michael Stolberg (Würzburg), Dr. Heinrich Hartmann (Basel), Dr. Mathias Franc Kluge (Augsburg) und Dr. Ariane Leendertz (Köln) – Fellow des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2018/2019. Den Obliegenheiten der Fellows gemäß hat Gabriele Lingelbach aus ihrem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Narrative der Globalgeschichte" vom 16.–18. Mai 2019 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer Public-private-Partnership – in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert, die Mittel für die Stipendien kamen bislang unter anderem von der Fritz Thyssen Stiftung, dem Stiftungsfonds Deutsche Bank, der Gerda Henkel Stiftung, der C.H.Beck Stiftung und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs". Gabriele Lingelbach hatte im Kollegjahr 2018/2019 das Stipendium des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin beim Historischen Kolleg inne.

www.historischeskolleg.de
Kaulbachstraße 15, D-80539 München
Tel.: +49 (0) 89 2866 380 Fax: +49 (0) 89 2866 3863
Email: joern.retterath@historischeskolleg.de

ISBN 978-3-11-074268-8
ISBN (PDF) 978-3-11-074306-7
ISBN (Epub) 978-3-11-074315-9

Library of Congress Control Number: 2021945822

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

© 2022 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Die Bildnachweise zu den Abbildungen in den Beiträgen befinden sich jeweils in der Bildunterschrift. Sollten trotz sorgfältiger Recherche nach den Rechteinhabern berechtigte Ansprüche bestehen, wenden Sie sich bitte unmittelbar an den Autor/die Autorin des jeweiligen Beitrages.

Umschlagbild: Nils Kühne, Kiel

Satz: Typodata GmbH, Pfaffenhofen/Ilm
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort VII

Verzeichnis der Abkürzungen IX

Gabriele Lingelbach

Wie wird Globalgeschichte erzählt? Einleitende Bemerkungen 1

Meister- und Metaerzählungen

Katja Castryck-Naumann

Die Debatten um *world history* in den USA und der Wandel von welthistorischen Narrativen in der Lehre 21

Sebastian Schlund

Von *frontier*, *middle ground* und *indigenocide*. Narrative des Kulturkontakts in Siedlungskolonien 43

Mark Häberlein

Meistererzählungen und globale Mikrogeschichten. Narrative der frühneuzeitlichen Globalgeschichte 61

Carolin Liebisch-Gümüş

Nation und globalgeschichtliche Narration. Neue Narrative über Nationsbildung und Nationalismus 83

Matthias Middell

Weltgeschichte erzählen. Das Beispiel der „Cambridge World History“ 101

Darstellungsweisen

Mona Rudolph

Das *global commodity chain*-Narrativ. Deskriptive und analytische Potenziale und Fallstricke 129

Ewald Frie

Weltgeschichte schreiben. Ein Erfahrungsbericht 143

Susanne Popp

Globalgeschichte und Geschichtsunterricht. Das Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung 159

Begriffe und Visualisierungen

Stefanie Gänger

„Lokal". Bemerkungen zur Sprache der neueren Welt- und Globalgeschichte 179

Ute Schneider

Der Raum der Globalgeschichte. Strategien der Narrativierung und Visualisierung 189

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren 213

Personenregister 217

Vorwort

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse eines Forschungskolloquiums, das unter dem Titel „Narrative der Globalgeschichte“ im Mai 2019 am Historischen Kolleg in München stattfand. Ich danke allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre Vorträge und auch für die anregenden und lebhaften Diskussionen, die wir an den drei Frühlingstagen geführt haben, – und natürlich auch allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Hilfskräften des Historischen Kollegs, die diese Veranstaltung möglich gemacht haben, darunter Dr. Elisabeth Hüls und Dr. Jörn Retterath. Letzterer hat auch die redaktionelle Betreuung dieses Bandes übernommen – ihm gilt mein Dank ebenso wie Hanna Ertl, die die meisten Beiträge Korrektur gelesen hat.

Während des akademischen Jahres 2018/19 durfte ich als Senior Fellow in der Kaulbach-Villa des Historischen Kollegs arbeiten, um mein Buchprojekt einer Globalgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert voranzubringen. Die Ruhe und Muße zum Schreiben, die mir dieses Fellowship bot, waren ein Geschenk. Angesichts des hektischen universitären Alltags offerieren die zwölf Monate an diesem wunderbaren Ort im Herzen Münchens eine Phase der Konzentration auf das, wozu man sonst nur noch selten kommt: der extensiven und intensiven Lektüre, dem Entwickeln von Gedanken und Argumentationen sowie deren Niederschrift. Mein Dank gilt zunächst dem Institut für Zeitgeschichte München–Berlin (IfZ), welches das Forschungsstipendium finanzierte, sowie dem Freistaat Bayern, der ebenfalls zur Finanzierung des Fellowships beitrug. Und natürlich geht mein Dank an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Historischen Kollegs: an Dr. Karl-Ulrich Gelberg als Geschäftsführer, der auf alle meine Fragen einen Rat wusste, an Dr. Elisabeth Hüls und Isabella Schyrbock für die organisatorische Unterstützung, an Dr. Jörn Retterath nicht nur für ebendiese, sondern auch für die vielen Tipps für Wanderungen in den Bayerischen Alpen, und an Regina Schlicht unter anderem für den hervorragenden Kaffee, ohne den ich nicht täglich die vielen Stunden am Manuskript hätte arbeiten können.

Kiel, im Januar 2021

Gabriele Lingelbach

Verzeichnis der Abkürzungen

AA	African Affairs
AHR	The American Historical Review
AJAE	American Journal of Agricultural Economics
Annales	Annales. Histoire, Sciences sociales
APUZ	Aus Politik und Zeitgeschichte
AS	Asiatische Studien/Études Asiatiques
BSB	Bayerische Staatsbibliothek, München
C. C.	Contemporary Civilization
CA	Current Anthropology
CAN	Columbia Alumni News
CC	Carnegie Corporation of New York Records, Columbia University, Rare Book and Manuscript Library, New York
C. C.	Contemporary Civilization
C.E.	Common Era/Current Era/Christian Era
CEEB	College Entrance Examination Board
CEH	Central European History
CFI	Commodity Frontiers Initiative
CHM	Cahiers d'Histoire Mondiale
CI	Critical Inquiry
CIS	California Italian Studies
Comparativ	Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte
CSSH	Comparative Studies in Societies and History
CUQ	Columbia University Quarterly
CWH	Cambridge World History
DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
DCR	Dean of the College Records, Special Collections Research Center, University of Chicago Library
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
E & S	Economy and Society
EconHR	Economic History Review
EGO	European History Online
EHQ	European History Quarterly
EMEE	EuroVision – Museums Exhibiting Europe
ER	Educational Review
EREH	European Review of Economic History

https://doi.org/10.1515/9783110743067-203

ESA	European Space Agency
EWE	Erwägen Wissen Ethik
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FF	Ford Foundation Archive, New York
Forschung & Lehre	Forschung & Lehre. Mitteilungen des Deutschen Hochschulverbandes
FS	Feminist Studies
GG	Geschichte und Gesellschaft
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
H-Soz-Kult	Humanities – Sozial- und Kulturgeschichte
H & T	History and Theory
HA	Historische Anthropologie
HistJ	The Historical Journal
HO	Historical Outlook
HT	History Teacher
HZ	Historische Zeitschrift
IESHR	Indian Economic & Social History Review
IfL	Leibniz-Institut für Länderkunde, Leipzig
insbes.	insbesondere
JAR	Journal of Archaeological Research
JbEÜG	Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte
JbLA	Jahrbuch für Geschichte Lateinamerikas
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte
JGE	Journal of General Education
JGH	Journal of Global History
JGR	Journal of Genocide Research
JHIL	Journal of the History of International Law
JMEH	Journal of Modern European History
JMH	The Journal of Modern History
JSH	The Journal of Social History
JWH	Journal of World History
Kap.	Kapitel
Merkur	Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken
n. Chr.	nach Christus
NGO	Non-governmental organization
NPL	Neue Politische Literatur
NS	nationalsozialistisch/Nationalsozialismus
NYTBR	New York Times Book Review
o. D.	ohne Datum
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
P & P	Past & Present
Periplus	Periplus. Jahrbuch für Außereuropaforschung
PG	Political Geography
RHSH	Revue d'histoire des sciences humaines

SCS	Settler Colonial Studies
Sek.	Sektion
SF	Sociological Forum
SP	Social Problems
StorStor	Storia della Storiografia
TLS	Times Literary Supplement
TU	Technische Universität
UCLA	University of California, Los Angeles
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
UNO	United Nations Organization
UoC	University of Chicago
US-	United States-
USA	United States of America
v. Chr.	vor Christus
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VW	Volkswagen
WHA	World History Association
WMQ	The William and Mary Quarterly
WTO	World Trade Organisation
YTH	Yearbook of Transnational History
ZF	Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History
ZfI	Zeitschrift für Ideengeschichte
ZfW	Zeitschrift für Weltgeschichte
ZHF	Zeitschrift für Historische Forschung

Gabriele Lingelbach

Wie wird Globalgeschichte erzählt?

Einleitende Bemerkungen

Globalgeschichte, Verflechtungsgeschichte, *connected history*, transnationale Geschichte – es gibt viele Begriffe für jene Perspektive auf die Vergangenheit, deren Hauptinteresse auf den Kontakten und Interaktionen zwischen Gesellschaften liegt.[1] Mit der so bezeichneten Sichtweise werden jene Akteure und Phänomene in den Blick genommen, die über geografische Distanzen hinweg Individuen, Gruppen oder Strukturen miteinander verbinden, die ihrerseits untereinander Unterschiede aufweisen, seien diese politisch, sozial, ökonomisch oder kulturell bedingt. Eine solche Perspektive auf die Vergangenheit hat in den vergangenen Jahren einen erstaunlichen Aufschwung erlebt: Immer mehr Historikerinnen und Historiker haben sich beispielsweise mit der Kolonialgeschichte beschäftigt, mit der Geschichte der Sklaverei beziehungsweise mit migrationsgeschichtlichen Phänomenen oder mit der Genese der wirtschaftlichen Globalisierung respektive der Geschichte des transregionalen und transkontinentalen Waren- und Wissensaustauschs.[2] Neben diesen Untersuchungsgegenständen rückten auch die Infrastrukturen der Globalisierung, etwa im Bereich des Transports oder der Kommunikation, ins Blickfeld. Internationale Organisationen wie der Völkerbund oder das Internationale Rote Kreuz sowie transnationale soziale Bewegungen erfuhren ebenfalls gesteigerte Aufmerksamkeit. Und nicht zuletzt wurden in der Seuchen-, der Umwelt- und der Klimageschichte verstärkt transgesellschaftliche und teilweise auch globale Entwicklungen analysiert. Stets geht es in diesen globalgeschichtlichen Studien um gegenseitige Wahrnehmungen, um reziproke (selektive und/oder kreative) Aneignungen, aber auch Abgrenzungen, um transgesellschaftliche Verbindungen und um die aus diesen resultierende Strukturbildungen sowie deren Wandel im Zeitverlauf. Damit verbunden ist oft eine Abwendung von einer

[1] Einführend zur Globalgeschichte: Maxine Berg (Hg.): Writing the History of the Global. Challenges for the 21st Century. Oxford 2013; Sebastian Conrad: What Is Global History?. Princeton 2016; Patrick Manning: Navigating World History. Historians Create a Global Past. New York 2005; Bruce Mazlish/Akira Iriye (Hg.): The Global History Reader. New York 2005; Margrit Pernau: Transnationale Geschichte. Göttingen 2011; Dominic Sachsenmaier: Global Perspectives on Global History. Theories and Approaches in a Connected World. Cambridge 2011.

[2] Einen Überblick über die Themen der Globalgeschichte bietet u. a. Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013. S. 193–247.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-001

Form von Nationalgeschichte, welche Nationen wie hermetisch nach außen abgeschlossene „Container“ behandelt. Globalhistorikerinnen und -historiker fragen dagegen nach den externen Faktoren, die Entwicklungen auf lokaler, regionaler oder eben auch nationaler Ebene dynamisieren. Und sie betonen die Bedingtheit von Nationalstaatsbildung und -entwicklung durch grenzübergreifende Prozesse sowie damit die „teilweise exogene Konstituierung von Nation im Kontext der Globalisierung“[3] ebenso wie die transnationale Hervorbringung von Nationalismen – Aspekte, die Carolin Liebisch-Gümüş in diesem Sammelband ausführlich beleuchtet. Die Entwicklung hin zur Untersuchung grenzüberschreitender Akteure und Phänomene wird durch die Erkenntnis vorangetrieben, dass sich historischer Wandel oft nicht allein in den Kategorien innergesellschaftlicher und nationaler Dynamiken erfassen lässt – wird er doch in vielen Fällen durch transgesellschaftlichen Kontakt in Gang gesetzt oder zumindest beschleunigt beziehungsweise in bestimmte Richtungen gelenkt.

Hinter den verschiedenen Labels, die dieser Perspektive auf die Vergangenheit gegeben wurden (und werden), versteckt sich allerdings kein neues Paradigma der Geschichtswissenschaft im Sinne Thomas S. Kuhns,[4] sondern eine große Breite unterschiedlicher Zugriffe. Denn es gibt weder einen theoretischen noch einen methodologischen Kern und auch keine allgemein akzeptierte konzeptionelle Fassung, die die Globalgeschichte klar von anderen Ansätzen in der Geschichtswissenschaft unterscheiden und ihr jenseits ihrer thematischen Fokussierung ein Alleinstellungsmerkmal bescheren würde. Darüber hinaus fehlt es an auf Theorien aufbauenden Meistererzählungen wie jene der Modernisierung, an denen sich alle Globalhistorikerinnen und -historiker bei ihren Fallstudien abarbeiten würden – auch die „Globalisierung“ ist keine solche Großdeutung. Ebenso wenig legt die Entscheidung für eine globalgeschichtliche Arbeit einen bestimmten Untersuchungsfokus nahe: Makrohistorische Strukturanalysen sind genauso möglich wie Mikrostudien, deduktive Herangehensweisen genauso wie induktive. Und auch methodisch ist jene Breite vertreten, die die gesamte geschichtswissenschaftliche Disziplin auszeichnet – quantifizierende Methoden werden ebenso verwendet wie qualitativ-hermeneutische. Globalgeschichtliche Untersuchungen können auf schriftlichen Überlieferungen aufbauen oder auch Bildquellen, Artefakte oder Oral-History-Interviews verwenden – jeweils kommen die entsprechenden, sehr unterschiedlichen methodischen Instrumentarien der an den jeweiligen Quellentypus angepassten Quellenkritik zur Anwendung. Der historische Vergleich bietet sich ebenfalls nicht als zu bevorzugende Methode für alle globalgeschichtlichen Forschungsdesigns an: Zwar ist er hervorragend geeignet, auch geografisch weit auseinanderliegende Entitäten gleichwertig aufeinander zu beziehen und sie in ihrer jeweiligen Spezifik und Eigenentwicklung darzustellen, doch widerspricht er mit seiner Grundlogik, die eigenen Untersuchungseinheiten zunächst einmal als separate Einheiten zu konzipieren, diame-

[3] Ders.: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich. München 2006, S. 9.
[4] Vgl. Thomas S. Kuhn: The Structure of Scientific Revolutions. Chicago 1962.

tral dem globalgeschichtlichen Forschungsinteresse für Verbindungen und Verflechtungen.[5]

Wenn es mithin in der Globalgeschichte eine große methodische und konzeptionelle Vielfalt gibt, so herrscht diese in besonderem Maße auch bei den in diesem Sammelband analysierten Narrativen, Darstellungsformen und Semantiken vor. Denn auch hier gilt: Da Globalhistorikerinnen und -historiker nicht auf ein von allen geteiltes Set an Theorien, Interpretamenten oder Methoden zurückgreifen können, gibt es weder eine oder mehrere „vorbildliche" Darstellungen, an denen sich alle im Schreibprozess orientieren würden, noch gemeinsam geteilte Präferenzen für bestimmte Erzählweisen und Darstellungsformen. Überblickt man die historiografische Produktion, ist man vielmehr mit einer enormen Bandbreite von unterschiedlichen narrativen und darstellerischen Herangehensweisen und Stilen konfrontiert; es gibt eine große Variabilität an Formen, mit denen Autorinnen und Autoren versuchen, ihre globalgeschichtlichen Erkenntnisse an die Leserschaft zu bringen. Dabei scheint in der Regel die Form dem Inhalt insofern zu folgen, als jeder Autor und jede Autorin jeweils entscheidet, welche narrative Struktur sich am besten eignet, um dem eigenen Thema gerecht zu werden. Dies bedeutet, dass es kein restringiertes Angebot zu bevorzugender narrativer Plots gibt, bei dem sich Globalhistorikerinnen und -historiker während der Suche nach einem Gliederungsprinzip für ihre historiografischen Darstellungen bedienen könnten. Es existieren keine Anleitungen und keine von allen anerkannten Vorbilder, an denen sie sich orientieren beziehungsweise abarbeiten könnten. Jede Autorin und jeder Autor steht daher vor der Frage, wie sie oder er die eigenen Manuskripte strukturiert und wie sie oder er der eigenen Darstellung Kohärenz, logische Konsistenz, Plausibilität und darüber Nachvollziehbarkeit verleihen könnte. Als Gliederungsprinzip die Chronologie zugrunde zu legen und den Text dementsprechend entlang der Zeitachse zu strukturieren, ist nicht per se das bevorzugte Erzählmuster von Globalhistorikerinnen und Globalhistorikern. Vielmehr gehen viele von ihnen eher systematisch und sachthematisch vor und führen die Leserinnen und Leser in der Folge mehrfach durch den ausgewählten Zeitraum, wobei sie jeweils einen anderen Aspekt oder eine andere Fragestellung ins Zentrum rücken. Es gibt zahlreiche Globalhistorikerinnen und -historiker, die im systematischen, analytischen Strukturieren brillieren und die darüber auch zu komparativen Argumentationsführungen neigen; Jürgen Osterhammels „Verwandlung der Welt" kann hier sicherlich als

[5] Vgl. auch die ältere Debatte zwischen den Vertreterinnen und Vertretern der Historischen Komparatistik und denen des Kulturtransfers: Michel Espagne: Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle. In: Genèses 17 (1994), S. 112–121; Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka: Historischer Vergleich. Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung. In: dies. (Hg.): Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M. 1996, S. 9–43; Gabriele Lingelbach: Comparative History, Intercultural Transfer Studies, and Global History. Three Modes of Conceptualizing History beyond the Nation State. In: YTH 2 (2019), S. 1–19; Matthias Middell: Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis. In: Comparativ 10 (2000), S. 7–41; Johannes Paulmann: Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. In: HZ 267 (1998), S. 649–685.

ein Beispiel für eine solche Darstellung genannt werden.[6] Aber es gibt auch pointillistisch, teilweise auch assoziativ arbeitende Autorinnen und Autoren, die Transfers und *métissages* eher paradigmatisch anhand von Episoden oder auch Gegenständen aufzeigen.[7] Dementsprechend variabel ist auch der Grad an Abstraktion beziehungsweise Anschaulichkeit, mit dem das Lesepublikum globalhistorischer Werke konfrontiert ist. Auf der einen Seite bleiben viele Arbeiten auf einer Flughöhe, die eher Wissen um Kontexte und Konzepte voraussetzt als dass sie die Fantasie oder die Empathie der Leserinnen und Leser anregt. Auf der anderen Seite finden sich Beispiele, in denen die schriftstellerischen beziehungsweise erzählerischen Fähigkeiten der Autorinnen und Autoren durch beachtliche Verkaufszahlen belohnt werden, da auch fachlich nicht intensiv eingearbeitete Leserinnen und Leser der Darstellung folgen können.[8] Während mithin die einen Werke für die Rezipienten und Rezipientinnen vielfach „harte Kost" sind, kommen andere dem Unterhaltungsbedürfnis der Leserschaft entgegen und bedienen sich mitunter auch literarischer Stilmittel. Sie nutzen rhetorische Mittel wie jene der Personalisierung und der Illustration beziehungsweise Konkretion anhand von Fallbeispielen – und erreichen dadurch oft ein breites Publikum. Präsentiert wird dann „das überraschende Einzelne, das Bunte und Unerwartete, das die Neugier befriedigt, den Geist überrascht und unterhält".[9] Damit wird jener „Genuss exotischer Vielfalt" angeboten, welchen die systematischen und analytischen Darstellungen nur selten offerieren können. Diese (und andere) Vorteile einer konkretisierenden Darstellung legt Ewald Frie im vorliegenden Sammelband genauer dar – und zwar nicht nur für die Seite der Rezipierenden, sondern auch für die der Produzierenden: Anhand der Entstehung seiner eigenen „Weltgeschichte"[10] beschreibt er den Prozess, der zur Entscheidung geführt hat, weniger auf synthetisierende Erzählmuster und stärker auf Fallbeispiele zu setzen.

Die große Variabilität auf der darstellerischen Ebene ist wohl ein Grund dafür, dass bislang nur wenige Reflexionen über die narrative Struktur globalgeschichtlicher Historiografie angestellt wurden. Es fehlt eine Narratologie – im Sinne einer systematischen Beschreibung der Darstellungsform erzählender Texte – der Globalgeschichte. Es existiert zwar eine Fülle an Ausführungen darüber, was Globalgeschichte denn eigentlich sei, was sie von jenen Formen, in denen Geschichte bisher konzipiert wurde, unterscheide, mit welchen Theorien sie arbeiten könne, welche Fragestellungen sie verfolgen sollte, welche Probleme dabei zu beachten seien et

[6] Vgl. Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009.

[7] Vgl. z. B. Serge Gruzinski: Les quatre parties du monde. Histoire d'une mondialisation. Paris 2004.

[8] Vgl. etwa den Verkaufserfolg von Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit. München 2013.

[9] Dieses und folgendes Zitat aus Jürgen Kocka: Geschichte als Wissenschaft. In: Gunilla Budde/Dagmar Freist/Hilke Günther-Arndt (Hg.): Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf. Berlin 2008, S. 12–30, hier: S. 27.

[10] Ewald Frie: Die Geschichte der Welt. Neu erzählt. München ^{4}2017.

cetera, aber es gibt nur wenige Überlegungen dazu, wie man die ganzen Neuerungen und Forderungen historiografisch, also im Schreibprozess, umsetzen kann. Es wurde mithin bisher kaum darüber diskutiert, ob der thematische Fokus auf den intergesellschaftlichen Interaktionen und Transfers nicht doch spezifische Herausforderungen an die Art und Weise stellt, wie Globalhistorikerinnen und -historiker ihr empirisches Material ausbreiten, ihre Argumente angemessen reihen und einen Plot kreieren. Und auch die Sprache, das Vokabular, die Begrifflichkeiten und die rhetorischen Mittel, die von ihnen verwendet werden, sind nur sehr selten einer kritischen und konstruktiven Analyse unterzogen worden. So gilt es also zu fragen: Welche narrativen Strukturen sind für die Perspektive auf die transgesellschaftlichen Interaktionen und die Frage nach den exogenen Dynamisierungsfaktoren adäquat? Inwiefern sollte man etwa die Geschichte von Migrationen, globalem Handel oder kolonialen Begegnungen auf eine spezifische Weise erzählen beziehungsweise darstellen? Vor welchen Herausforderungen stehen Historikerinnen und Historiker, wenn sie generellere Erklärungen für globalgeschichtlich relevante Entwicklungen angeben und entsprechende Narrative etablieren wollen?

Dieser Fragen nimmt sich der vorliegende Sammelband in einer ersten Annäherung an. Drei Themenbereiche stehen im Fokus: Erstens setzen sich die Autorinnen und Autoren des Bandes mit einigen (Groß-)Narrativen und Interpretamenten auseinander, die von Globalhistorikerinnen und -historikern vorgeschlagen wurden. Zweitens werden im Folgenden Plots vorgestellt, derer sich Letztere bedienen, um ihr empirisches Material und ihre Argumente zu arrangieren, und Perspektivierungen diskutiert, die Historikerinnen und Historiker verwenden, wenn sie sich mit intergesellschaftlichen Kontakten befassen. Und drittens beschäftigt sich der vorliegende Band mit konkreten sprachlichen und visuellen Darstellungsmitteln der Globalgeschichte. Die drei Themenbereiche übergreifend stellt sich dabei die Frage, ob Globalhistorikerinnen und -historiker Geschichte gegebenenfalls eben doch anders schreiben, Befunde anders darstellen, ihre Arbeiten möglicherweise anders strukturieren als ihre Peers. Gibt es einen narrativen Kern der Globalgeschichte, der einen Wiedererkennungseffekt bei den Leserinnen und Lesern erzeugen könnte?

Meister- und Metaerzählungen

Immer wieder haben Globalhistorikerinnen und -historiker in den vergangenen Jahrzehnten versucht, die Geschichte globaler Interaktionen in Metaerzählungen zusammenzufassen und Erklärungen mittlerer bis größerer Reichweite für transgesellschaftliche Phänomene anzubieten.[11] Dies geschah (und geschieht) in dezidier-

[11] Der Begriff der (geschichtswissenschaftlichen) Metaerzählung wird hier nicht im Sinne von Lyotards *méta récit* verwendet, sondern im Sinne einer auf geschichtswissenschaftlichen Einzelstudien aufbauenden, synthetisierenden Darstellung, die Phänomene von gewisser zeitlicher und/oder geografischer Ausdehnung in den Blick nimmt und die für deren Entwicklung Erklärungen mittlerer oder größerer Reichweite anbietet.

ter Wendung gegen frühere Meistererzählungen, die versuchten, *die* Geschichte *der* Welt zu erzählen.[12] Insbesondere richtet sich die Globalgeschichtsschreibung gegen eurozentrische Narrative, die ein diffusionistisches Modell verwendeten, wenn die Geschichte außereuropäischer Gesellschaften in den Blick geriet: In diesen wurden die „fremden" Kulturen als auf einer niedrigeren Entwicklungs- und damit auch Qualitätsstufe stehend aufgefasst. Ihnen wurde lediglich eine noch bevorstehende gesetzmäßige, nachholende Entwicklung gemäß dem Vorbild des fortschrittlichen, bereits zivilisierten Europas (oder „des Westens") zugestanden.[13] Eine solche hierarchisierende Vorstellung, wonach alle anderen Gesellschaften sich hin zu einem Telos entwickeln würden – nämlich jenem, letztlich so zu werden wie europäische Gesellschaften –, ist mittlerweile ebenso obsolet wie jene Form des Eurozentrismus, die – auch ohne explizite Hierarchisierungen vorzunehmen – Europa beziehungsweise „den Westen" als den ausschließlichen Ausgangspunkt von Veränderungen konzipierte, als die einzigen aktiven, gestaltenden Weltregionen, denen die anderen Kontinente, die „Peripherie", als passiv und reaktiv gegenübergestellt wurden. In neueren globalgeschichtlichen Darstellungen wird dagegen häufig das eurozentrische Sender-Empfänger-Modell insofern umgedreht, als in diesen die Wirkmächtigkeit von Vorgängen in Asien oder Afrika auf Europa in das Zentrum rückt, so etwa vor Kurzem in Peter Frankopans „The Silk Roads. A New History of the World".[14] In anderen Studien, die sich Verflechtungsszenarien zwischen Europa und anderen Weltregionen widmen, stehen hingegen die in Europa sich zeigenden Rückkopplungseffekte der Vernetzung im Mittelpunkt des Interesses. Die Denkfigur der Kolonien als „Laboratorien der Moderne" – man müsste hier sagen: der europäischen Moderne – steht beispielhaft für solche Versuche.[15] Mit

[12] Zum Begriff der Meistererzählung vgl. einführend Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow: „Meistererzählung". Zur Karriere eines Begriffs. In: dies. (Hg.): Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen 2002, S. 9–31; Matthias Middell/Monika Gibas/Frank Hadler: Sinnstiftung und Systemlegitimation durch historisches Erzählen. Überlegungen zu Funktionsmechanismen von Repräsentationen des Vergangenen. In: dies. (Hg.): Zugänge zu historischen Meistererzählungen (= Comparativ 10 (2000) 2), S. 7–35. Zu Recht wird betont, dass der Begriff der „Meistererzählung" überaus schillernd ist und sehr unterschiedlich verwendet wird. Im Folgenden bezeichnet er eine auf eine eindeutige Perspektive hin ausgerichtete, kohärente Geschichtsdeutung, die behauptet, die zentrale Entwicklungslinie eines Kollektivs nachzuzeichnen. In diesen Deutungen, die teilweise hegemonialen Status erlangen können, sedimentieren sich zeitgenössische Orientierungs- und Identifikationsbedürfnisse. Die Reichweite von Meistererzählungen geht daher oft über die Fachwissenschaft hinaus, diese werden nicht nur in Form von Büchern verbreitet, sondern auch in Museen, in Form von Festen, in der Werbung und so weiter aufgegriffen.

[13] Vgl. Sebastian Conrad/Sahlini Randeria (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2002. Vgl. außerdem Michael Harbsmeier: World Histories before Domestication. The Writing of Universal Histories, Histories of Mankind and World Histories in Late Eighteenth Century Germany. In: Culture and History 5 (1998), S. 93–131.

[14] Vgl. Peter Frankopan: The Silk Roads. A New History of the World. London 2015.

[15] Vgl. Dirk van Laak: Kolonien als „Laboratorien der Moderne"?. In: Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.): Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Göttingen 2006, S. 257–279.

der *frontier*-These stellt Sebastian Schlund in diesem Band einen weiteren Ansatz vor, der die Rückkopplungseffekte von der Peripherie auf die Metropole in den Blick nimmt. Dezentriertere Darstellungen wie etwa jene von Giorgio Riello zur Geschichte der Baumwolle widmen sich der Aufgabe, noch komplexere Kausalitätsbeziehungen zwischen Entwicklungen in verschiedenen Erdteilen räumlich zu verorten.[16] Frühneuzeitforscherinnen und -forscher haben etwa Innovations- und Dynamisierungsprozesse in ihrer räumlichen Dispersion und Verschränkung nachgezeichnet. Diesen Studien widmet sich der Beitrag von Mark Häberlein im vorliegenden Sammelband. Der Autor analysiert darin die Versuche in der Frühneuzeitforschung, ältere eurozentrische Erklärungsansätze für die europäische Expansion zu ersetzen oder zumindest zu korrigieren sowie die Zeit zwischen 1500 und 1800 als eine Phase zunehmender globaler Verflechtungen zu charakterisieren, ohne Letztere mit europäischer Dominanz gleichzusetzen. Die „Atlantische Geschichte" interpretiert er hierbei beispielsweise als einen von mehreren Ansätzen, eine dezentriertere Geschichte interkontinentaler Interaktionen in der Frühen Neuzeit zu schreiben. Ewald Frie wiederum berichtet im vorliegenden Band von seinem eigenen Schreibprozess und davon, welche Überlegungen und Entscheidungen seiner multiperspektivischen, dezentrierten, sich gegen eurozentrische Vorannahmen wendenden „Geschichte der Welt" für junge Leserinnen und Leser zugrunde liegen.

Neben der eurozentrischen Perspektivierung sind in der Globalgeschichtsschreibung noch weitere teleologisch strukturierte Metanarrative obsolet geworden: Lange Zeit war die globalgeschichtliche Historiografie von der (meist nicht explizit geäußerten) Annahme geprägt, dass Globalisierung ein unumkehrbarer, alle Weltregionen und alle gesellschaftlichen Teilbereiche erfassender, nicht zu steuernder Prozess sei. Oft waren entsprechende Studien insofern normativ unterlegt, als sie die wachsende Verflechtung und Konnektivität aus einer kosmopolitisch inspirierten Sichtweise heraus positiv deuteten. Doch mittlerweile wird dieses Narrativ in Zweifel gezogen. So interessieren sich Globalhistorikerinnen und -historiker zunehmend für die Geschichte von Phänomenen oder auch Orten, für die nur sehr wenige Globalisierungsfolgen nachgewiesen werden können. Innerhalb der globalgeschichtlich forschenden Community werden Stimmen lauter, die verlangen, sich auch mit Abwehrreaktionen, Entmischungen und Deglobalisierungsschüben, mit „Auflösungserscheinungen, Desintegration und Zerfallsprozesse[n]" von Globalisierung und weltumspannender Integration zu befassen.[17] Die Annahme, die „Verdichtung von […] Weltzusammenhängen" würde sich

[16] Vgl. Giorgio Riello: Cotton. The Fabric that Made the Modern World. Cambridge 2013; vgl. dazu auch Gabriele Lingelbach: Expounding Global Interconnections. A Comparison of Donald R. Wright's History of Niumi and Giorgio Riello's History of Cotton. In: Stefan Berger/Nicola Brauch/Chris Lorenz (Hg.): On Historical Narratives. Analyzing Academic, Popular and Educational Framings of the Past. Oxford/New York 2021, S. 99–115.

[17] Stefani Gänger/Jürgen Osterhammel: Denkpause für Globalgeschichte. In: Merkur 855 (August 2020), https://www.merkur-zeitschrift.de/2020/07/24/denkpause-fuer-globalgeschichte (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

zunehmend beschleunigen, wird ebenfalls hinterfragt und das Interesse für die Phasen gebremster Vernetzung wächst.[18] Forderungen stehen im Raum, die Globalisierungsresistenz von Institutionen, sozialen Milieus sowie Normen und Traditionen verstärkt in den Fokus zu nehmen. Ebenso stößt die Rede von *der* Globalisierung auf Widerspruch. Vielfach wird stattdessen betont, dass es nur um eine Geschichte von „Globalisierungen" – im Plural – gehen könne, die jeweils ihre eigenen Rhythmen und Logiken aufweisen würden. Kurzum: Die Annahmen von Ubiquität, Unilinearität und Irreversibilität von Globalisierung werden mittlerweile unter anderem wegen des beispielsweise von Jeremy Adelman konstatierten, sich seit einigen Jahren verstärkenden „anti-global backlash" von Historikern und Historikerinnen kritisch hinterfragt.[19]

Ebenso wie das Globalisierungsnarrativ ist auch die simplifizierende Erzählung von der „McDonaldisierung", also der zunehmenden weltweiten Homogenisierung von Lebenswelten, welche Konvergenz als Telos zugrunde legte, in die Kritik geraten: Eine Vielzahl empirischer Studien befasst sich schon seit Längerem mit Heterogenisierungseffekten als Folge transgesellschaftlicher Interaktionen.[20] Entsprechende Arbeiten stellen die selektive Perzeption und Rezeption sowie die kreative Adaption heraus, die mit Transfers einhergehen und die zu Hybridisierungen sowie *métissages* und damit auch zu Diversifizierungen führen. Sie widerlegen somit die Annahme, dass sich soziale Strukturen, kulturelle Phänomene, Lebensweisen et cetera im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte allumfänglich angeglichen und vereinheitlicht hätten.

Weitere Versuche einzelner Autorinnen und Autoren, Alternativen zu früheren Meistererzählungen zu formulieren und Metanarrative, also Erklärungen und Deutungen mittlerer oder größerer Reichweite, für globalgeschichtlich relevante Entwicklungen zu etablieren, haben sich innerhalb der Globalgeschichtsschreibung nicht durchsetzen können. Immanuel Wallerstein bot beispielsweise eine Interpretation der zunehmenden Verflechtung verschiedener Weltregionen an, indem er die Bildung von machtvollen Zentren und abhängigen Peripherien insbesondere auf die Ausweitung kapitalistischer Märkte, industrialisierter Fertigungsmethoden und kolonialer Herrschaftsmuster zurückführte.[21] Seiner Weltsystem-Theorie

[18] Jürgen Osterhammel: Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte. In: ders. (Hg.): Weltgeschichte. Basistexte. Stuttgart 2008, S. 9–34, hier: S. 19. Als Beispiel für eine globalgeschichtliche Analyse einer Phase, die auch von Deglobalisierungsphänomenen geprägt war, vgl. Gabriele Lingelbach: Globalgeschichtliche Perspektiven auf die Weimarer Republik. Globalisierungs- und Deglobalisierungstendenzen in der Zwischenkriegszeit. In: Christoph Cornelißen/Dirk van Laak (Hg.): Weimar und die Welt. Globale Verflechtungen der ersten deutschen Republik. Göttingen 2020, S. 23–49.

[19] Jeremy Adelman: What Is Global History Now?. In: Aeon (2. 3. 2017), https://aeon.co/essays/is-global-history-still-possible-or-has-it-had-its-moment (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Vgl. dazu auch Richard Drayton/David Mortadel: Discussion. The Futures of Global History. In: JGH 13 (2018), S. 1–21.

[20] So auch Boris Barth/Stefanie Gänger/Niels P. Petersson: Einleitung. Globalisierung und Globalgeschichte. In: dies. (Hg.): Globalgeschichten. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt a. M. 2014, S. 229–258, hier insbes. S. 9.

[21] Vgl. Immanuel Wallerstein: The Modern World System. 4 Bde. New York 1974–2012.

wurde jedoch ein ökonomistischer Reduktionismus und Determinismus vorgeworfen – Aspekte, die die Anschlussfähigkeit dieser Theorie für die Globalgeschichtsschreibung verringerten. Und auch Shmuel N. Eisenstadts Gegenentwurf der *multiple modernities*, der besagt, dass unterschiedliche Regionen jeweils eigenständige Wege in die „Moderne" verfolgt hätten, konnte nicht alle überzeugen, ontologisierte diese Interpretation der Weltgeschichte nach Ansicht vieler Kritikerinnen und Kritiker doch die vom Autor betrachteten Zivilisationen zu sehr und nahm zudem die intergesellschaftlichen Verflechtungen nicht ausreichend in den Blick, die ja den thematischen Kern der Globalgeschichte ausmachen.[22]

Letztlich ereilte mithin nicht nur die traditionellen, teilweise aus der Aufklärung stammenden Meistererzählungen, sondern auch die von der geschichtswissenschaftlichen Forschung aufgestellten globalgeschichtlich relevanten Metaerzählungen – sei es Frederick J. Turners *frontier*-Theorie oder William H. McNeills diffusionistisches Narrativ des *rise of the West* –[23] das Schicksal, von empirischen Studien inspirierte Fundamentalkritik hervorzurufen und zunehmend ausgehöhlt zu werden.

Die Kritik an den auf *die* Geschichte *der* Welt oder *die* transgesellschaftlichen Interaktionen *der* Vergangenheit abzielenden Narrativen hatte zur Folge, dass diese innerhalb der globalgeschichtlichen Community mittlerweile weitgehend verschwunden sind. Dies ist insofern zu begrüßen, als entsprechende Narrative in der Regel mit einer unangemessenen Komplexitäts- und Kontingenzreduktion einhergingen. Jedoch hatte ihr Verschwinden für die Globalgeschichtsschreibung auch den Verlust einer einfachen, ordnenden Perspektive zur Folge. Steht beispielsweise ein Ziel für eine zu beschreibende Entwicklung bereits von vornherein fest – sei es „die Zivilisation", „die Moderne" oder auch „die kapitalistische Wirtschaftsordnung" –, lässt sich das empirische Material beziehungsweise lassen sich die Argumente leichter arrangieren, als wenn man ein komplexes Geflecht von intendierten oder nicht intendierten Beeinflussungsversuchen, von Abwehr, von selektiver und kreativer Aneignung sowie von Rückkopplungseffekten beschreiben und erklären will. Insofern bietet der *global commodity chain*-Ansatz, den Mona Rudolph in diesem Sammelband vorstellt, einen gewissen Ersatz für die teleologische Grundstruktur früherer Meistererzählungen: Hier folgt die Erzählung zwar nicht mehr dem Weg zur Erreichung eines Entwicklungsziels, wohl aber rekonstruiert sie den durchaus zielgerichteten Weg eines Gutes wie Zucker, Baumwolle oder Gold von dem Ort seines An- beziehungsweise Abbaus über die verschiedenen Stationen der Verarbeitung und des Handels bis zum Konsumenten.[24] Die Grundstruktur der Erzählung kann sich mithin an dem oft die Grenzen

[22] Vgl. Shmuel N. Eisenstadt: Multiple Modernities. In: Daedalus 129 (2000) 1, S. 1–29.

[23] Vgl. Frederick J. Turner: The Significance of the Frontier in American History. In: ders. (Hg.): The Early Writings of Frederick Jackson Turner. With a List of all His Works. Hg. von Everett E. Edwards. Madison 1938, S. 185–229; William H. McNeill: The Rise of the West. A History of the Human Community. Chicago 1963.

[24] Vgl. Gary Gereffi/Miguel Korzeniewicz (Hg.): Commodity Chains and Global Capitalism. Westport 1994; Bernd-Stefan Grewe: Wie verortet man eine globale Verflechtungsgeschichte?. Global Commodity Chains und die Verkettung lokaler Kontexte. In: Barth/Gänger/Petersson

der Kontinente überschreitenden Weg einer Ware orientieren. Doch ganz so einfach ist die Darstellung einer Warenkette allerdings nicht, da von den verschiedenen Stationen der Produktion und Distribution sowie des Konsums Rückkopplungseffekte auf die anderen Etappen der Warenkette ausgehen, die eine lineare Erzählung entlang derselben erschweren.

Wenn auch die großen, umfassenden Meistererzählungen meist einer empirischen Überprüfung nicht standhielten beziehungsweise für ihre zu weitgehende Komplexitätsreduktion kritisiert wurden, so bedeutet dies nicht, dass es keine Globalhistorikerinnen und -historiker gäbe, die versuchen würden, zumindest Erklärungen mittlerer Reichweite für globalgeschichtlich relevante Phänomene anzubieten – das stellt unter anderem Mark Häberlein in seinem Beitrag in diesem Sammelband heraus. Zum einen liegt dies daran, dass das Publikum eine entsprechende Nachfrage generiert. Zum anderen ist auf institutionelle Rahmenbedingungen hinzuweisen, unter denen Geschichtsschreibung stattfindet. Darauf macht in diesem Sammelband unter anderem Katja Castryck-Naumann aufmerksam. Sie analysiert die Genese der US-amerikanischen *world history* bis in die 1970er-Jahre und stellt heraus, dass beispielsweise die Forschungsförderung durch Stiftungen oder die kollegialen Abstimmungen über Kursinhalte die an verschiedenen US-amerikanischen Hochschulen entwickelten *world history*-Curricula beeinflussten. Anhand der Orientierungsbedürfnisse und pädagogischen Anliegen, die in diese weltgeschichtlichen Kurse einflossen, beleuchtet sie ferner die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die dazu führten, dass sich einige weltgeschichtliche Narrative durchsetzten und im US-amerikanischen tertiären Bildungssektor weite Verbreitung fanden, während andere weniger rezipiert wurden.

Auf solcherlei Rahmenbedingungen globalgeschichtlicher Historiografie macht auch Matthias Middell in seinem Beitrag im vorliegenden Band aufmerksam: Viele globalgeschichtliche Werke sind kollektive Unternehmungen, für die sich Spezialistinnen und Spezialisten zu unterschiedlichen Epochen und Regionen zusammentun, um Überblicke über bestimmte Entwicklungen zu verfassen. Denn sowohl Welt- als auch Globalhistorikerinnen und -historiker sind mit der grundlegenden Problematik konfrontiert, ihren eigenen Forschungs- und Wissensschwerpunkt letztlich doch zumeist in einer bestimmten Region zu haben. Diejenigen, die Überblickswerke schreiben wollen, welche einen großen geografischen Radius abdecken sollen, geraten somit schnell an ihre Grenzen. Um diese zu umschiffen, gibt es Versuche, Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Expertisen zusammenzuführen – etwa in Form der „Fischer Weltgeschichte", der im Verlag C.H.Beck beziehungsweise bei *Belknap Press* erscheinenden „Geschichte der Welt"/„A History of the World" oder bei der von Matthias Middell porträtierten „Cambridge World History". Allerdings potenzieren sich bei diesem Vorgehen

(Hg.): Globalgeschichten (wie Anm. 20), S. 41–74. Den Ansatz weiterführend: Angelika Epple: Jenseits globaler Warenketten. Commodityscapes, Verflechtungen, Relationierungen und die Rückkehr der Akteure. In: Christiane Berth (Hg.): Kaffeewelten. Historische Perspektiven auf eine globale Ware im 20. Jahrhundert. Göttingen 2015, S. 274–280.

die konzeptionellen und narratologischen Herausforderungen: Da zwar nicht mehr versucht wird, alle regionalspezifischen Erfahrungen in eine kohärente Erzählung zu überführen, ist das Resultat häufig ein Nebeneinander eher unverbundener Erzählstränge. Dies wird durch ein Bekenntnis zur Multiperspektivität legitimiert. Diese Verfahrensweise führt aber, so Middell, zu Widersprüchen zwischen den verschiedenen Textteilen, die bei der Leserschaft wohl eher zu Verwirrung denn zu einer systematischen Einsicht in die Funktionsmechanismen transgesellschaftlicher Interaktionen führen dürften.

Darstellungsweisen

Lenkt man den Blick fort von den Großerzählungen und umfassenden Erklärungsansätzen, die einige Globalhistorikerinnen und -historiker zur Diskussion gestellt haben, und richtet ihn auf die darstellerische Ebene und auf die Art und Weise, wie transgesellschaftliche Interaktionen erzählt werden, so fällt auch diesbezüglich die eingangs bereits erwähnte große Variabilität ins Auge.[25] Letztere lässt sich beispielsweise anhand des Abstraktionsgrades von Darstellungen nachweisen: Neben stark systematisierenden Arbeiten, in denen Strukturen und Prozesse eher synthetisierend erläutert werden, finden sich solche, die Verflechtungen vor allem an konkreten Fallbeispielen illustrieren. Ein Teil der globalgeschichtlichen Produktion beschäftigt sich eher mit makrohistorischen oder globalen Phänomenen wie dem Aufstieg und dem Fall von Großreichen oder Handelsimperien, dem Kalten Krieg oder weltweit grassierenden Seuchen, während andere globalgeschichtliche Studien eher die Mikroebene in den Blick nehmen und sehr häufig die Folgen globaler Prozesse auf der lokalen Ebene untersuchen. Der Glokalisierungsansatz hat sich für diese letztgenannte Unterform der Globalgeschichte als besonders inspirierend erwiesen, fragt er doch nach den Verbindungen zwischen den vielfältigen Formen der Globalisierung beziehungsweise von umfassenden Verflechtungen einerseits und ihren lokalen beziehungsweise regionalen Auswirkungen und Verortungen, den Umsetzungen von Globalisierungsprozessen entlang lokaler und regionaler Vorbedingungen und Besonderheiten andererseits.[26] Solchen Studien gelingt es, die Spezifizität lokaler Adaptionsprozesse darzulegen und die Individualität lokaler Akteure und Strukturen herauszuarbeiten.[27] Hier herrscht in den Worten von Dipesh Chakrabarty „a loving

[25] Eine systematische Analyse von globalgeschichtlichen Plots findet sich bei Pamela K. Crossley: What Is Global History?. Cambridge 2008. Sie unterscheidet Erzählungen der *divergence* von solchen der *convergence*, der *contagion* und der *systems*.

[26] Vgl. Roland Robertson: Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity. In: ders./Mike Featherstone/Scott Lash (Hg.): Global Modernities. London 1995, S. 25–44; Angelika Epple: Lokalität und die Dimensionen des Globalen. Eine Frage der Relationen. In: HA 21 (2013), S. 4–25.

[27] Um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen: Donald R. Wright: The World and a Very Small Place in Africa. A History of Globalization in Niumi, the Gambia. New York ^{3}2010.

grasp of detail in search of the diversity of human life worlds".[28] Untersuchungen in dieser Traditionslinie können plastisch nachzeichnen, wie auf der Makroebene verortete Prozesse ihren je spezifischen Niederschlag auf der Mikroebene fanden. Ihnen gelingt es, den Wandel der lokalen Verhältnisse nicht nur anschaulich zu beschreiben, sondern auch zu erklären. Da eine solche Perspektive die Ursachen für Wandel auf der Makroebene verortet, die Auswirkungen beispielsweise von zunehmender Globalisierung oder der Entstehung von Zentrum-Peripherie-Konstellationen hingegen auf der Mikroebene, entstehen aber mehrere Probleme: So steht die Gefahr der Atomisierung von Geschichte im Raum – des unverbundenen Nebeneinanders von Einzelfällen von Globalisierungs- beziehungsweise Verflechtungsfolgen. Forschenden, die sich auf die Mikroebene konzentrieren, fällt es zudem oftmals schwer, mögliche Extrapolationen vorzunehmen und allgemeingültige Aussagen über die Wirkungsweise der Globalisierung zu treffen. Da die Repräsentativität des jeweils ausgewählten mikrohistorischen Fallbeispiels nicht belegt werden kann, muss die Darstellung illustrativ, müssen verallgemeinernde Aussagen spekulativ bleiben. Darüber hinaus ergibt sich das Problem, den Wandel auf der Makroebene zu erklären. Wie analysiert und stellt man dar, dass die vielen Handlungen und Reaktionen lokaler Akteure ihrerseits auf die Makroebene zurückwirkten, dieser Stabilität verliehen oder zu deren Wandel beitrugen? Mittlerweile stehen Konzepte zur Verfügung, wie eine Kopplung von der Mikro- zur Makroebene doch bewerkstelligt werden kann, etwa durch die Konzentration auf Transmissionsstrukturen und -prozesse auf der Mesoebene. Nichtsdestoweniger erweist es sich konzeptionell als schwierig, solcherlei Überlegungen in konkrete Darstellungen umzusetzen. Dies betont auch Mona Rudolph in ihrer Analyse des *global commodity chains*-Ansatzes, der es den Autoren und Autorinnen zwar ermöglicht, zwischen Mikro-, Meso- und Makroebene zu wechseln, dessen analytisches Potenzial jedoch begrenzt bleibt.

Viele der neueren globalgeschichtlichen Studien zeichnen sich nicht nur durch ihre Prädilektion für die Mikroebene aus, sondern fallen auch durch ihre Akteurszentriertheit auf. Häufig wird danach gefragt, wie Individuen oder Gruppen (einige würden hinzufügen: Artefakte und Substanzen) globale Verbindungen schaffen beziehungsweise wie sie diese erfahren. Roland Wenzlhuemer hat es dementsprechend als die zentrale Aufgabe der Globalgeschichtsschreibung bezeichnet, herauszufinden, „wie durch das Handeln von Menschen globale Verbindungen entstehen und wie diese wiederum auf das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen zurückwirken".[29] Eine solche Akteurszentriertheit ist natürlich kein Alleinstellungsmerkmal der Globalgeschichtsschreibung. Vielmehr gibt es in vielen Strömungen, die in Opposition zur beziehungsweise als Weiterentwicklung

[28] Zitiert nach Jan De Vries: Reflections on Doing Global History. In: Berg (Hg.): Writing (wie Anm. 1), S. 32–47, hier: S. 4. Die verwendete Begrifflichkeit (*loving*) spiegelt den normativen Hintergrund dieser Prädilektion wider.

[29] Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden. Konstanz 2017, S. 20.

der Sozial- und Strukturgeschichte entstanden sind, das Bestreben, das handelnde historische Subjekt wiederzuentdecken, statt lediglich Strukturen in ihrem Wandel darzustellen. Viele Globalhistorikerinnen und -historiker greifen somit auf, was zum Beispiel die Mikrogeschichte, die Alltagsgeschichte oder die Neue Historische Biografik bereits seit Längerem praktizieren – nämlich die Erfahrungen und das Handeln von Menschen, von identifizierbaren Menschen, (wieder) ins Zentrum von historiografischen Darstellungen zu rücken. Ein solcher Trend lässt sich beispielsweise anhand der Kolonialgeschichtsschreibung der vergangenen Jahre gut belegen. Diese fragt unter anderem nach der Rolle der Intermediären und eruiert dabei die Handlungsweisen etwa der Dolmetscher, der Karawanenführer, der indigenen Polizisten und Soldaten sowie die Motive und Erfahrungen dieser Menschen mit der Welt der Kolonisierenden wie auch die Versuche, die eigenen Lebenswelten entsprechend den individuellen Vorstellungen zu gestalten.[30] In der Migrations-, Missions- und Wissensgeschichte, aber auch in der Geschichte der wirtschaftlichen Globalisierung wächst ebenfalls die Zahl der Studien, die sich einzelnen Auswandernden beziehungsweise Auswanderergruppen, Missionarinnen und Missionaren, Forschungsreisenden oder Unternehmern beziehungsweise Unternehmerfamilien widmen. Insbesondere individuelle *cultural brokers* stehen hierbei oft im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Teilweise geht die Akteurszentrierung mit der Suche nach der *agency* einher. Besonders in globalgeschichtlichen Arbeiten, die sich mit Verflechtungen innerhalb asymmetrischer Machtkonstellationen befassen, zeigt sich der Wunsch, auch den Subalternen in hierarchisch konfigurierten Verhältnissen Handlungsmacht zuzuschreiben, die dann meist als Widerständigkeit oder zumindest Resistenz dargestellt wird. Besonders häufig findet sich diese Suche nach der *agency* in Untersuchungen zur transatlantischen Geschichte der Sklaverei, die seit den späten 1970er-Jahren nach jenen Handlungsspielräumen der Sklavinnen und Sklaven im Alltag fahnden, die diese sich erkämpft hatten beziehungsweise geschickt auszunutzen und auszuweiten wussten.[31] Häufig dargestellt werden Situationen, in denen der Machtanspruch und die Machtdurchsetzungsfähigkeit der Sklavenbesitzenden ihre Grenzen am Willen und Handeln der Versklavten fanden. Im Zentrum der Arbeiten stehen Episoden über Personen, die sich der Zwangsarbeit entzogen oder *silent sabotage* praktizierten, also beispielsweise mutwillig Handwerkszeug oder Maschinen zerstörten oder verschwinden ließen, und so einen Beitrag dazu leisteten, die Profitabilität der Sklaverei zu unterminieren. Ebenso

[30] Um wiederum nur ein Beispiel zu nennen: Thomas Morlang: Askari und Fitafita. „Farbige" Söldner in den deutschen Kolonien. Berlin 2008.

[31] Vgl. beispielsweise die Überblickswerke Gad J. Heuman/Trevor Burnard (Hg.): The Routledge History of Slavery. London 2012; Kenneth Morgan: Slavery in America. A Reader and Guide. Edinburgh 2005; Robert Louis Paquette/Mark M. Smith (Hg.): The Oxford Handbook to Slavery in the Americas. Oxford 2012; Dorothy Schneider/Carl J. Schneider: Slavery in America. New York ²2007. Eine frühe, kritische Auseinandersetzung mit dem *agency*-Konzept in der Sklavereigeschichtsschreibung findet sich bei Walter Johnson: On Agency. In: JSH 37 (2003) 1, S. 113–124.

beschäftigen sich Studien mit den Versuchen von Sklavinnen und Sklaven, afroamerikanische Kulturelemente zu erhalten und somit die eigene kulturelle und soziale Identität zu bewahren: Tänze, Musik, Ernährungsformen werden ebenso wie religiöse Riten und die sehr eigensinnige Auslegung christlicher Glaubensgrundsätze beziehungsweise der Bibel daraufhin analysiert, inwieweit hier „Afrikanität" praktiziert oder auch refiguriert wurde – was Historikerinnen und Historiker als Ausdruck einer kulturellen Autonomie deuten. Insbesondere die *trickster tales* werden häufig zitiert, also jene oft wiederholten Erzählungen, in denen scheinbar unterlegene, meist als Tiere dargestellte Figuren, durch Schlauheit und Gerissenheit scheinbar Überlegene düpieren und eben austricksen. Diese Erzählungen gelten als Analogie zum Alltag der Sklavinnen und Sklaven, die sich durch das Erzählen dieser Geschichten als die eigentlich Machtvollen stilisierten, stellen die *trickster tales* doch die vermeintlich Unterlegenen als diejenigen dar, die in Wirklichkeit ihren Willen durchsetzen.

Dieser Topos von Akten der Selbstermächtigung und Selbstbestimmung innerhalb asymmetrischer Machtkonstellationen fand auch Eingang in die globalgeschichtlichen Beschreibungen derjenigen indigenen Akteure in den Kolonien, die sich dem Herrschaftsanspruch der Kolonialherren klug entzogen oder diesen für sich umzunutzen wussten. Dies stand im Zusammenhang mit dem Aufstieg der *postcolonial studies*, infolgedessen Forderungen lauter wurden, sich nicht mehr lediglich mit den Kolonialherren zu beschäftigen: „The [colonized] peoples themselves had to be given voice and agency, reacting to Europeans, suffering, resisting, exchanging knowledge and objects, sometimes intimate with Europeans, often ignoring them and going on with their life."[32] Die *agency* der Kolonisierten zu suchen und zu finden, ist ein Anliegen vieler – wenn auch bei Weitem nicht aller – Globalhistorikerinnen und -historiker. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass entsprechende Bestrebungen auch vom normativen Anspruch getrieben sind, den Subalternen ihre Würde als handelnde Subjekte wiederzugeben, statt sie lediglich als passive Opfer übermächtiger Herrschaftsstrukturen zu bezeichnen.

Andere Globalhistoriker und -historikerinnen konzentrieren sich dagegen nicht auf asymmetrische Machtkonstellationen, sondern stellen gleichberechtigte Kulturkontakte zwischen Akteuren aus verschiedenen Regionen oder Kontinenten dar. So widerlegen sie beispielsweise die vielen Werken zugrunde liegende Annahme von der generellen Überlegenheit europäischer Protagonistinnen und Protagonisten – entsprechende Tendenzen zeichnet Mark Häberlein im vorliegenden Sammelband anhand der Forschungen zur atlantischen und zur eurasischen Geschichte nach. Er weist auf eine bedeutende Zahl von Studien hin, die beispielsweise transkontinentale Kontakte als einen Austausch darstellen, in dessen Rahmen auch die europäischen Neuankömmlinge – seien es Forschungsreisende, Missionarinnen und Missionare, Kolonisierende oder Kaufleute – von den Altein-

[32] Natalie Zemon Davis: Decentering History. Local Stories and Cultural Crossings in a Global World. In: H & T 50 (2011) 2, S. 188–202, hier: S. 190.

gesessenen lernten, mit ihnen in wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse eintraten, hybride Praktiken entwickelten et cetera.

Wie unterschiedlich solche Kulturkontakte konzeptionell gefasst und dargestellt werden können, zeigt der Beitrag von Sebastian Schlund in diesem Band auf. Der Autor analysiert darin Studien, die sich der Genese (früh-)neuzeitlicher Siedlungskolonien und damit den Kulturkontakten zwischen europäischen Siedlerinnen beziehungsweise Siedlern und Indigenen widmen. Während die von der *frontier*-These beeinflussten Darstellungen Handlungsmacht eher bei den metropolitanen Akteuren verorten, vertreten andere Autorinnen und Autoren das *middle ground*-Narrativ. Dieses nimmt vor allem Kulturkontakte „auf Augenhöhe" in den Blick und betont dementsprechend Hybridisierungen, die durch Kooperationen und lokale Aushandlungsprozesse zwischen Siedelnden und indigenen Akteuren zustande kamen. Während dieses Narrativ mithin indigenen Menschen umfassende *agency* zuschreibt, verhält es sich beim *indigenocide*-Narrativ völlig anders: Hier sind in einem dichotomisch konzipierten Setting von Kulturkontakten indigene Bevölkerungsgruppen lediglich Opfer gewalttätiger Siedlerinnen und Siedler – und allerhöchstens in der Lage, mit letztlich aussichtslosen Akten des Widerstands zu reagieren.

Die Akteurszentriertheit vieler globalgeschichtlicher Publikationen zeitigt Konsequenzen auf der darstellerischen Ebene. Die Betonung der *agency* etwa führt häufig zu anekdotischem Erzählen: Anhand von einzelnen Taten werden Selbstermächtigung und Handlungsmacht herausgestellt. Zugleich ergibt sich aus der Akteurszentriertheit das Bestreben, wo immer möglich Egodokumente zu verwenden und Aussagen aus erster Hand in die Darstellung einzuflechten. Gerade bei Studien, die sich asymmetrischen Machtkonstellationen wie dem Kolonialismus, dem transatlantischen Sklavenhandel oder der Beschäftigung von Zwangsarbeitenden widmen, stellt dies allerdings eine große Schwierigkeit dar, ist entsprechendes Quellenmaterial doch überaus selten auffindbar. Doch die Quellenrecherche lohnt sich in den Augen jener, die akteurszentriert schreiben: Nicht nur erfreut ein hohes Maß an Konkretion in der Regel die Leserschaft, vielmehr empfindet Letztere aufgrund der großen Nähe der Darstellung zu den Protagonistinnen und Protagonisten mit diesen auch Empathie. Solcherlei Empathieangebote sind in globalgeschichtlichen Arbeiten besonders dann häufig anzutreffen, wenn Erfahrungen und Praktiken von Subalternen in asymmetrischen Machtkonstellationen im Zentrum der Darstellung stehen: Die Geschichte von Kolonisierten, von Versklavten, von Deportierten und von durch die wirtschaftliche Globalisierung Benachteiligten, ihr Leiden aber auch ihre Resistenz gegen die Zumutungen transgesellschaftlicher Interaktionen werden der Leserschaft plastisch dargelegt.

Es ist allerdings nicht nur wichtig zu eruieren, wie Globalgeschichte einem lesenden Publikum präsentiert wird, vielmehr sollte auch analysiert werden, wie das Thema in Bildungseinrichtungen vermittelt wird. Diese und die Frage nach den pädagogischen Anliegen, die an die Globalgeschichte herangetragen werden, greift der Beitrag von Susanne Popp im vorliegenden Band auf. Da dem schulischen

Geschichtsunterricht eine Orientierungsfunktion zukommt – so ihr Argument – kann auf globalhistorische Themen nicht verzichtet werden. Doch wie sind diese den Schülerinnen und Schülern zu vermitteln, wie sind sie zu erzählen, wie können sie in die Lehrpläne eingebunden werden? Und wie lässt sich die institutionell vorgegebene didaktische Notwendigkeit der Komplexitätsreduktion in der Globalgeschichte umsetzen? Diesen und anderen Fragen kommt mit dem Ausbau globalgeschichtlicher Unterrichtseinheiten an deutschen Schulen eine wachsende Bedeutung zu.

Begriffe und Visualisierungen

Wendet man sich nach den Meistererzählungen und Metanarrativen sowie den *emplotments* zu guter Letzt noch dem Sprachinventar globalgeschichtlicher Darstellungen zu, so könnte man hier eventuell am ehesten eine gewisse Spezifik globalgeschichtlicher Historiografie entdecken. Denn Globalhistorikerinnen und -historiker haben sich mit der Sprache, in der sie ihre Darstellungen fassen, besonders kritisch auseinandergesetzt. Dies beginnt ganz basal mit dem nicht ganz unproblematischen Phänomen, dass „westliche" Globalhistorikerinnen und -historiker ihre Studien auf Englisch (seltener auf Französisch oder Deutsch) schreiben – eine Tatsache, die auch Ewald Frie in seinem Beitrag für diesen Band kritisch beleuchtet. Globalhistorische Schriften, die in nicht westlichen Sprachen erscheinen, werden in den europäischen beziehungsweise anglofonen *scientific communities* lediglich von den Spezialistinnen und Spezialisten der betreffenden *area studies* wahrgenommen, die ihre Lesefrüchte dann aber wiederum in der Regel nur selektiv weitergeben. Historikerinnen und Historiker, die beispielsweise auf Chinesisch oder Russisch schreiben, werden von den das Feld dominierenden englischsprachigen *global historians* meistens ignoriert.[33] Die transgesellschaftliche Kommunikation zwischen Globalhistorikerinnen und -historikern ist somit mit fundamentalen Hindernissen konfrontiert. Darüber hinaus geht die Verwendung europäischer Sprachen mit einer weiteren Problematik einher: Die westliche Geschichtswissenschaft bedient sich der Sprachen der Kolonisierenden, der westlichen Metropolen und der dominierenden Wirtschaftsmächte – Sprachen, die genau jene Machtkonstellationen und Wahrnehmungsformen transportieren, mit denen sich die Globalgeschichte kritisch auseinandersetzen und die sie gegebenenfalls auch dezentrieren möchte.[34] Dies ist ein Problem, das im Übrigen auch die bereits angesprochenen Formen des darstellerischen Arrangierens von empirischen Fest-

[33] Vgl. dazu auch Andreas Eckert: Globalgeschichte und Zeitgeschichte. In: APUZ 62 (2012) 1–3, S. 28–32, online zugänglich unter: https://www.bpb.de/apuz/59791/globalgeschichte-und-zeitgeschichte?p=all (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[34] Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: Can the Subaltern Speak?. In: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana 1988, S. 271–313. Zum Aspekt der Dezentrierung vgl. auch Davis: History (wie Anm. 32), S. 188–202.

stellungen und Argumenten und damit das *emplotment* betrifft, welches auf „westlichen" Traditionen und akademischen Standards beruht: Wenn die Forderung im Raum steht, auch die in der „westlichen" Geschichtswissenschaft dominierenden Konzepte, Epistemologien und Begrifflichkeiten zu dezentrieren, dann richtet sich diese auch auf die Art und Weise, wie „westliche" Historikerinnen und Historiker Geschichte bislang erzählt haben, darauf, wie sie Plots strukturieren, Argumente aufeinander aufbauen, narrativ Kohärenz herstellen und Wissenschaftlichkeit über Fußnoten, empirische Herangehensweisen et cetera zu erreichen versuchen.[35]

Auch wenn diese Problematiken noch nicht ausreichend diskutiert worden sind, so lässt sich zumindest konstatieren, dass bei vielen Autorinnen und Autoren globalgeschichtlicher Arbeiten die Anstrengung groß ist, die eigene Sprache und die verwendeten Begriffe kritisch zu reflektieren. Es gibt ein ersichtliches Bemühen, zumindest besonders rassistisch beziehungsweise kolonialistisch aufgeladenen Begrifflichkeiten zu vermeiden und zu ersetzen. Wörter wie „Eingeborene" oder „Rasse" finden sich kaum noch in den neueren Veröffentlichungen – und wenn, dann nur noch in Anführungszeichen. Doch die gefundenen Alternativen sind nicht immer ohne Tücke, denn viele der von Globalhistorikerinnen und -historikern neu eingebrachten, aber auch der weiterhin bevorzugt benutzten Begriffe weisen ihrerseits oft unreflektierte – teilweise nicht nur auf der analytischen, sondern auch auf der normativen Ebene problematische – Konnotationen auf. Dem geht Stefanie Gänger in ihrem Beitrag im vorliegenden Sammelband nach. Bereits an anderer Stelle hat sie aufgezeigt, dass in vielen globalgeschichtlichen Arbeiten Begriffe verwendet werden, die biologistisch-organizistisch angelegt sind.[36] Im Englischen kommen *flows*, *circulations* und *entanglements* vor, wenn beispielsweise von grenzüberschreitendem Handel, von Migrationen oder von Wissensaustausch die Rede ist. Und im Deutschen – so ließe sich hinzufügen – ist von „Warenströmen", „Einwanderungswellen" und „Einflüssen" die Rede. Im vorliegenden Band widmet sich Stefanie Gänger dem Gebrauch des Wortes *local*, beziehungsweise zu Deutsch: „lokal", das in der Kolonialgeschichtsschreibung sowie bei der Darstellung von europäisch-asiatischen oder europäisch-afrikanischen Wissenstransfers häufig verwendet wird, um indigene Akteure oder Phänomene zu benennen. Die mit dem Gebrauch einhergehende Konnotation ist aber vor allem jene des Nicht-Globalen, des Ursprünglichen und Partikularen. Der oft genutzte Begriff *local* hat somit einen problematischen neoexotistischen Beiklang und negiert zugleich die zentrale globalhistorische Erkenntnis, dass gerade das angeblich Authentische und Partikulare selbst erst aus der Konfrontation mit dem Globalen und aus Alteritätskonstruktionen resultiert.

[35] Vgl. dazu auch Michael Werner/Bénédicte Zimmermann (Hg.): De la comparaison à l'histoire croisée. Paris 2004.

[36] Vgl. Stefanie Gänger: Circulation. Reflections on Circularity, Entity and Liquidity in the Language of Global History. In: JGH 12 (2017), S. 303–318.

Mit historischen Karten und solchen in Geschichtswerken wendet sich Ute Schneider in ihrem Beitrag im vorliegenden Sammelband einem weiteren Phänomen globalgeschichtlicher Darstellungen zu. Globalhistorikerinnen und -historiker verwenden häufig sowohl zeitgenössische als auch neu erstellte Karten: Mit deren Hilfe gelingt es, komplexe Verbindungen über geografische Distanzen hinweg zu visualisieren und zugleich eines der zentralen Themen vieler globalhistorischer Arbeiten, den Raum, zu repräsentieren. Oft werden Karten verwendet, so stellt die Autorin heraus, weil sie die im Text vorgebrachten Erkenntnisse im wortwörtlichen Sinne veranschaulichen können. Doch – hier ähnelt der Befund jenem von Stefanie Gänger für die Sprache in globalgeschichtlichen Darstellungen – erfolgt der Einsatz von Karten ebenfalls mitunter unbedacht. So korrespondieren beispielsweise die Narrative der verwendeten Karten nicht immer mit jenen des Textes. Zudem haben Karten den Nachteil, Wandel kaum ausreichend wiedergeben zu können, während der Text in der Regel gerade diesen ins Zentrum stellt. Der Beitrag von Ute Schneider liest sich somit als ein Plädoyer für einen bewussteren und reflektierteren Umgang mit Karten in globalgeschichtlichen Darstellungen.

Der vorliegende Sammelband kann nicht mehr sein als eine erste Annäherung an die Historiografie der Globalgeschichte. Eine präskriptive Narratologie enthält er nicht, wohl aber die Hoffnung, dass sich Globalhistorikerinnen und -historiker in Zukunft intensiver mit der Art und Weise, wie Globalgeschichte erzählt wird, beschäftigen werden.

Meister- und Metaerzählungen

Katja Castryck-Naumann

Die Debatten um *world history* in den USA und der Wandel von welthistorischen Narrativen in der Lehre

Die heutigen Debatten in den USA um globalgeschichtliche Narrative haben eine facettenreiche Vorgeschichte. In den 1880er-Jahren wurde in Reaktion auf die zeitgenössischen Globalisierungsprozesse, die zu Modernisierungsdruck, Einwanderung sowie geopolitischen Ambitionen führten, Geschichte zu einer politisch-kulturellen Ressource – und auch Weltgeschichte beziehungsweise Allgemeine Geschichte erlangte eine neue politische sowie gesellschaftliche Relevanz. Begleitend dazu entwickelte sich das bis heute existierende Hochschulsystem, in dem die College-Ausbildung dem Erwerb von Allgemeinwissen dient, während in der Graduiertenausbildung stärker forschungsorientiertes Wissen vermittelt wird.[1] In diesem Kontext begann die Suche nach Deutungen der Vergangenheit, die die sich damals intensivierenden globalen Verflechtungen sowie die größere Rolle der USA in der internationalen Politik erklären. Es setzte die prozesshafte Herausbildung heutiger globalgeschichtlicher Ansätze ein. Die im Laufe des 20. Jahrhundert entwickelten konzeptionellen Vorschläge zur Kenntnis zu nehmen, ist für ein besseres Verständnis der aktuellen US-amerikanischen wie auch der weltweit geführten Globalgeschichtsdiskussion aufschlussreich. Der Blick auf diese und ihre gesellschaftlichen und politischen Kontexte hilft dabei, die US-amerikanischen Beiträge, die für viele Historikerinnen und Historiker auch jenseits Nordamerikas einen zentralen Orientierungspunkt bildeten und bilden, in ihrer Genese und Spezifik bewußt wahrzunehmen. Damit wird zugleich der Blick auf andere – bislang weniger erfolgreiche – Vorschläge für globalgeschichtliche Narrative frei.

Zum einen entstand *world history* in den USA in intensiven Diskussionen über die universitäre Lehre und im Zuge eines Programms zur Allgemeinbildung an den Colleges. Das mag zunächst verwundern, wird doch das Prestige des US-amerikanischen Hochschulsystems zumeist auf die Forschungsstärke einer Reihe

[1] Michael Kammen: Mystic Chords of Memory. The Transformation of Tradition in American Culture. New York 1991; Gabriele Lingelbach: Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2003; Wilson Smith/Thomas Bender (Hg.): American Higher Education Transformed, 1940–2005. Documenting the National Discourse. Baltimore 2008.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-002

von herausragenden Universitäten zurückgeführt. Dabei ist selbst der akademische Alltag an diesen Universitäten von den Auseinandersetzungen um Lehrprogramme und Deputate sowie der Konkurrenz um die besten Studierenden geprägt, die bereits bei der Auswahl der Kandidatinnen und Kandidaten für das Bachelorstudium beginnt. Da die Lehre für die Existenz und Exzellenz US-amerikanischer Universitäten von konstitutiver Bedeutung ist, wurde auch Weltgeschichte in erste Linie über Fragen der Lehrorganisation und Ausrichtung der Lehrprogramme konzipiert und etabliert.[2]

Zum anderen entstanden weltgeschichtliche Narrative hier – wie andernorts auch – aus dem Bedarf an Erzählungen über die Rolle der eigenen Gesellschaft in einer zunehmend interaktiven und transregional verflochtenen Welt sowie aus dem Bemühen heraus, die Rolle des eigenen Landes in der Weltpolitik verständlich zu machen. Bereits um 1900 wollte man sich deshalb von einer aus Europa stammenden alten Universalgeschichte absetzen und strebte an, eigene Narrative zu erarbeiten.[3] Nach den beiden Weltkriegen gab es dann erst recht das Bedürfnis nach einer historischen Deutung der sich wandelnden internationalen Position der Vereinigten Staaten und der sich globalisierenden Welt. In der Folge entstand eine Vielzahl von Ansätzen und Deutungsmustern, mit denen die heutige multipolare, interaktive und transkulturelle Welt- und Globalgeschichte in wichtigen Aspekten vorgedacht wurde. Ältere eurozentrische, universalistische und metahistorische Varianten von Weltgeschichte sind dabei immer wieder aufgebrochen worden, etwa indem für die Darstellung von nicht-westlichen Weltregionen zunehmend empirisch basiertes Wissen herangezogen wurde.[4] Die Hinwendung zu historischen grenz- und regionalübergreifenden Verflechtungen entstand nicht in einer radikalen Absetzbewegung, sondern hatte eine lange Anlaufzeit.

Der Blick auf diese frühen Debatten zeigt, dass die Entwicklung der heutigen Ansätze nicht linear verlaufen ist. Begibt man sich in die zeitgenössischen Diskussionen, wird zudem deutlich, dass an spezifischen Orten und im Kontext des jeweils lokalen Mikrokosmos einer Universität um neue Ansätze für welt- und globalgeschichtliche Deutungen gerungen wurde, und dass deshalb die erarbeiteten Konzepte unterschiedlich erfolgreich waren. Es ist lohnend, sich mit den gescheiterten wie mit den langfristig wirksamen Vorschlägen für eine zeitgemäße Weltgeschichte in den USA zu befassen, denn einige der zeitgenössisch nicht weiter-

[2] W. B. Carnochan: The Battleground of the Curriculum. Liberal Education and American Experience. Stanford 1993; Gary Nash/Charlotte Crabtree/Ross Dunn: History on Trail. Culture Wars and the Teaching of the Past. New York 1997.

[3] Vgl. u. a. die Rede des ersten Präsidenten der American Historical Association (AHA) Andrew D. White: On Studies in General History and the History of Civilization. Vorgetragen auf der ersten Jahrestagung der AHA am 9. September 1884. In: Papers of the American Historical Association. Bd. 1. New York 1886, S. 49–72.

[4] Zur Entwicklung der Außereuropa-Historiografie vgl. u. a. Anthony Molho/Gordon S. Wood (Hg.): Imagined Histories. American Historians Interpret the Past. Princeton 2008; Dominic Sachsenmaier: Global Perspectives on Global History. Theories and Approaches in a Connected World. Cambridge 2011.

verfolgten Konzepte halten für heutige Debatten ein Arsenal von Ideen bereit und sind zugleich eine Einladung, nach globalgeschichtlichen Betrachtungen an anderen Orten zu fahnden, an denen im 20. Jahrhundert alternative Konzepte formuliert worden sind. Selbst wenn diese in den heutigen Debatten nur noch unterschwellig präsent sind, wurden und werden sie tradiert, weil die früheren Geschichtsbilder, an denen sich nachfolgende Generationen von Historikerinnen und Historikern abgearbeitet haben, häufig noch existieren, und deshalb auch in den Diskussionen der Gegenwart durchscheinen. Die laufenden Debatten mit dem Wissen um frühere konzeptionelle Erneuerungen wahrzunehmen, kann jedenfalls vor einer neuen Zentrik bewahren sowie vor der Illusion, dass welt- und globalgeschichtliche Narrative ohne Bezug zu zeit- und ortsspezifischen gesellschaftlichen Herausforderungen und politischen Rahmenbedingungen entworfen werden.

Im Folgenden wird die prozesshafte Formierung der US-amerikanischen *world history* bis in die 1970er-Jahre nachgezeichnet – mit Blick auf die Lehre und vor allem die Neuausrichtung der historischen Einführungs- und Überblickskurse am College. Wer die Leiterzählungen über die Welt und über den Platz der USA ändern wollte, setzte bei den College-Curricula an. Denn bis heute sieht die vierjährige Ausbildung im tertiären Bildungssektor der USA außer fachspezifischen auch allgemeinbildende Lehrveranstaltungen vor, wobei Letztere seit den 1920er-Jahren in sogenannten *general education*-Programmen gebündelt sind. Dabei handelt es sich um eine Art obligatorisches Studium generale, das Grundlagenwissen aus verschiedenen Disziplinen beinhaltet. Ein fester Bestandteil dieser Programme war ein Einführungskurs in Geschichte, der bereits Ende des 19. Jahrhunderts unter dem Namen *general history* etabliert worden war. Neben einem Grundstock an Faktenwissen sollten darin Werte und ein Überblick über die Menschheitsgeschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart vermittelt werden.[5] Das lud und lädt zu Meistererzählungen ein. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden im Wesentlichen Universalgeschichten europäischer Provenienz wiedergegeben, danach jedoch die Inhalte signifikant umgeschrieben. Die ab der Zwischenkriegszeit stattfindende kontinuierliche Neuausrichtung der Inhalte des Faches verlief facettenreich und kann deshalb hier nur in Ausschnitten vorgestellt werden. Im Folgenden wird gezeigt, dass unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs die herkömmlichen Einführungskurse in Geschichte im Zeichen einer „education for peace and international understanding", wie sie für circa ein Jahrzehnt an Colleges und Universitäten in den USA Konjunktur hatte, überarbeitet wurden. Ende der 1920er-Jahre geriet dieser Ansatz und die damit verbundenen historischen Deutungen im Zuge einer geschichtspolitischen Umorientierung zunehmend in die Defensive und es bildeten sich zwei welthistorische Narrative heraus, die fortan in Konkurrenz zueinanderstanden – die Erzählung vom Aufstieg des Westens

[5] Daniel Bell: The Reforming of General Education. The Columbia Experience in Its National Setting. New York 1966; Ernest L. Boyer/Arthur Levine: A Quest for Common Learning. The Aims of General Education. New York 1981.

(*history of Western civilization*) und *world history* als eine Geschichte der Weltregionen und ihrer globalen Verflechtungen. Daran anschließend werden in einem weiteren Teil des Beitrags drei Historiker vorgestellt, die beginnend in den späten 1940er-Jahren aus der Lehre heraus und für den akademischen Unterricht welt- und globalhistorische Ansätze und Interpretationslinien entwickelten: Von diesen ist William H. McNeill sicherlich am bekanntesten, während Marshall G. S. Hodgson und Leften S. Stavrianos heute weniger im Bewusstsein sind, jedoch ebenfalls wegweisend waren.[6] In der Gesamtschau wird erkennbar, dass in den USA bis in die 1970er-Jahre höchst unterschiedliche Konzepte für Welt- und Globalgeschichte formuliert wurden, die sich auf je eigene Weise von älteren – aus Europa stammenden – Narrativen absetzten und die in der Zusammenschau eine bis in die Gegenwart reichende Genealogie der *world history* ergeben.

Narrative für eine Erziehung zu Frieden und Internationalismus

Nach dem gescheiterten Beitritt der USA zum Völkerbund intensivierten viele Anhänger der Völkerbundidee ihr Bemühen, die breite Öffentlichkeit und Politik vom Wert einer internationalen Friedensarbeit und einer internationalistischen Außenpolitik zu überzeugen. In diesem Kontext gewann die Erziehung junger Amerikanerinnen und Amerikaner zu „international minds“[7] an Bedeutung. Für etwa eine Dekade hatte eine *education for peace* an den Schulen und Colleges in den USA Konjunktur, die von den führenden Köpfen der *Carnegie Endowment for International Peace* (CEIP), wie etwa Nicholas M. Butler, konzipiert und in die Hochschulen getragen worden war und die einen liberalen, völkerrechtsbasierten Internationalismus propagierte.[8] Diese Bewegung stellt einen bisher wenig beachteten Aspekt des US-amerikanischen Internationalismus dieser Zeit,[9] aber auch einen wichtigen Meilenstein in der Neuausrichtung der historischen Bildung dar.

An den Colleges und Universitäten herrschte nach dem Ersten Weltkrieg Aufbruchsstimmung. Der Krieg habe die Welt verändert, nun müsse sich die Bildung verändern und die Universität zu einem Ort der Erziehung von weltoffenen

[6] Neben McNeill, Hodgson und Stavrianos stellt ein unlängst erschienener Band auch Philip D. Curtin und Andre Gunder Frank als prägende Stimmen in der Weltgeschichtsdebatte der Mitte des 20. Jahrhunderts vor, vgl. Ross E. Dunn/Laura J. Mitchell/Kerry Ward (Hg.): The New World History. A Guide for Teachers and Researchers. Oakland 2016.

[7] Die Formulierung lehnt sich an den Titel eines Buchs von Nicholas M. Butler an. Nicholas Murray Butler: The International Mind. An Argument for the Judicial Settlement of International Disputes. New York 1912.

[8] Katja Castryck-Naumann: Shaping International Minds. Education for Peace and International Cooperation after the Great War in the United States. In: Dietmar Müller/Stefan Troebst (Hg.): Philanthropy, Conflict Management and International Law. The 1914 Carnegie Report on the Balkan Wars of 1912/13. Budapest 2021, S. 93–116.

[9] Warren F. Kuehl/Lynne K. Dunn: Keeping the Covenant. American Internationalists and the League of Nations, 1920–1939. Kent 1997.

Staatsbürgern werden, so die verbreitete Einschätzung.[10] Vielerorts wurden Elemente einer Friedenserziehung in die Lehre integriert, die Studierende über die Ursachen von Krieg und Frieden sowie über die entstehende neue internationale Ordnung informieren und eine internationalistische Haltung begründen sollten. Historische Betrachtungen spielten dabei eine tragende Rolle. Ihren Ursprung hatten diese neuen curricularen Inhalte im Kurs „Introduction to Contemporary Civilization" (C. C.), der im Herbst 1919 am College der *Columbia University* startete und der die obligatorischen Einführungen in die Fächer Geschichte, Philosophie und Logik ersetzte. Er wurde rasch zum Modell auch für andere Hochschulen, allein deshalb, weil sich damit an ein Format der historisch-politischen Bildung anknüpfen ließ, das während des Kriegs entstanden war. Ausbildungsprogramme für Rekruten hatten sogenannte *war issues*-Kurse vorgesehen, in denen unter anderem die historischen Hintergründe des Kriegs erläutert wurden. Nach dem Waffenstillstand plädierten die Befürworter eines werte- und weltbezogenen College-Curriculums dafür, auf entsprechender Grundlage *peace issues*-Kurse zu erarbeiten, die eine Synthese der jüngsten Geschichte Europas sowie der des Kriegs in Verbindung mit einer Analyse der laufenden Friedensverhandlungen und der Debatten über die Strukturen einer stabile Nachkriegsordnung bieten sollten.

„The main purpose of the course", so der Rektor der *Columbia University*, Nicholas M. Butler, „is to lay foundation for intelligent citizenship".[11] *Civic education* war als Bildungsanliegen seit den Immigrationswellen um 1900 en vogue, in den 1920er-Jahren ging es nun darum, „citizens of the republic and the world" zu erziehen[12] – und zwar durch die Vermittlung des gemeinsamen kulturellen Erbes sowie der historisch informierten Beschäftigung mit der Gegenwart. Gerade dadurch unterschied sich die „Introduction to Contemporary Civilization" erheblich von herkömmlichen Einführungskursen in *general history* („Allgemeiner Geschichte"), denn in Letztgenannten war in der Regel ein Überblick über die Geschichte Europas von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert geboten worden, während die Geschichte der USA an anderer Stelle separat behandelt wurde. Das Ziel des neuen Kurses war dagegen „not only to provide a historical survey or even a history of ideas, but also to throw into relief the chief characteristics of our age".[13] Der Krieg globalisierte das Curriculum und damit auch die Beschäftigung mit der Vergangenheit.

[10] Samuel B. Harding: What the War Should Do for Our History Methods. In: HO 10 (1919), S. 188–190, hier: S. 188; Nicholas M. Butler: Education after the War. In: ER 27 (1919) 1, S. 64–79, hier: S. 65.

[11] Columbia University (Hg.): Annual Report of the President, 1918–19. New York, S. 41f.; Herbert E. Hawkes, Memorandum on the New Course in Columbia College „Introduction to Contemporary Civilization", Columbia University Archive, New York, John Jacob Coss Papers, Box 4, Folder 1.

[12] Arthur M. Schlesinger: The History Situation in Colleges and Universities. In: HO 11 (1920), S. 103–106.

[13] John J. Coss: A Report of the Columbia Experiment with the Course on Contemporary Civilization. In: William S. Gray (Hg.): The Junior College Curriculum. Chicago 1929, S. 133–146.

Den Lehrplan für den neuen Kurs schrieben hauptsächlich John J. Coss als Leiter des C. C.-Teams und Herbert W. Schneider, Professor für Philosophie (der in den 1950er-Jahren Leiter der UNESCO-*Division of International Cultural Cooperation* werden sollte).[14] Das von 1919 bis 1928 geltende Curriculum sah fünf Sitzungen pro Woche à 50 Minuten vor. Drei große Themen standen auf dem Programm: Grundlagen der Zivilisation, historische Entwicklungen bis zur Gegenwart sowie aktuelle Probleme. Als eine von fünf zentralen Herausforderungen der Nachkriegsära wurden im dritten Teil des Kurses Krieg und Frieden sowie der Internationalismus erörtert.[15]

Zu den Schlüsseltexten des Kurses zählte der Sammelband „The League of Nations: The Principle and the Practice", der von Stephen P. Duggan, einem der engagiertesten Fürsprecher des Völkerbundes, herausgegeben worden war.[16] Die Studierenden lasen hier über Kriegsursachen und Mechanismen der Konfliktvermeidung, wie Schiedsgerichtsbarkeit, das Völkerrecht, staatliche Rüstungsmonopole und Abrüstung sowie internationale Sanktionen. Ausgiebig behandelt wurde das Verhältnis von Nationalismus zu Internationalismus und wie die Forderung nach einer Begrenzung staatlicher Souveränität – sei es in Form eines Staatenbundes, einer Föderation mit Entscheidungsgewalt oder einer Weltregierung. Der Kerngedanke, dass unregulierter Nationalismus zu Krieg und Ausbeutung führe, wurde mit der Lektüre von John A. Hobsons Werk „Imperialism" unterlegt,[17] und der Völkerbund als ein Zwischenschritt auf dem Weg hin zu einer internationalen Regierung präsentiert.

Über mehrere Jahre hinweg blieb der Lehrplan weitgehend unverändert. Er war geleitet von einem Verständnis von Internationalismus als Multiplikation des Nationalen, das auf dem Prinzip nationaler Selbstbestimmung und nationalstaatlicher Souveränität beruhte. Auch hielt man an dem Plädoyer für eine internationalistische Gouvernementalität fest, die auf einer gedanklichen „Verbindung von liberalen Patriotismus und *weltpolitischem mondialisme*" basierte, wie sie während sowie nach dem Ersten Weltkrieg in den USA einen Höhepunkt erlebte.[18] Der Internationalismus wurde als doppelt relevant angesehen: als Instrument zur Verhinderung von Kriegen (*negative peace*) auf der einen sowie als Gegengewicht zum Nationalismus beziehungsweise als Mittel für friedvolle Beziehungen zwi-

[14] Columbia College (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1919; Columbia Returns to Peace Time Basis. In: CAN 11 (1919) 1, S. 5.

[15] Columbia College (Hg.): Introduction (wie Anm. 14), S. 25–84; dass. (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1920, S. 62–120; dass. (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1924, S. 100–140; John J. Coss: The New Freshman Course in Columbia College. In: CUQ 21 (1919) 3, S. 247–250; Harry J. Carmen: The Columbia Course in Contemporary Civilization. In: CAN 17 (1925) 8, S. 143f.

[16] Stephen P. Duggan (Hg.): The League of Nations. The Principle and Practice. Boston 1919; Chay Brooks: The Apostle of Internationalism. Stephen Duggan and the Geopolitics of International Education. In: PG 49 (2015), S. 64–73.

[17] John A. Hobson: Imperialism. A Study. New York 1902.

[18] Glenda Sluga: Patrioten und Mondialisten. Geschichtskolumne. In: Merkur 70 (2016) 4, S. 47 (Hervorhebung im Original).

schen den Staaten (*positive peace*) auf der anderen Seite. Die zuvor verstreute Behandlung verschiedener Formen von internationaler Kooperation wurde nun gebündelt. John A. Hobsons Werk „Towards International Government" (1915),[19] in dem dieser für eine internationale Exekutivgewalt und einen demokratisch-sozialistischen Internationalismus eintrat, wurde auf die Lektüreliste gesetzt. Als neues Thema kam die Entwicklung des internationalen Rechts hinzu, behandelt anhand des Ständigen Internationalen Gerichtshofs.[20]

In Anlehnung an diesen Syllabus des *Columbia College* wurden bereits im Frühjahr 1919 an anderen Colleges erste Lehrveranstaltungen zu Friedensfragen angeboten und wenig später verstetigt. Weitere Verbreitung fand der Kurs durch eine Empfehlung der *American Association of University Professors*, die ihn 1922 als eine überzeugende Verbindung von fachlichen Inhalten und Gegenwartsanalyse anpries. Ab 1924 prüfte auch das *College Entrance Examination Board* (CEEB) im Bereich europäische Geschichte nach den Inhalten des *Columbia*-Lehrplans.[21] In der Folge stieg die Zahl von *contemporary civilization*-Kursen und Veranstaltungen ähnlichen Inhalts von vierzehn im Jahr 1919 auf über achtzig im Studienjahr 1925/26.[22] Die *Columbia*-„Introduction to Contemporary Civilization" wurde unter dem Kürzel „C. C." landesweit bekannt und die Friedenserziehung, die der Kurs beinhaltete, wurde auch andernorts eingeführt.

History of Western civiliation – die Erzählung vom Aufstieg des Westens

Die eingehende Beschäftigung mit Frieden und Internationalismus endet am *Columbia College* bereits nach einer Dekade. Im Jahr 1928 wurde der vormals einjährige Kurs auf zwei Studienjahre ausgeweitet: Fortan wurde Geschichte – nun begrenzt auf die des Westens – in der Veranstaltung „C. C.-A: Introduction to Contemporary Civilization in the West" behandelt. Thema im Kurs „C. C.-B:

[19] John A. Hobson: Towards International Government. New York 1915.

[20] Columbia College (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1924, S. 100–103; dass. (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1925, S. 89; zu Hobson vgl. u. a.: David Long: Towards a New Liberal Internationalism. The International Theory of J. A. Hobson. Cambridge 1996.

[21] Das CEEB war im Jahr 1900 von Vertretern aus 15 Colleges und Universitäten gegründet worden, um einheitliche Prüfungen zur Aufnahme ins College zu erarbeiten. Zugleich wollte man eine bald auch landesweit anerkannte Zulassungsinstanz schaffen, um dem Mangel an einer zertifizierten Hochschulreife entgegenzuwirken: John A. Valentine: The College Entrance Examination Board. In: College Composition and Communication 12 (1961) 2, S. 88–92; Harriet H. Shoen: The History Examinations of the College Entrance Examination Board 1901–1933. [Diss. Columbia University]. New York 1936, S. 97. Nach Timothy Cross wurde der Syllabus in den folgenden beiden Dekaden von über 200 Einrichtungen aufgegriffen; vgl. Timothy P. Cross: An Oasis of Order. The Core Curriculum at Columbia College. New York 1995, hier: Kap. 4.

[22] Charles T. Fitts/Fletcher H. Swift: The Construction of Orientation Courses for College Freshmen. Berkeley 1928, S. 168 f.; Frederick Rudolf: Curriculum. A History of the American Undergraduate Course of Study since 1636. San Francisco 1977, S. 238.

Introduction to Contemporary Problems in the United States“ waren die aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen im eigenen Land. Im Zentrum des ersten Kursjahres standen die „social, intellectual, economic, and, to some extent, the political history of the West from the beginning of the Middle Ages to the reconstruction following the World War“.[23]

Bereits zuvor war vereinzelt – etwa im Zusammenhang mit der europäischen Expansion – von *Western civilization* die Rede gewesen. Nun wurde das Konzept zum Leitmotiv des gesamten Studienjahres: „The culture of American today we call western civilization. […] Historically it is a type of life which has resulted from the fusion of the Graeco-Roman barbarian (mainly Teutonic) and western-oriental cultures which began to develop in Europe at the opening of the modern era.“[24]

Im Zuge der Reform wurde die Behandlung des Internationalismus stark gekürzt – in keinem der beiden Kurse spielte er noch eine nennenswerte Rolle. Der Erste Weltkrieg und die Friedensverhandlungen fanden zwar noch Erwähnung, es wurde jedoch nur noch ein Grundgerüst an Wissen vermittelt und nicht mehr für eine internationalistische Haltung geworben. Von der Beschäftigung mit dem Internationalismus blieb eine faktenbasierte Erörterung des Völkerbundes, die in die Frage nach der Regelung der Reparationen mündete.[25] Die Friedenserziehung und die Auseinandersetzung mit den Problemen der gegenwärtigen Welt (*contemporary civ*) wurden von einer Betrachtung der historischen Genese des transatlantischen Raumes abgelöst. Ziel war es, die Entwicklung der westlichen Welt darzustellen – von den griechischen Stadtstaaten über die Säkularisierung und die politischen Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts bis hin zur Industrialisierung. Dabei wurden Großbritannien, Frankreich und die USA als zentrale Akteure des Geschehens präsentiert. „This course is an introduction to contemporary civilization in the West. It does not pretend that this is all the civilization there is. We are aware that the East in its various cultures has its own contemporaneous history. In this course the East is introduced only because it has contact with and direct influence on the civilization in the West.“[26] Im Zuge dieser Neuausrichtung veränderten sich auch die Lektürelisten. Lasen die Studierenden zuvor neben Überblickswerken auch speziellere Literatur und Quellen, dienten nun vermehrt historische Synthesen als Basis für die Diskussionen.

Eindrücklich zeigt sich hier, wie die Allgemeine Geschichte, die vor dem Ersten Weltkrieg auf der Grundlage der in Europa verbreiteten Universalgeschichten unterrichtet worden war, immer stärker aus einer US-amerikanischen Perspektive heraus neu gedeutet wurde. Im Titel des Kurses stand zwar weiterhin *civilisation*, doch damit war nun der Westen gemeint. Ihren Höhepunkt habe die historisch

[23] John J. Coss: A Survey Course. The Columbia College Two-Year Survey Course in the Social Sciences. In: The Journal of Higher Education 2 (1931) 3, S. 118–120, hier: S. 118.
[24] Columbia College (Hg.): Introduction to Contemporary Civilization. A Syllabus. New York 1928, S. 5.
[25] Ebd., S. 208–210, S. 214–216.
[26] Ebd., S. 2–3; vgl. Coss: Report (wie Anm. 13).

gewachsene Einheit zwischen Europa und den USA in der Gegenwart: Der Weltkrieg habe – abgesehen von den materiellen und menschlichen Verlusten – die Glaubwürdigkeit europäischer Werte und Institutionen zerrüttet und heftige Zweifel an Europas Fortschrittlichkeit aufgeworfen, weshalb eine der vordringlichen Aufgaben nun darin bestünde, die europäischen Grundfesten wieder zu errichten, wozu vor allem die Vereinigten Staaten von Amerika in der Lage seien: „[T]he historical perceptions of a pioneer America, formed by the frontier experience, gave way to an alternative vision of the nation's connection with Europe. The war, in this sense, vitalized an interpretation of history that gives the United States a common development with England and Western Europe and identifies this ‚civilization' with the advance of liberty and culture."[27] Die Meistererzählung vom Aufstieg des Westens blieb somit für lange Zeit ein Kernstück des Kurses.

Recht schnell fand dieses Narrativ überall in den USA Eingang in die schulische und akademische Lehre. In den 1930er-Jahren wurde an vielen Orten Allgemeine Geschichte präsentiert als „liberal, progressive, focussed on the modern period and based on the premise of a common history that bound together the North Atlantic nations, connected the United States to the European past, and established Western preponderance in the world".[28] 1940 ermittelte etwa die Universität von Illinois nicht weniger als 143 *history of civilization*-Kurse im ganzen Land – von denen die meisten dem Ansatz der *Western civilization* folgten.[29] Der zentrale Grund für diese Entwicklung war der Bedarf nach einem neuen Geschichtsbild. Wiederum waren die historischen Einführungskurse wichtige Orte dessen Vermittlung sowie der Auseinandersetzung darüber.

Bereits Ende der 1920er-Jahre hatte indes ein geschichtspolitischer Aushandlungsprozess begonnen, der sich in zwei verschiedenen Ansätzen der Allgemeinen Geschichte/Weltgeschichte zeigte: Zum einen setzte sich, wie beschrieben, das Konzept der *Western civilization* (das bald als *Western civ* abgekürzt wurde) durch, das den Aufstieg des Westens beschrieb und eine transatlantische Einheit konstruierte, für deren jüngste Geschichte den USA eine tragende Rolle zukam. Mit ihm gelang es, eine eigene US-amerikanische Tradition der Weltgeschichtsschreibung zu begründen, die auch auf den politischen Hintergrund, den weltpolitischen Aufstieg der USA nach 1918 und die Krise der alten Imperien, reagierte. Zum anderen formierte sich zeitgleich eine Alternative zur *Western civilization*: die *world history* als Geschichte Asiens und Lateinamerikas (später auch Afrikas), in der die Entwicklung der USA in enge Beziehung zu derjenigen in anderen Weltregionen gesetzt wurde. Diese beiden geschichtspolitischen Projekte – einerseits die USA

[27] Gilbert Allardyce: The Rise and Fall of Western Civilization. In: AHR 98 (1982) 3, S. 695–725, hier: S. 706.
[28] Ebd., S. 708.
[29] A Compilation of Texts and Syllabi Used in Survey Courses in the History of Civilization, 24. 6. 1940, Columbia University Archive, New York, Harry Carman Papers, Subseries I, Box 13, Folder 7; vgl. auch: Carolyn C. Lougee: The Rise and Fall of the Western Civilization Course. Comments. In: AHR 87 (1982) 3, S. 726–729, hier: S. 727; Lawrence W. Levine: The Opening of the American Mind. Canons, Culture, and History. Boston 1996, S. 58f.

über das Konzept der *Western civ* in die etablierte, auf Europa bezogene Universalgeschichte einzureihen, andererseits eine Version der Weltgeschichte zu erarbeiten, die den nicht-westlichen Kulturen den Vorrang gegenüber Europa und dem Westen gab – standen zwar in Konkurrenz zueinander, beide verband aber, dass mit ihnen nach einer Alternative zur europäischen Universalgeschichte des 19. Jahrhunderts gesucht wurde. Häufig wird übersehen, dass sich die Erzählung vom Aufstieg des Westens, gebündelt im Konzept der *Western civ,* in dem Moment verfestigte, als die Geschichte anderer Weltregionen relevant und in die Pflichtbestandteile der Studienpläne integriert wurde. Zugespitzt formuliert: Die Konstruktion des „Westens" ging mit Bemühungen um dessen Dekonstruktion einher – erst die Anerkennung der Existenz vieler Kulturen beziehungsweise Zivilisationen machte die Rede von einer „westlichen" Kultur möglich.

Die Zweifel und Absetzungsbewegung vom Konzept der *Western civ*, aus denen langsam die *world history* wie wir sie heute kennen erwuchs, lassen sich an vielen Orten beobachten und wurden von vielen geteilt. Von Anfang an stellten gerade Lehrende das Narrativ infrage und versuchten Alternativen zu ihm zu entwerfen. Einerseits geschah dies in Bestrebungen, die *Western civ*-Kurse von innen zu reformieren. So führte vehemente Kritik vonseiten der Lehrenden dazu, dass die den Kursen zugrunde liegende Meistererzählung zunehmend in den Hintergrund trat, da sie nicht mehr explizit gemacht wurde. Andererseits wurde die Leitrahmung vom Aufstieg des Westens durch Vorschläge für die Integration alternativer welthistorischer Deutungen in das Curriculum relativiert. Die im Folgenden vorgestellten drei Protagonisten entwickelten auf je verschiedene Weise neue welthistorische Deutungen in und für die Lehre.

Von der *Western civ* zur *world history* – William H. McNeill

Als 1963 das Buch „Rise of the West" von William H. McNeill erschien,[30] galt es schnell als ein epochemachendes Meisterwerk, es fand sich auf den Bestsellerlisten und wurde in den Feuilletons breit besprochen – noch heute wird es als Beginn der US-amerikanischen Weltgeschichtsschreibung angesehen.[31] Das Werk entstand in den langjährigen Bemühungen des Autors, für den 1948 an seiner Universität, der *University of Chicago* (UoC), eingeführten Collegekurs „History of Western Civilization" ein anderes Narrativ über den Platz und die Rolle Europas sowie der USA in der Welt zu entwickeln. In einem separaten Kurs unter dem schlichten Titel „World History" integrierte McNeill schließlich ein solches in die Lehre.

Gerade frisch promoviert (1947 an der *Cornell University*) hatte William H. McNeill bereits an der Erarbeitung des Syllabus des *Western civ*-Kurses an der

[30] William H. McNeill: The Rise of the West. Chicago 1963.
[31] Vgl. z. B. die Rezension NYTBR, 6. 10. 1963, Sek. 7; Patrick Manning: William H. McNeill. Lucretius and Moses in World History. In: H & T 46 (2007) 3, S. 428–445.

UoC mitgewirkt und sich auch in den Folgejahren als Leiter des Lehrteams an der Debatte über die Kursinhalte beteiligt. Von Anfang an war der Lehrplan Gegenstand intensiver Diskussionen unter den am Kurs beteiligten Historikern und Philosophen gewesen. Drei Hauptaspekte einer neuen – den fachlichen Standards genügenden – Allgemeinen Geschichte wurden in diesen formuliert: Dabei handelte es sich erstens in Absetzung von der Tradition geschichtsphilosophischer Herleitungen um das Plädoyer für die Darstellung der Menschheitsentwicklung anhand von realen historischen Prozessen und nicht mehr wie bisher entlang von überzeitlichen Ideen. Zweitens wurden Einwände gegenüber der etablierten Vorstellung, dass Weltgeschichte den gesamten historischen Prozess, von den Anfängen bis zur Gegenwart, zum Gegenstand habe, erhoben, so plädierte etwa McNeill für eine empirisch und argumentativ gewonnene Periodisierung. Drittens wurde der synthetische Charakter älterer Weltgeschichten anhand der Frage problematisiert, ob die Seminarlektüre aus interpretativen Synthesen oder aus quellenbasierter Sekundärliteratur sowie historischen Dokumenten bestehen sollte. Das Ergebnis der Debatten war gemischt. Der Rekurs auf scheinbar metaphysische Prinzipien wurde zunehmend abgelegt, die zeitlich umfassende Betrachtung aber beibehalten. Forschungsferne Synthesen wurden sukzessiv aus den Lektürelisten gestrichen und McNeill schrieb schließlich ein Textbuch, das die Interpretation zu einer eigens erstellten Quellensammlung lieferte – beide Werke ersetzten die frühere Seminarlektüre. Im Konzept für die Reform des Kurses verbanden sich nunmehr Merkmale der heutigen verfachlichten *world history* mit Elementen älterer Weltgeschichten, zu denen eine weiterhin vorherrschende eurozentrische Grundorientierung zählte.[32] Beispielhaft hierfür ist das erwähnte Textbuch. In seiner sechsten Auflage verzeichnet es 1986 im Register insgesamt 63 Länder, davon 35 aus Europa (Russland eingeschlossen), denen ein Großteil des Seitenumfangs gewidmet ist. Andere Weltregionen und Länder stehen zwar im Verzeichnis, doch verweisen die Einträge zu Asien sowie zu Afrika auf Ausführungen zu den gleichnamigen römischen Provinzen – und Lateinamerika als Großregion wird im Text auf lediglich drei Seiten behandelt.[33]

Gegen die hier verankerte Vorstellung, dass sich Europa weitgehend aus sich selbst heraus entwickelt habe und Pars pro Toto für die Geschichte der Menschheit stehe, schrieb McNeill mit seinem ersten Buch „The Rise of the West“ an. In diesem entwickelte er ein Narrativ, in dem nicht-westliche Kulturen einen großen Stellenwert hatten und Interaktionen das zentrale Motiv bildeten. Auch wenn darin der Austausch zwischen West und Ost noch stark diffusionistisch gedacht war, wurden Kulturkontakte als wesentliche Ursachen für historischen Wandel interpretiert – das stellte einen deutlichen Kontrapunkt zur bisherigen Weltgeschichtsschreibung dar.

[32] Katja Naumann [= Katja Castryck-Naumann]: Laboratorien der Weltgeschichtsschreibung. Lehre und Forschung an den Universitäten Chicago, Columbia und Harvard. Göttingen 2018.
[33] William McNeill: History of Western Civilization. Chicago ^{6}1986.

McNeills erstes Buch ist im Kontext von bildungspolitischen Leitlinien zu sehen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufkamen und geprägt waren von den zeitgenössischen gesellschaftlich-politischen Realitäten. Bereits 1947 hatte die von US-Präsident Harry S. Truman eingesetzte *Commission on Higher Education* ihren Bericht über die künftigen Aufgaben von Colleges und Universitäten vorgelegt, in dem es unter anderem hieß: „In the past the liberal arts college has stressed the history, arts, and institutions of Western culture, without giving much time or attention to the kinds of civilization that exists in other parts of the globe. In the new world it is not enough to know and understand our own heritage. Modern man needs to see his own civilization in the context of other cultures."[34] Im Laufe der 1950er-Jahre setzte sich zudem der Multikulturalismus als Leitkonzept für das College-Curriculum durch, der sich gegen das Diktum von kultureller Homogenität und Westzentriertheit wendete. Indem er ein weltanschauliches Fundament für den Blick jenseits der eigenen Grenzen lieferte, trug er maßgeblich zu einer Öffnung gegenüber anderen Kulturen bei. Mit ihm wurde die Forderung nach der Beschäftigung mit allen Regionen der Welt zu einem Politikum und die Vermittlung dieses Wissens zu einem Anliegen der Curricula-Reformer.[35]

McNeill diente die Lehre nicht nur als ein Ort zur Erarbeitung einer neuen Deutung für die Allgemeine Geschichte, er nutzte sie auch, um Weltgeschichte als Forschungsfeld und genuinen Bereich des Faches Geschichte zu propagieren. Auseinandersetzungen über die Inhalte der Lehre hatten und haben für die US-amerikanische Geschichtswissenschaft konstitutive Bedeutung, deshalb wurde die Frage nach einer Reform der Einführungskurse in *general history* breit diskutiert. Auf der Jahrestagung der *American Historical Association* 1958 erörterte McNeill im Gespräch mit Leften S. Stavrianos erstmals vor einer größeren Fachöffentlichkeit, wie Weltgeschichte seiner Ansicht nach gelehrt werden müsse. Und auch knapp zwei Jahrzehnte später war die Ausrichtung der Lehre weiterhin ein strategisches Mittel für diejenigen, die *world history* als ein zentrales Feld in der Geschichtswissenschaft etablieren wollten, wie etwa das von McNeill organisierte Panel auf der Historikerversammlung im Jahr 1976 zeigt, bei dem unter dem Titel „Beyond Western Civilization: Rebuilding the Survey" gefordert wurde, Weltgeschichte anstatt der herkömmlichen *Western civ*-Kurse zu unterrichten.[36]

McNeill beteiligte sich nicht nur maßgeblich an der Diskussion und der Reform der *Western civ*-Kurse an seiner Universität, sondern erarbeitete mit „World History in Maps. A Teachers Manual"[37] auch ein weiteres Lehrwerk. Darüber hinaus trat er im Sommer 1962 an Alan Simpson, Dekan des Colleges der *University of Chicago*, mit dem Vorschlag heran, einen *world history*-Kurs in das Lehrprogramm aufzunehmen. Innerhalb von zwei Jahren wollte er einen entsprechenden

[34] Higher Education for American Democracy. A Report of the President's Commission on Higher Education. Bd. 1: Establishing the Goals. Washington 1947, S. 17.
[35] Michael Geyer: Multiculturalism and the Politics of General Education. In: CI 19 (1993) 3, S. 499–533.
[36] Die Beiträge sind abgedruckt in: HT 10 (1977) 4.
[37] William H. McNeill: World History in Maps. A Teachers Manual. Chicago 1963.

Lehrplan erarbeiten, die Lektüre zusammenstellen, ein Lehrbuch schreiben und einen Bildband mit 500 Kunstwerken aus aller Welt kompilieren. Für das Studienjahr 1965/66 war ein Probedurchlauf des avisierten Kurses geplant. Die Hälfte seiner Arbeitszeit wollte McNeill für dessen Erarbeitung verwenden. Da dies mit Kosten für das College verbunden war, trat er mit der Bitte um eine Förderung an die *Carnegie Corporation* heran. Das Kernargument des Antrags, dass eine solche Lehrveranstaltung zu einer Professionalisierung der Weltgeschichtsschreibung beitrage, die bislang zumeist aus der Feder von „inspired journalists like Toynbee or the compilers of regional anthologies" stamme, überzeugte die Geldgeber, nachdem die beantragte Summe leicht reduziert worden war.[38]

McNeill schrieb sodann in der ersten Jahreshälfte 1964 das Lehrbuch und stellte mit sechs Studenten im Rahmen eines Kolloquiums die Lektüre zusammen, sodass sein Kurs im Herbst 1964 annonciert werden konnte. Inhaltlich folgte McNeill den Leitgedanken, die er im *Western civ*-Kurs nicht hatte verwirklichen können und die er in seiner Monografie ausgearbeitet hatte. Im Mittelpunkt der Lehrveranstaltung standen nun die Kulturen Asiens, Afrikas, Lateinamerikas und des Nahen Ostens sowie deren Interaktionen mit Europa und Nordamerika.[39] Parallel zu diesen Arbeiten verhandelte McNeill mit *Oxford University Press* über die Publikation des Syllabus[40] und war mit dem Verlagshaus *McGraw* im Gespräch über ein Lehrbuch für die Schule, das allerdings nicht realisiert wurde.

Darüber hinaus verfolgte McNeill weitere Pläne, von denen sich einige, wie die Idee, gemeinsam mit dem Fernsehsender *WTTW Chicago Public Media* für Schulen und Colleges eine Serie über die Geschichte der Welt zu produzieren, aber ebenfalls nicht umsetzen ließen.[41] Weder für diese Filme noch für die 1965 beantragten Stipendien für ein Graduiertenprogramm stellte die *Carnegie Corporation* Mittel bereit.[42] Andere Vorhaben hingegen glückten, so erschien 1967 das Buch „The Contemporary World, 1914 to Present" und im Jahr darauf das von McNeill zusammen mit Jean W. Sedlar herausgegebene Werk „Readings in World History".[43] Insgesamt ist es McNeill gelungen, sowohl in seiner Lehre als auch in

[38] Simpson an Gardner, 23. 11. 1962, CC, Grant Files, III. A, Box 483, Folder 7. Vgl. auch McNeill, Preparation of Material for an Experimental Course in World History, o. D., ebd.; Memorandum JP an FJ, 26. 12. 1962; Notiz Simpson, 13. 2. 1963, ebd.; McNeill an Gardner, 7. 11. 1963, ebd.; McNeill an Gardner, 3. 12. 1963, ebd.; Bericht McNeill an Piper, 6. 1. 1964, ebd.; Johnson an Anderson, 3. 5. 1966, ebd.

[39] Vgl. eine spätere Fassung des Syllabus: Course Plan, World History, McNeill, Winter 1982, University of Chicago Library, Special Collections Research Center, Leonhard Krieger Papers, Folder Miscellaneous, Box 5.

[40] William H. McNeill: A World History. Oxford 1967.

[41] McNeill an Piper, 8. 4. 1968, CC, Grant Files, Box 484, Folder 4; Piper an McNeill, 17. 4. 1968, ebd.

[42] McNeill an Beadle, 9. 2. 1965, University of Chicago Library, Special Collections Research Center, Presidents Papers 1961–1968, Box 34, Folder 3; McNeill an Piper, 23. 7. 1965, CC, Grant Files, Box 481, Folder 6; Piper an McNeill, 27. 9. 1965, ebd.

[43] William H. McNeill: The Contemporary World, 1914 to Present. Glenview 1967; ders./ Jean W. Sedlar (Hg.): Readings in World History. New York 1968.

seiner Forschung die Geschichte Afrikas, Asiens, Lateinamerikas und des Nahen Ostens deutlich umfassender zu behandeln, als dies in den älteren Weltgeschichten der Fall war, und zudem die Verflechtungen zwischen den Regionen in den Vordergrund zu stellen.[44]

Word history als Globalgeschichte miteinander verflochtener Weltregionen – Marshall G. S. Hodgson

Gegen den Eurozentrismus der *general history* traten Mitte der 1950er-Jahre viele Historikerinnen und Historiker an, darunter Marshall G. S. Hodgson, der wie William H. McNeill an der *University of Chicago* lehrte. Gemeinsam mit Kollegen aus den Asienwissenschaften erarbeitete er, finanziert durch die *Carnegie Corporation*, drei *non Western civilization*-Kurse als Teil einer *liberal education*. Diese behandelten die Geschichte und Kultur Indiens, Chinas und der islamischen Welt. Ab 1956 fest im *general education*-Programm verankert, zielten die drei Lehrveranstaltungen darauf, spezifische Entwicklungswege und verschiedene Modernen vorzustellen sowie die Beziehungen und wechselseitigen Einflüsse zwischen räumlich entfernten Kulturen aufzuzeigen.[45]

Hodgson behandelte im Kurs über die arabische Welt aber auch globale Konstellationen wie das Verhältnis von Imperialismus und Rückständigkeit oder die Verbindung von Verwestlichung und Dekolonialisierung – Themen, die später in den *postcolonial studies* ausformuliert wurden.[46] Im Kern verankerte er in seiner „Introduction to Islamic Civilization" drei Argumente: erstens, dass Interaktionen einen – wenn nicht gar den entscheidenden – Dynamisierungsfaktor in der Geschichte darstellen und Weltgeschichte somit im Wesentlichen eine Geschichte über Interdependenzen sei; zweitens, dass die Zuschreibung von Rückständigkeit sich immer nur auf Teilbereiche einer Gesellschaft oder Kultur beziehen könne; sowie drittens, dass die Moderne ein globales Phänomen sei, wobei der Westen im internationalen Maßstab einen Sonderfall bilde. Gerade weil die Französische Revolution und die Industrialisierung weltweit prägende Ereignisse waren, seien sie, so Hodgson, in Asien, Lateinamerika, im Nahen Osten und Afrika zu untersuchen; nur so werde ihr allgemeiner Charakter erschließbar. Zudem legte er ein großes Augenmerk darauf, den Studierenden die *agency*, also die Handlungsmächtigkeit,

[44] Vgl. dazu auch seine Reflexionen: William H. McNeill, The Rise of the West after 25 Years. In: JWH 1 (1990) 1, S. 1–21. Zur Würdigung seines Schaffens vgl. Patrick Manning: McNeill, W. H. Lucretius and Moses in World History. In: H & T 46 (2007) 3, S. 428–445.

[45] Marshall Hodgson: A Non-Western Civilization Course in a Liberal Education, with Special Attention to the Case of Islam. In: JGE 12 (1959) 1, S. 39–49, vgl. in der gleichen Ausgabe auch die Beschreibung der anderen beiden Kurse; Announcement of the Three New Non-Western-Civilization Courses, 28. 3. 1956, DCR, Box 8, Folder 8; Record of Interview, W[illiam] M[avel], Milton Singer, Chauncey Harris, Robert Streeter, 18. 4. 1956, CC, Grant Files, Box 484, Folder 6.

[46] Orientation Manual, College Course in Islamic Civilization, 1956–1957, DCR, Folder 7, Box 8.

von islamischen Gesellschaften, auch unter kolonialen Bedingungen, verständlich zu machen.[47]

Alle drei *non Western Civ*-Kurse waren stark forschungsbezogen: Hodgson arbeitete mit Quellen und übersetzter Literatur aus der Region, um die es ging. Bei der Auswahl der Sekundärliteratur dominierten nicht historische Synthesen, sondern neue Forschungen aus der Islamwissenschaft. Zudem lud er ausländische Gastreferenten ein, was möglich war, weil die Kurse in ein gut finanziertes großes Forschungsverbundprojekt zum Kulturvergleich eingebettet waren, das Robert Redfield 1951 eingeworben hatte.[48]

In diesem Verbundprojekt führte die Auseinandersetzung mit kultureller Differenz bald zur Frage nach den Grundlinien gesellschaftlicher Entwicklungen, denen etwa in einem Forschungsseminar mit dem Titel „Comparisons of Civilizations" nachgegangen wurde. Welchen gedanklichen Prozess man in der gemeinsamen Debatte dort durchlief, spiegelt sich bereits in der Änderung des Namens hin zu „Study Group: Interregional and Intercultural Comparison and Interrelations". Im ersten Jahr standen methodische Probleme des Kulturvergleichs auf dem Programm. Anschließend verglichen Marshall G. S. Hodgson und Bernhard Lewis die Eroberung Lateinamerikas mit der britischen Kolonialisierung. Danach ging es im Seminar um die Deutung weltweiter Entwicklungen. Im Sommer 1955 stellte Hodgson hier seine Überlegung vor, wonach sich in der jahrhundertelangen Herausbildung einer integrierten Welt eine globale Periode erkennen lasse. Und zwei Jahre später erörterte die Gruppe Hodgsons Argumente für eine interregionale Grundkonstante der Weltgeschichte. Da lag es nahe, dass William H. McNeill, der wie Hodgson kontinuierlich an den Treffen teilnahm, im Kurs das Manuskript seines Buches „Rise of the West" zur Diskussion stellte.

Aus Projektmitteln wurden zudem drei Konferenzen organisiert, bei denen die drei Kurslehrpläne in Grundzügen der Fachöffentlichkeit vorgestellt wurden. In den regen Diskussionen darüber wurde insbesondere erörtert, wie außereuropäische Geschichte als ein integrales Element der *general history* konzeptionell neu gefasst werden könne.[49]

Wiederum gab die Reform des Curriculums Impulse für die Forschung. So erinnerte sich Marshall G. S. Hodgson später, dass ihm bei der Arbeit am Syllabus bewusst geworden sei, dass große Teile der arabischen Welt weitgehend unerforscht seien, was ihn zum Schreiben seines Buchs „The Venture of the Islam" bewogen habe.

Doch ging Hodgson noch einen Schritt weiter. Er schärfte in der Lehre, woran er seit Jahren arbeitete: einen neuen Ansatz zur Beschreibung der Einheit der

[47] Marshall Hodgson: Introduction to Islamic Civilization. Course Syllabus and Selected Readings. 3 Bde. Chicago 1958/59.

[48] Auch dieses Projekt entstand in der Lehre, im Rahmen neuer Kurse im *Department of Anthroplogy*; vgl. Clifford Wilcox: Robert Redfield and the Development of American Anthropology. Lanham 2004, S. 114–117.

[49] Report of the Conference on a Manual for an Islamic Civilization Course, 8.–9. 3. 1957, Rockefeller Archive Center, Rockefeller Foundation Collection, Record Group 1.1., Series 200, R, Box 442, Folder 3783; Grunebaum an Hodgson, 28. 3. 1957, DCR, Folder 7, Box 8.

Welt.[50] Konzeptionell radikaler als McNeill, lag ihm nicht nur an einer neuen Zivilisationsgeschichte, sondern vielmehr daran, die Verflechtungen zwischen Regionen und Kulturen aus einem globalen Zusammenhang heraus zu begreifen und ausgehend von diesen Interdependenzen die Charakteristika von „ethnic bodies, states, nations, regions, religions, cultural areas, civilizations, cities, trade networks, inter-state constellations, the Oikumene etc." zu untersuchen, um die Verbindungen der unterschiedlichen Räumlichkeiten (*scales*) zu erkennen.[51] Dabei unterschied er fünf Dimensionen transregionaler Studien: Diese würden sich interregionalen Ursachen für gleichgelagerte Ereignisse, parallelen Entwicklungen, supraregionalen Bedingungsgefügen, interregionalen Beziehungen sowie der Position einzelner Regionen im globalen Gefüge widmen.[52] Hodgson beschrieb Europa als Peripherie eines strukturell interdependenten eurasischen Raumes und versuchte, qualitative Veränderungen der sich über Jahrhunderte entwickelnden Verflechtungen in dieser transkontinentalen Region zu erfassen.

Insgesamt wandte er sich gegen jedweden Zentrismus und plädierte vehement dafür, metaphysische Herleitungen von weltweiten Zusammenhängen beiseitezulegen und die historisch-realen Relationen und Verbindungen zu untersuchen. Zugleich kritisierte er die traditionelle Methode der Komparatistik und insistierte, dass die einzig vertretbare Form des Vergleichs bei der Einheit der Welt ansetzen müsse. Damit würden auch diffusionistische Vorstellungen obsolet: „[N]o region or period of human life has, in the long run, been so isolated that is has not had its effects in turn on the rest of us".[53]

Manches, was heute als intellektuelle Errungenschaft der 1980er- und 1990er-Jahre gilt, oder erst jüngst als Ansatz formuliert worden ist, nahm Hodgson in dem Aufsatz „Hemispheric Interregional History as an Approach to World History" (1954) sowie in dessen erweiterter Fassung „The Interrelations of Societies in History" (1963) vorweg.[54] Sein früher Tod im Jahr 1968, aber auch seine radikale Neufassung der *world history* als eine Globalgeschichte interregionaler Be-

[50] Bereits Mitte der 1940er-Jahre skizzierte Marshall Hodgson Kerngedanken seines Ansatzes, vgl. dazu das unveröffentlichte Manuskript „Handbook of World Citizenship", 16.–26. 1. 1945, University of Chicago, Special Collection Research Center, Marshall G. S. Hodgson Papers, Folder List of Suggestions, Box 9; sowie sein Aufsatz Marshall Hodgson: World History and a World Outlook. In: The Social Studies 35 (1944), S. 297–301.

[51] Marshall Hodgson: The Objectivity of Large-Scale Historical Inquiry, abgedruckt in Edmund Burke (Hg.): Rethinking World History. Essays on Europe, Islam and World History. Cambridge 1993, S. 247–266, Zitat: S. 255.

[52] Marshall Hodgson: Conditions of Historical Comparison among Ages and Regions, abgedruckt in Burke (Hg.): Rethinking (wie Anm. 51), S. 267–287, hier: S. 270–275.

[53] Vgl. den als Vorwort postum veröffentlichten Beitrag Marshall Hodgson: Historical Method in Civilizational Studies. In: ders: Venture of Islam. Chicago 1974. Zu Hodgsons weltgeschichtlichen Ansätzen vgl. Katja Naumann [= Katja Castryck-Naumann]: Decentering World History. Marshall Hodgson and the UNESCO-Project. In: Edmund Burke/Robert J. Mankin (Hg.): Islam and World History. The Ventures of Marshall Hodgson. Chicago 2018, S. 82–100.

[54] Marshall Hodgson: Hemispheric Interregional History as an Approach to World History. In: CHM 1 (1954), S. 715–723; ders.: The Interrelations of Societies in History. In: CSSH 5 (1963), S. 227–250.

ziehungen sind Gründe dafür, dass Hodgsons Konzepte zunächst nicht breiter rezipiert und erst unlängst wiederentdeckt wurden.

In der US-amerikanischen Weltgeschichtsdebatte der 1950er- und 1960er-Jahren beobachtete Hodgson drei Richtungen, die auf je verschiedenen Geschichtsbildern beruhen würden – eine christlich-jüdische, eine marxistische sowie eine westliche. Letztgenannte ordne die Kulturen der Welt in primitive und geschichtslose, in orientalisch-religiöse sowie in westlich-liberal-fortschrittliche. Demgegenüber entstehe derzeit, so Hodgson 1966, ein neuer Ansatz, der von einem *four region-pattern* ausgehe und China, Indien, den Nahen Osten und Europa als Weltregionen ins Zentrum stelle. Eine erste Einlösung dieses vierten Ansatzes habe McNeill geliefert, allerdings sei er dennoch der westlichen Denktradition verhaftet geblieben, da er Austausch wie gehabt als Diffusion gedacht habe und von festen Zivilisationen ausgegangen sei.[55]

McNeills Ansatz erwies sich in den 1970er- und 1980er-Jahren als konsensfähig und breitenwirksam. Das lag sicher auch daran, dass ein großer Teil der Schriften Hodgsons – seine Aufsätze mit den konzeptionellen Reflexionen sowie seine Monografie „The Venture of Islam"[56], in der er ein neues weltgeschichtliches Narrativ präsentierte – erst posthum erschien. Erst viele Jahre später, wiederum oft in der und für die Lehre, wurden Konzepte entwickelt, die wechselseitige Transfers und Interaktionen betonten (unter anderem von Jerry H. Bentley) oder Weltgeschichte ausgehend von den Entwicklungen außerhalb Europas neu dachten (etwa von Philip D. Curtin und Patrick Manning).

Auf dem Weg zu einer Globalgeschichte der Gegenwart – Leften S. Stavrianos

Während William H. McNeill und Marshall G. S. Hodgson ihrerseits an der UoC an neuen welthistorischen Herangehensweisen und Erzählungen arbeiteten, entwickelte Leften S. Stavrianos an der *Northwestern University* in Chicago ein weiteres Konzept, das sich als eine Globalgeschichte der Gegenwart charakterisieren lässt. Auch er nutzte dafür die Lehre und entwarf ein Curriculum für *world history*, das von der Schule über das Bachelorstudium bis in die Graduiertenausbildung führen sollte.

Für das Lehrprogramm des *History Department* im Studienjahr 1954/55 hatte er einen neuen Kurs über die internationalen Beziehungen der Gegenwart vorgeschlagen, die für ihn davon gekennzeichnet waren, dass seit 1918 die Hegemonie des Westens zu Ende gehe, ohne dass eine andere Region oder ein Staat in der

[55] Brief Hodgson an John Voll, 19. 12. 1966, abgedruckt in Burke (Hg.): Rethinking (wie Anm. 51), S. 91–94.

[56] Marshall Hodgson: The Venture of Islam. Conscience and History in a World Civilization. 3 Bde. Chicago 1974.

Lage sei, eine vergleichbare Vormachtstellung zu erringen.[57] 1956 wurde sein Vorschlag zumindest insoweit aufgegriffen, als ein solcher Kurs prospektiv für das Bachelorprogramm vorgesehen wurde. Den Syllabus wollte Stavrianos in zwei Freisemestern und gemeinsam mit zwei jüngeren Kollegen von der UoC, Herman Sinaiko und Marshall G. S. Hodgson, erstellen und beantragte im Januar 1957 die dafür benötigten Mittel bei der *Ford Foundation*. Im Antrag begründete er die Notwendigkeit für die Erarbeitung einer neuen Lehrveranstaltung damit, dass die historische Entwicklung der zeitgenössischen globalen Lage nicht im Rahmen der herkömmlichen *Western civ*-Kurse dargelegt werden könne, selbst wenn diese sich verstärkt auch anderen Kulturen und Regionen zuwenden würden. Vielmehr seien neue Perspektiven, Schwerpunktsetzungen und Lehrinhalte notwendig. Es brauche Lehrpläne, in denen die Herausbildung von Verflechtungen und integrierten Räumen erklärt würde, in denen „global patterns in man's evolution rather than national and regional variations" betrachtet würden und in denen „man's past on a global basis rather than as a conglomeration of regional and civilizational histories" verständlich gemacht werde.[58] Das könne nur gelingen, wenn man thematisch vorgehe und für verschiedene Bereiche aufzeige, wie sich grenzüberschreitende und transregionale Interaktionen entwickelt hätten. Dies bedeute allerdings, sich dezidiert von den allumfassenden älteren Universalgeschichten abzusetzen.

Dass Stavrianos' Antrag von der *Ford Foundation* abgelehnt wurde, lag nicht an Zweifeln daran, dass die herkömmlichen historischen Einführungskurse mit ihrer Erzählung vom Aufstieg des Westens ausgedient hätten, sondern an unterschiedlichen Vorstellungen darüber, welche Deutungen an ihre Stelle treten sollten. Joseph McDaniel, der sich mit dem Antrag befasste, begründete dessen Ablehnung mit der Einschätzung von Clarence Faust, der in seinem Fachgutachten Arnold J. Toynbees zivilisationsgeschichtliche Interpretationen und die kulturvergleichenden Forschungen von Robert Redfield und Milton Singer für zukunftsträchtiger befand als Stavrianos' Ansatz. Dieser Umstand zeigt einmal mehr, dass Mitte der 1950er-Jahre verschiedene Konzepte für eine zeitgemäße Weltgeschichte kontrovers diskutiert wurden.[59]

Nach dem Scheitern des ersten Versuchs probierte es Stavrianos erneut und reichte bei der *Ford Foundation* einen überarbeiteten Antrag ein, in dem er wiederum für eine genuin globale Perspektive warb, die über die Betrachtung einzelner Kulturen und einer Beschreibung vom Aufstieg des Westens hinausgehe.[60] Zeitgleich bewarb er sich mit einem Antrag, der in der inhaltlichen Stoßrichtung noch klarer war, um die Förderung der *Carnegie Corporation*. Hier argumentier-

[57] Leften Stavrianos, Plan for New Course to Be Added to Offerings of the Department of History 1954–1955, Northwestern University Archive, Evanston, Stavrianos Faculty Biographical File.
[58] Leften Stavrianos an Joseph McDaniel, 24. 1. 1957, FF, Grant Files, Reel 1059, L 7–L 57.
[59] Inter-Office Memorandum, 30. 1. 1957, ebd.; Joseph McDaniel an Stavrianos, 6. 3. 1957, ebd.
[60] Stavrianos an McDaniel, 3. 4. 1957, Anlage: „Project for Research and Teaching in World History", ebd.

te er, dass der Machtverlust des Westens ebenso wie der beiden hegemonialen Mächte USA und Sowjetunion vom Aufstieg regionaler Großmächte begleitet sei und zu einer neuen Weltordnung führe, die der Ordnung vor 1500 ähneln würde.[61] William Marvel, der den Antrag in der Stiftung bearbeitete und dem auch ein Antrag von William H. McNeill vorlag, bat Crane Brinton und William Langer um eine vergleichende Einschätzung der beiden Projekte. Bei Brinton und Langer stieß das Anliegen beider, Weltgeschichte in der Lehre zu verankern, auf Unterstützung – und Marvel folgte der Empfehlung der Gutachter. Beide Projektanträge wurden bewilligt. Von McNeills Projekt erwartete man sich eine Geschichte über die Interaktionen zwischen den Kulturen der Welt, von Stavrianos eine Geschichte über globale Dynamiken.[62]

Mit den von der *Carnegie Corporation* bewilligten Geldern arbeitete Stavrianos den vorgesehenen Kurs aus, der ab 1959 als „World History in Modern Times" Eingang ins Vorlesungsverzeichnis der *Northwestern University* fand. Neben Texten von europäischen Autoren wie Lucien Febvre standen in ihm erstmals auch Schriften von Historikern aus anderen Weltregionen auf der Lektüreliste.[63]

Auf der Grundlage dieses Kurses entwickelte Stavrianos ein ganzes – von der Schul- bis zur Graduiertenausbildung reichendes – Programm zur Weltgeschichte, das konsequent das Studium großer Weltregionen mit der Betrachtung globaler Prozesse verband: Zunächst schrieb er die beiden Schullehrbücher „A Global History of Man" und „Readings in World History".[64] Danach wandte er sich wieder dem Bachelorstudium zu und erstellte einen Leitfaden für die Erarbeitung von „World Perspectives in Introductory Courses", wobei er darunter die Erweiterung der weltregionalen Perspektive hin zu Lehrveranstaltungen über globale Entwicklungen verstand.[65] Nach der Reform von Schul- und Collegeausbildung widmete sich Stavrianos dem Promotionsstudium. Im Mai 1965 besprach er seine Ideen für ein Promotionsprogramm, das sich auf vier neu zu schaffende Stellen (unter anderem einer Professur in *world history*) stützen sollte, erstmals mit Mitarbeitern der *Carnegie Corporation*: Gemeinsam mit seinen Kollegen wolle er ein Curriculum entwickeln, das auch in die Theorien und Methoden der Weltgeschichtsschreibung, besonders die des Vergleichs, einführe. Die ersten Absolven-

[61] Toynbee an Thomas, 2. 1. 1965, CC, Grant files, Box 753, Folder Northwestern University, New Courses in World History. Das Argument führte Stavrianos in seinem Buch „The World since 1500. A Global History" (Englewood Cliffs 1966) aus.

[62] Brinton an Jackson, 29. 4. 1957, CC, Grant files, Box 753, Folder Northwestern University, New Courses in World History; Record of Interview, W[illiam] M[avel] und Langer, 20. 5. 1957, ebd.; Information for Agenda Sheet Announcement, 22. 7. 1957, ebd.

[63] Annual Course Announcement. Northwestern University, 1959–1960. Chicago 1959, S. 73. Der Syllabus aus dem Jahr 1963 und eine Lektüreliste liegen in: Northwestern University Archive, Evanston, Stavrianos Faculty Biographical File.

[64] Leften S. Stavrianos: A Global History of Man. Boston 1962; ders. (Hg.): Readings in World History. Boston 1962.

[65] Wild an Marvel, 8. 9. 1961, CC, Grant files, Box 753; Memo JP an W[illiam] M[arvel], 18. 10. 1961 sowie Agenda Sheet, 26. 10. 1961, ebd.; Annual Report. Carnegie Corporation. New York 1962, S. 30f.

ten in *world history* erwartete Stavrianos für das Jahr 1971.[66] Keine Unterstützung hingegen bekam er für sein Vorhaben, ein Institut für Weltgeschichte zu gründen. Einige Jahre später schrieb Stavrianos – mit Unterstützung der *Rockefeller Foundation* – ein weiteres Lehrbuch, „Man's Past and Present. A Global History",[67] das er nicht nur zur Verwendung im eigenen Land vorsah, sondern auch zum Einsatz an Universitäten im außereuropäischen Raum.[68]

Zusammenfassung

Die Debatten über globalhistorische Narrative reichten in den USA über die beiden genannten Chicagoer Universitäten, die *University of Chicago* und die *Northwestern University*, hinaus. Das spiegelt sich etwa darin, dass die *Rockefeller Foundation* im Jahr 1950 beschloss, historische Forschungen zu fördern, die entweder die Geschichte außerhalb Europas zum Gegenstand machten oder sich weltweiten Beziehungen und Interaktionen widmeten. In den Konzeptpapieren für diese zwei Förderlinien unterschied man drei Formate der Allgemeinen Geschichte: Universalgeschichte, Weltgeschichte sowie Geschichte des 20. Jahrhunderts. Unter *universal history* verstand man interpretative Synthesen, unter *world history* fasste man Studien zu grenzüberschreitenden Interdependenzen und die erhoffte neue *history of the 20th century* beinhaltete Gesichtspunkte, die sich später als *new global history* etablieren sollten.

Nicht nur die hier vorgestellten drei Protagonisten – William H. McNeill, Marshall G. S. Hodgson und Leften S. Stavrianos – haben also über neue Ansätze zur Deutung globaler Zusammenhänge nachgedacht, vielmehr befasste sich eine größere Gruppe von Historikerinnen und Historiker seit dem frühen 20. Jahrhundert mit globalhistorischen Fragen und Problemen, die in den 1980er- und 1990er-Jahre (wieder-)entdeckt wurden. Die US-amerikanische Absetzbewegung von eurozentrisch-orientalisierenden und geschichtsphilosophisch-universalisierenden älteren Weltgeschichten begann in den 1920er-Jahren und erreichte in den 1960er-Jahren einen ersten Höhepunkt. Dass dieser Moment, den insbesondere die Veröffentlichung William H. McNeills Werk „Rise of the West" markiert, heute zumeist als Beginn der *world history* in den USA und auch darüber hinaus gilt, hat viel mit der Selbstdarstellung der Protagonistinnen und Protagonisten dieser Zeit zu tun. Sie arbeiteten daran, *world history* als ein genuines Feld der Lehre und der empiriebasierten Forschung zu etablieren und traten zu diesem Zweck als Erneuerer auf, denen die Loslösung von einer überholten – aus Europa stammenden – Tra-

[66] Stavrianos an Mosher, 3. 5. 1965, CC, Grant files, Box 753; „Northwestern World History Project, Phase II" sowie Record of Interview, SV und Stavrianos, 2. 8. 1965 und Record of Interview FM und Stavrianos, 6. 6. 1965, ebd.

[67] Leften S. Stavrianos: Man's Past and Present. A Global History. Englewood Cliffs 1971.

[68] Record of Interview, WFT und Stavrianos, 27. 10. 1966, Rockefeller Archive Center, Rockefeller Foundation Collection, Record Group 1.1., Series 200, R, Box 398, Folder 3448; Grant-in-Aid, 6. 1. 1967, ebd.

dition der Weltgeschichtsschreibung gelungen sei. Ihre Konstruktion eines radikalen Umbruchs passte in die Zeit. Die Prozesse der Dekolonialisierung stellten auch die Narrative der europäischen Imperien infrage, weshalb damals an vielen Orten – auch außerhalb der USA – neue Narrative gesucht und erarbeitet wurden. Es war die Zeit, in der eine neue, postkoloniale Welt- und Wissensordnung ausgehandelt wurde – auch und gerade über neue Geschichtsbilder.

Die Suche nach alternativen Konzepten für eine auf transkulturelle Beziehungen orientierte polyzentrische Weltgeschichte begann in den USA jedoch nicht erst Mitte der 1960er-Jahre, sondern war zu dem Zeitpunkt bereits voll im Gange. Eine sich wandelnde und zunehmend verflochtene Welt in ihrer Historizität und die Rolle nicht-westlicher Regionen in dieser zu begreifen, war nicht Resultat einer radikalen historiografischen Kehrtwende, sondern eines Prozesses, der nach dem Ende des Ersten Weltkriegs begonnen hatte und bis heute – ohne eindeutige Zäsuren – andauert. Auch wenn sich nicht alle Ansätze durchsetzten, brachte der Suchprozess verschiedene, durchaus konkurrierende Narrative hervor. Sich der in den späteren Debatten vergessenen alternativen Deutungen zu vergegenwärtigen, ist durchaus lohnenswert, denn in ihnen wird die Vielschichtigkeit des konzeptionellen Wandels sichtbar, die sich als ein Aufruf verstehen lässt, genauer danach zu fragen, warum zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten eine Variante von zeitgemäßer Weltgeschichte aufkam und Resonanz fand, eine andere aber eben nicht. Die spezifischen lokalen Konstellationen spielten hierbei eine wichtige Rolle. Sie reichen von einer kritischen Masse an Kolleginnen und Kollegen, die ähnliche Anliegen verfolgten, über die Unterstützung seitens der Universitätsleitungen bei der Beantragung von Fördergeldern für neue Lehrkonzepte bis hin zu den Linien der Profilbildung der Universitäten, aus denen sich Möglichkeiten zur Etablierung von Weltgeschichte ergaben. Für die Entwicklung der *world history* sind die lokalen Diskussionen über das Curriculum und die landesweit geführten Debatten über die Inhalte der geschichtlichen Einführungskurse wichtig.

Die Auseinandersetzungen über die inhaltliche Ausrichtung der akademischen Lehre in Geschichte war für die Neubegründung von *world history* zum einen zentral, weil der enorme gesellschaftliche Wissensbedarf angesichts einer sich globalisierenden Welt die Möglichkeit eröffnete, die Geschichte nicht-westlicher Regionen und ihrer Verflechtungen in den Lehrplänen zu verankern – und en route neue Narrative der Welt- und Globalgeschichte zu entwickeln. Zum anderen ging es in den Debatten über die Inhalte der einführenden Geschichtskurse am College auch und gerade um eine Erläuterung der Position des eigenen Landes im weltweiten Gefüge. Diese Kurse waren eine zentrale Arena der geschichtspolitischen Debatten – hier wurden oftmals neue Geschichtsbilder entwickelt, die sich später in der Forschung nur noch latent erkennbar etablierten.

Narrative der Welt- und Globalgeschichte werden in und für bestimmte Situationen entwickelt und tragen diese Ursprünge in sich. Nimmt man die ältere US-amerikanische Suche nach einer zeitgemäßen Weltgeschichte ernst, ihre spezifische Prägung ebenso wie die Pluralität von verfügbaren Konzepten, erscheint es interessant, auch für die heute debattierten Narrative danach zu fragen, welche

tradierten Geschichtsbilder durch sie (oftmals implizit) herausgefordert werden und welche neuen historischen Meistererzählungen fundiert werden sollen. Hierbei nur die prominenten anglo-amerikanischen Varianten zu betrachten, würde den Blick verengen, denn bereits in der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde Weltgeschichte nicht nur in den USA, sondern vielerorts neu gedacht. Diese Traditionen und die früheren Entwürfe für eine Weltgeschichtsschreibung sollten nicht als bloße Bestandteile der Genealogien des Heutigen abgelegt werden. Sie können vielmehr als ein Arsenal von Überlegungen dienen und neue Impulse für die laufenden Debatten um eine zeitgemäße Weltgeschichte liefern.

Abstract

Current global historical narratives have emerged from a long process of critical reflection on the premises of world history writing. This chapter studies a specific trajectory of this historiographical change: the development of world history as a field of teaching and research in the United States between the end of World War I and the late 1960s. It argues that US world history, which is often seen as the forerunner to global history, did not emerge from a radical turn away from older Eurocentric and universalist narratives in the 1970s and 1980s, but is based upon and shaped by a rich and long tradition. It highlights three characteristics of this trajectory. Firstly, the intensifying global connections and the new role of the US in international affairs after the war led to a departure from the older European tradition of universal history. Profound conceptual revisions allowed for the emergence of crucial aspects of today's multipolar, interactive, and transcultural global history. Secondly, these ideas were predominantly conceived in the context of academic teaching, particularly in connection with the history-survey courses of college curricula, which have traditionally been major sites for the formulation and negotiation of historical master narratives in the country. Lastly, diverging interpretations and conceptual approaches emerged in this process. During the 1920s, the aim of education was seen as a means of generating peace and understanding, which led the search for new historical representations. In the 1930s, however, two competing narratives emerged: The story of the rise of the "West", embodied in histories of Western Civilization, and the history of world regions and their entanglements. In the late 1940s, three historians in particular, William H. McNeill, Marshall G. S. Hodgson, and Leften S. Stavrianos, formulated different concepts for innovative and globally-oriented historical studies. While some approaches immediately received wide attention, others were rediscovered much later. Notwithstanding their reception, these approaches attest to a plurality emerging long before the 1970s through 1990s, when the field was institutionalized the way we know today. Taking this plurality into account, the chapter reveals local and national specifics and invites scholars to explore global historical narratives in other contexts in a similarly historical manner.

Sebastian Schlund

Von *frontier, middle ground* und *indigenocide*

Narrative des Kulturkontakts in Siedlungskolonien

Dass Menschen seit geraumer Zeit in großer Zahl und über weite Strecken wandern und sich dabei mal eher kooperative, mal eher konflikthafte, mal hybridisierende und mal separierende Kontaktphänomene ergeben, überrascht im 21. Jahrhundert nur wenige. Analysen und Interpretationen des Kontakts zwischen kulturell, ethnisch oder religiös als unterschiedlich wahrgenommenen Personengruppen sind älter als die Globalgeschichte: Forscherinnen und Forscher verschiedener Disziplinen befassen sich im Sinne einer „modernen" Sozial- und Geisteswissenschaft bereits seit einigen Jahrzehnten mit der Analyse von Migrationsfolgen. Die Globalgeschichte als geschichtswissenschaftlicher Teilbereich, der für interdisziplinäre Inspiration besonders offen ist, hat entsprechend zahlreiche theoretische und narrative Angebote der Kulturkontaktanalyse aus verwandten (Teil-)Disziplinen adaptiert und in neue Erkenntniszusammenhänge überführt. Konkret betrifft dies im vorliegenden Kontext etwa Anleihen aus national-, regional- und kolonialgeschichtlichen sowie aus dem Querschnittsbereich der *area studies* und der *settler colonial studies* stammenden Forschungen.

Inhaltlich befassen sich diese Forschungszweige unter anderem mit Kulturkontakten in (früh-)neuzeitlichen Siedlungskolonien, also mit Phänomenen, die von der expansiven Dynamik europäischer Imperien und der Wanderung aus Europa stammender Siedlergruppen geprägt waren. Aus jener historischen Grundkonstellation ergibt sich der Fokus auf die wissenschaftliche Analyse und Erzählung des – mehr oder weniger – konflikthaften Zusammentreffens von überseeisch mobilen Europäerinnen und Europäern mit indigenen Bevölkerungen. Meist wurde diese Konstellation von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen – aber auch in einigen wissenschaftlichen Betrachtungen – als dichotom begriffen, oftmals wurden weiße und nicht-weiße Akteursgruppen monolithisch dargestellt. Nicht zuletzt dieser Umstand wirft die Kernfrage des vorliegenden Beitrags auf, wie sich globalgeschichtliche Studien zu historiografischen Narrativen des Kulturkontakts verhalten können, die per se binär und eurozentrisch angelegt sind. Denn nach wie vor ist es eines der zentralen Anliegen von Globalhistorikerinnen und Globalhistorikern, einen methodischen und erzählerischen Eurozentrismus sowie vereinfachende dichotome Narrative zu überwinden. Mithin gilt es, die Potenziale, aber auch die Problematiken dreier Interpretationsangebote zu prüfen, auf die

https://doi.org/10.1515/9783110743067-003

globalgeschichtliche Untersuchungen von Kulturkontakten in Siedlungskolonien zurückgreifen: das *frontier*-Narrativ, das *middle ground*-Narrativ und die innerhalb der *settler colonial studies* verbreitete These eines *indigenocide*. Ein Anspruch auf die vollständige Erfassung und Erläuterung narrativer Zugänge zu Kulturkontakten in Siedlungskolonien leitet sich aus dieser Auswahl jedoch nicht ab. Vielmehr erscheinen die zu diskutierenden Narrative in besonderer Weise dazu geeignet, sowohl den jeweiligen analytischen Mehrwert als auch „Übersetzungsprobleme" in den Blick zu nehmen, die bei einem derartigen Transfer entstehen. Es stellt sich die Frage: Inwiefern ist es aus globalgeschichtlicher Sicht überhaupt sinnvoll und zielführend, sich aus anderen Disziplinen stammende Modelle zur Erzählung und Erklärung siedlungskolonialer Kulturkontakte anzueignen und sie in das eigene Analyseinstrumentarium zu integrieren?

Analyserahmen, begriffliche Eingrenzungen und Frageperspektiven

Die folgende Argumentation bezieht sich – unter besonderer Berücksichtigung der unabhängigen USA – auf das Phänomen der neuzeitlichen Siedlungskolonie. Von der folgenden Betrachtung ausgeschlossen sind dadurch kurzfristige, wenngleich oftmals regelmäßige Kontaktsituationen in sogenannten Handels- oder Stützpunktkolonien,[1] da sich solche räumlich begrenzten Besitzungen gerade durch die Abwesenheit einer auf private Initiative hin migrierenden Siedlergemeinschaft auszeichnen. Ebenso wird sich die Argumentation nicht mit reinen Herrschaftskolonien befassen, da diese ebenfalls nicht durch die dauerhafte Präsenz aus Europa stammender Siedler geprägt sind. In Abgrenzung zu diesen beiden Idealtypen werden Siedlungskolonien im Folgenden als eine spezifische imperiale Formation aufgefasst, die auf Dauerhaftigkeit ausgerichtet ist. Für die Berücksichtigung entscheidend ist insbesondere die Permanenz der Interaktion zwischen unterschiedlichen Akteursgruppen, die entsprechend auch im Zentrum der vorgestellten Narrative steht.

Im vorliegenden Beitrag soll unter anderem eruiert werden, inwiefern sich globalgeschichtliche Betrachtungen von einseitigen Narrativen des Kulturkontakts absetzen können, die in verkürzender und bisweilen nahezu verherrlichender Weise bereits in Titeln einschlägiger Publikationen auf die dominante Rolle europäischer Akteure abheben: Exemplarisch seien hierbei Niall Fergusons „Empire. How Britain Made the Modern World" oder „Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783–1939" von James Belich genannt.[2] Zwar kommen die Geschichte und die Erzählung von Kulturkontakten in

[1] Zur gängigen Unterscheidung verschiedener Typen von Kolonien und Kolonialismen vgl. Jürgen Osterhammel/Jan C. Jansen: Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen. München [8]2017, S. 16–18.
[2] Niall Ferguson: Empire. How Britain Made the Modern World. London 2012; James Belich: Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783–1939. Oxford 2009.

Siedlungskolonien nicht ohne die europäischen Siedler aus, doch sind diese weder als monolithische Einheit noch als einzig aktiv handelnde Personengruppen zu denken. Spätestens seit der globalgeschichtlichen Rezeption und Adaption von stärker auf Differenzierungen und die *agency* indigener Bevölkerungsgruppen fokussierender Forschungen in den *subaltern* und *postcolonial studies* zeichnen Globalhistorikerinnen und Globalhistorikern nuanciertere Bilder der beteiligten Personengruppen.[3]

Die eingehender zu betrachtenden Narrative in diesem Beitrag sollen daher, *erstens*, hinsichtlich ihrer Potenziale geprüft werden, die verschiedenen Akteursgruppen und deren jeweilige Handlungsmacht differenziert zu erfassen. Explizit beinhaltet dies auch den Aspekt der Machtverteilung. Denn: Kulturkontakte zu erzählen, heißt unvermeidlich auch, Prozesse der Formulierung, der Durchsetzung und der mittel- bis langfristigen Etablierung von Machtansprüchen zu erklären. Diese Prozesse verliefen in Siedlungskolonien nicht zwingend linear und auch nicht ausschließlich konflikthaft, sondern konnten situativ und lokal in Form von Kooperationen sowie wechselnder Koalitionen stattfinden. Analog zur Heterogenität der Akteursgruppen und ihrer Handlungsspielräume sollen im Folgenden die drei Narrative entsprechend auch im Hinblick auf ihre Offenheit für kontingente Verläufe untersucht werden. *Zweitens* wird zu fragen sein, wie die *frontier*-, *middle ground*- und *indigenocide*-Narrative die Beziehungen zwischen Metropole und Peripherie jeweils konzeptionell fassen. Mit diesem Verhältnis beschäftigen sich seit Langem nicht nur Historikerinnen und Historiker, sondern auch Forscherinnen und Forscher aus anderen Disziplinen wie den Politik- oder den Wirtschaftswissenschaften. Als besonders einflussreich gilt – und ebenso oft zitiert wie kritisch bewertet wurde – hierbei Immanuel Wallersteins Weltsystem-Theorie, die mittlerweile insbesondere in postkolonial und globalhistorisch orientierten Studien als deterministisch und diffusionistisch beurteilt wird.[4] Hingegen erhalten Überlegungen, das Transfer- und Machtverhältnis zwischen Metropolen und Peripherien als grundsätzlich relational und immer wieder neu konstruiert zu beschreiben, in jüngster Zeit Auftrieb.[5] Im Anschluss daran wird zu prüfen sein, auf welche Weise die drei Narrative jeweils das Verhältnis zwischen Metropole

[3] Das Forschungsprogramm der *postcolonial studies* und deren Einfluss auf Globalgeschichte und *new imperial history* fasst Ulrike Lindner prägnant zusammen. Vgl. Ulrike Lindner: Neuere Kolonialgeschichte und Postcolonial Studies. In: Docupedia-Zeitgeschichte (15. 4. 2011), http://docupedia.de/zg/lindner_neuere_kolonialgeschichte_v1_de_2011 (letzter Zugriff am 29. 3. 2021), S. 2–3.

[4] Zur kritischen Einordnung Wallersteins in der Globalgeschichte vgl. Sebastian Conrad/Andreas Eckert: Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt. In: dies./Ulrike Freytag (Hg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen. Frankfurt a. M./New York 2007, S. 7–49, hier: S. 16f. Wallerstein verfasste 2004 eine aktualisierte Version seines Ursprungswerks, auch um zu Rezeption und Kritik seines Buches Stellung zu beziehen. Diese erschien kurz vor seinem Tod im Jahr 2019 in deutscher Übersetzung. Immanuel Wallerstein: Welt-System-Analyse. Eine Einführung. Wiesbaden 2019.

[5] Zu dieser Entwicklung vgl. Angelika Epple: Lokalität und die Dimensionen des Globalen. In: HA 21 (2013), S. 4–25.

und Peripherie darstellen. Dabei ist zu berücksichtigen, welche Ausgangspunkte und Impulsgeber von vor allem räumlicher Dynamik innerhalb der jeweiligen Narrative identifiziert werden können. Ausgehend von dieser Perspektivierung lässt sich der Frage nachgehen, wer in den einzelnen Erzählungen als treibende Kraft einer „Eroberung" identifiziert wird. Eine solche Frageperspektive interessiert sich für den Faktor „Handlungsmacht", weitet jedoch zugleich den Horizont der Analyse auf die nachträglich in ein hierarchisches System eingeordneten geografischen Räume: Werden etwa die Kontaktsituationen zwischen Siedlern und indigenen Gruppen in Nordamerika und Australien aus der Peripherie des Inneren der Kontinente, der Semi-Peripherie der dichter besiedelten Küstenregionen oder der europäischen Metropole heraus erzählt? Und inwiefern geht mit diesen unterschiedlichen Möglichkeiten der räumlichen Fokussierung auch eine Setzung einher – eine bewusste Markierung von (Semi-)Peripherie und Metropole?

Einen weiteren Fluchtpunkt des Beitrags stellt die Überprüfung der Narrative hinsichtlich ihrer Erklärungspotenziale für die verschiedenen Ausprägungen der Inklusion und Exklusion auch im Sinne von Assimilations-, Separationsprozessen oder Hybridisierungsphänomenen dar. Denn letzten Endes beschreiben diese Prozesse idealtypische Modi des Kulturkontakts, die freilich nebeneinander existieren können. Entscheidend für die Aufnahme in das Sample des vorliegenden Beitrags ist dabei die Anpassungsfähigkeit der erzählerischen Stoßrichtung für die Analyse unterschiedlicher Formen des dauerhaften Kulturkontakts. Hierbei bezieht sich Dauerhaftigkeit auch auf die Zeit nach der „Schließung" der *frontier* beziehungsweise nach der Erklärung der Unabhängigkeit von Siedlungskolonien.

Pioniere an der Peripherie: Das *frontier*-Narrativ

Jürgen Osterhammel widmet in seinem Buch „Die Verwandlung der Welt" der *frontier* ein komplettes Kapitel. Darin macht er sich allerdings nicht das ursprüngliche *frontier*-Narrativ – etwa im Sinne Turners – zu eigen, sondern distanziert sich kritisch von diesem. Stattdessen wendet er sich inhaltlich der Erklärung „prozesshafte[r] Kontaktsituation[en]" zu, in denen „(mindestens) zwei Kollektive unterschiedlicher ethnischer Herkunft und kultureller Orientierung meist unter Anwendung oder Androhung von Gewalt Austauschbeziehungen miteinander unterhalten, die nicht durch eine einheitliche und überwölbende Staats- und Rechtsordnung geregelt werden. Eines dieser Kollektive spielt die Rolle des Invasoren [sic!]. Das primäre Interesse seiner Mitglieder gilt der Aneignung und Ausbeutung von Land und/oder anderen natürlichen Ressourcen."[6]

Auf diese Art und Weise eingegrenzt ermöglicht das *frontier*-Narrativ eine Auseinandersetzung mit potenziell ergebnisoffenen, dauerhaften Kontaktsituationen, die siedlungskoloniale Rahmenbedingungen maßgeblich prägen. Darüber hinaus

[6] Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 471.

betont Osterhammel den doppelten Übergangscharakter von *frontiers*: einerseits räumlich als wandernde Kontaktzonen gedacht, andererseits zeitlich als Phasen zwischen einer „vorkolonialen" Gesellschaftsordnung und einer etablierten Form kolonialer oder nationalstaatlicher Ordnung. Da die „einheitliche und überwölbende Staats- und Rechtsordnung" eben *noch* nicht installiert ist, entsteht für die beteiligten Akteursgruppen die Chance, Einfluss auf den Charakter des Zusammenlebens und der zukünftigen Ordnungsprinzipien zu nehmen. Für (global-)geschichtliche Analysen ergibt sich hierbei die Möglichkeit, die Motivlagen verschiedener Akteure, deren jeweiliges Handeln und auch die sich aus diesen Vorbedingungen ergebenden mittel- und langfristigen Wandlungsprozesse erzählerisch zu fassen.

Allerdings ist diese Herangehensweise erst möglich, wenn die Beschreibung einer *frontier* als an einen bestimmten Raum und an eine bestimmte Zeit gebundenes Phänomen von der ursprünglichen argumentativen Stoßrichtung des *frontier*-Narrativs gelöst wird. Denn untrennbar ist der Begriff *frontier* mit dem berühmten Essay des US-amerikanischen Historikers Frederick Jackson Turner verbunden. Mit „The Significance of the Frontier in American History" begründete Turner gewissermaßen einen wissenschaftlich argumentierenden nationalistischen Exzeptionalismus. An der nach Westen wandernden „Zivilisationsgrenze", als welche Turner die *frontier* begriff, habe sich in Abgrenzung zu den europäischen Wurzeln und zu den politisch-wirtschaftlichen Zentren an der Ostküste der USA ein spezifischer Nationalcharakter herausgebildet. Dieser basiere auf dem heroischen Pioniergeist der Siedlergemeinschaft sowie der ständigen Auseinandersetzung zwischen „Zivilisation" und „Wildnis" oder gar „Barbarei". Turners Popularität und die bis heute anhaltende Rezeption seiner Publikation liegt eher in der wirkmächtigen Anschlussfähigkeit seiner These als in ihrer analytischen Überzeugungskraft begründet: Zahlreiche Historikerinnen und Historiker arbeiteten sich an der nationalmythischen Überhöhung von Turners *frontier* ab – inklusive der Frage, ob diese Interpretation im Sinne ihres Erfinders sei oder nicht.[7]

Folglich geht mit dem *frontier*-Narrativ ein nationalgeschichtlicher Ballast einher, den es von seinem erzählerischen und analytischen Potenzial zu trennen gilt. Denn ausgehend von Turners Grundidee einer rückkoppelnden Prägekraft der an der *frontier* stattfindenden Prozesse auf die nationalen Machtzentren der Ostküste, lassen sich Aussagen über das Beziehungsgeflecht von Peripherie, Semi-Peripherie und Metropole treffen. Jürgen Osterhammel positioniert sich in dieser Frage eindeutig, indem er sich dagegen ausspricht, der *frontier* lediglich die Rolle einer „passiven Peripherie" zuzuweisen: „An ihr [der Frontier] entstehen besondere Interessen, Identitäten, Lebensentwürfe und Charaktertypen, die auf die Zentren zurückwirken."[8] Geschichte von der Peripherie ausgehend zu erzählen und zu erklären, ist im *frontier*-Narrativ somit nicht nur als Möglichkeit angelegt, sondern es ist dessen entscheidender Aspekt.

[7] Zur Geschichte der Turner-Rezeption vgl. Matthias Waechter: Die Erfindung des amerikanischen Westens. Die Geschichte der Frontier-Debatte. Freiburg i. B. 1996.
[8] Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 6), S. 465.

Nicht zuletzt weil diese Perspektivierung gegenüber diffusionistischen Einbahnstraßenmodellen von Wandel und Expansion innovativ erscheint, hat sich die Turner-Rezeption und die Anwendung seiner *frontier*-These im Instrumentarium mehrerer geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen und mit Blick auf unterschiedliche Weltregionen etabliert.[9] Da es sich bei der *frontier* bereits in Turners Vorstellung um ein „transhistorisches und translokales" Phänomen handelte, war die geografische Übertragung der These sowie deren Anwendung in vergleichenden Untersuchungen geradezu vorgezeichnet.[10] Zahlreiche Studien über lateinamerikanische *frontiers*, über die russische Steppen-*frontier*, die lange Zeit umstrittenen Grenzregionen zwischen China und Russland, sowie über die südafrikanische und die australische *frontier* entstanden in der Folge.[11] Auch explizit vergleichend angelegte Forschungen bedienten sich der *frontier*-These, so schrieb Dörte Lerp in ihrer komparatistischen Analyse „imperialer Grenzräume" des Deutschen (Kolonial-)Reichs etwa vom „Frontiercharakter" der Randzonen in Deutsch-Südwestafrika und in den östlichen Provinzen Preußens.[12] Inwiefern jedoch alle Publikationen, die mit einem *frontier*-Begriff oder gar einem *frontier*-Narrativ operieren, in der Tradition Turners stehen, sei dahingestellt. Denn mehr und mehr hat sich der Terminus zu einem schwammigen Sammelbegriff entwickelt, mit dem sowohl umkämpfte Rand- und Kontaktzonen in einem militärischen Sinn als auch etwa lediglich imaginierte Grenzgebiete bezeichnet werden.[13] Jegliche Bewertung des *frontier*-Narrativs wird daher erschwert, denn nicht immer sind prozesshafte Kontaktsituationen gemeint und nicht immer wird den Grundannahmen Turners gefolgt, wenn von *frontiers* die Rede ist. Seine Omnipräsenz verdankt der Begriff vielmehr der erzählerisch wirkmächtigen Vorstellung eines vergleichsweise ungeordneten geografischen und zeitlichen Zwischenraumes sowie der spannungserzeugenden Präsentation von Abenteuer und Pioniergeist.[14]

[9] Einen Überblick über die globale Rezeption der *frontier*-These im 20. Jahrhundert bietet Alfred J. Rieber: Changing Concepts and Constructions of Frontiers. A Comparative Historical Approach. In: Ab Imperio 1 (2003), S. 23–46.

[10] Erik Altenbernd/Alex Trimble Young: Introduction. The Significance of the Frontier in an Age of Transnational History. In: SCS 2 (2014), S. 127–150, hier: S. 130.

[11] Zu *frontiers* in Lateinamerika vgl. Alistair Hennessy: The Frontier in Latin American History. Albuquerque 1978; zur frühneuzeitlichen russischen *frontier* vgl. Michael Khodarkovsky: Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire, 1500–1800. Bloomington 2001; zum russisch-sowjetischen *frontier*-Mythos vgl. Eva-Maria Stolberg: Sibirien. Russlands „Wilder Osten". Mythos und soziale Realität im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 2009.

[12] Dörte Lerp: Imperiale Grenzräume. Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914. Frankfurt a. M. 2016, S. 11. Als Klassiker der vergleichenden Frontier-Historiografie gilt Howard Lamar/Leonard Thompson (Hg.): The Frontier in History. North America and Southern Africa Compared. New Haven 1981.

[13] Beispielsweise Thomas Simpson: Bordering and Frontier-Making in Nineteenth-Century British India. In: JMH 58 (2015), S. 513–542; Carl Abbott: Imagined Frontiers. Contemporary America and Beyond. Norman 2015.

[14] Einige Beispiele: Seit 2016 findet sich auf der Streaming-Plattform *Netflix* eine Actionserie mit dem Titel „Frontier", die im kanadischen Pelzhandel des späten 18. Jahrhunderts spielt. US-Präsident John F. Kennedy beschrieb 1960 die technologischen und gesellschaftlichen Herausforde-

Wenn derartige Assoziationen zur Etablierung eines nationalistischen Narrativs von der Überwindung widriger Umstände verwendet werden – wie in der zeitgenössischen russischen Historiografie praktiziert[15] – entsteht eine gravierende Diskrepanz zu den Erkenntnisinteressen (neuerer) kolonial- und globalgeschichtlicher Fragestellungen.

Für Letztgenannte kann das *frontier*-Narrativ dennoch zu einem analytischen Mehrwert beitragen, da schließlich erklärt werden muss, wer an der Peripherie handelte und welche Prozesse deren einstigen Status als Randzone obsolet werden ließen. Die Anbindung dünn besiedelter und wirtschaftlich wenig erschlossener Zonen an überregionale und in der Folge auch an globale Märkte war in der Vergangenheit ein Thema, das immer wieder am Schnittpunkt von *frontier*-Erzählungen und globalgeschichtlichen Fragestellungen stand.[16] In jüngster Zeit ist unter Beteiligung ausgewiesener Globalhistorikerinnen und -historiker wie Sven Beckert und Eric Vanhaute ein internationaler Forschungsverbund entstanden, der sich mit dem Begriff der *commodity frontiers* der kapitalistischen Erschließung peripherer Landstriche und ihrer meist agrarischen Rohstoffe widmet.[17] Explizit wird dabei eine (kritische) Expansionsgeschichte des Kapitalismus in den vergangenen 500 Jahren geschrieben und dessen Ausbreitung in unerschlossene Gebiete mithilfe des *frontier*-Begriffs erzählt. Diese Perspektivierung erinnert zum einen sowohl an Wallersteins Weltsystem-Theorie als auch an Turners binäre Einteilung in – hier: wirtschaftlich – fortschrittlich und rückständig. Zum anderen entsteht die Gefahr einer einseitigen Fokussierung auf die Handlungsmacht der aus der Metropole stammenden Akteure. Denn wenngleich die *Commodity Frontiers Initiative* die Auswirkungen des ökonomischen und ökologischen Wandels auf die Bevölkerungen der als peripher markierten Regionen ausdrücklich in den Blick nehmen will, scheint klar, welche Akteure in dieser Konzeption agieren und welche lediglich reagieren.

Auf solche Weise praktiziert, befindet sich die globalgeschichtliche Analyse von *commodity frontiers* narratologisch in Gesellschaft mit älteren *frontier*-Erzählungen: Trotz der Fokussierung auf periphere Räume steht doch letztlich die Handlungsmacht metropolitaner Akteure im Zentrum. Dies gilt besonders für die Antriebskräfte mittel- und langfristiger Wandlungsprozesse sowie für die dabei sichtbar werdenden Machtasymmetrien. Denn die im geografischen und zeitlichen

rungen des anbrechenden Jahrzehnts als *new frontier*. Die Erfinder der „Star Trek"-Reihe reagierten hierauf mit dem berühmten Motto *Space – The Final Frontier*.

[15] Vgl. dazu Mark Bassin: Turner, Solov'ev, and the „Frontier Hypothesis". The Nationalist Signification of Open Spaces. In: JMH 65 (1993), S. 473–511.

[16] Vgl. hierzu etwa mehrere Beiträge zu ökonomisch verstandenen *frontiers* in Paraguay, Brasilien oder Argentinien im Sammelband von Donna J. Guy/Thomas E. Sheridan (Hg.): Contested Ground. Comparative Frontiers on the Northern and Southern Edges of the Spanish Empire. Tucson 1998; vgl. dazu auch Wolfgang Reinhard: Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015. München 2016, S. 731–734.

[17] Commodity Frontiers Initiative (CFI), https://commodityfrontiers.com/about-cfi (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

Zwischenraum der *frontier* letzten Endes triumphierende Gesellschaftsordnung ist – wie zahlreiche Beispiele belegen – immer jene der „Invasoren", wie sie Jürgen Osterhammel in seiner Rollenbeschreibung weißer Siedlergemeinschaften bezeichnet.[18] Darüber hinaus ist das Motiv des „Triumphs" in der *frontier*-Erzählung bereits vorgezeichnet – daran ändert sich durch eine postkolonial inspirierte globalgeschichtliche Perspektive auch dann wenig, wenn Hybridisierungen zwischen den dichotom gezeichneten Akteursgruppen berücksichtigt werden. *Frontiers* sind schließlich Räume der Verdrängung vormaliger (Un-)Ordnungen und bereits ansässiger Bevölkerungen, für die maximal eine Form der Assimilation vorgesehen ist, aber keine Inklusion. Nicht selten verlief diese Verdrängung höchst brutal und führte zur signifikanten Dezimierung indigener Bevölkerungen. Längerfristige Kontaktsituationen in Siedlungskolonien mithilfe des *frontier*-Narrativs zu erzählen, schließt die Analyse von Gewaltakten zwar nicht aus, doch implizieren die Verwendung des *frontier*-Begriffs und stärker noch der Rückbezug auf Turner eine Erzählung des Siegeszugs der „Zivilisation" gegen die „Wildnis". In dieses Schwarz-Weiß-Panorama nachträglich Graustufen einzufügen, Kooperation und Wechselbeziehungen zu integrieren und differenzierende Modi des Kulturkontakts einzuflechten, erfordert daher zumindest eine ausführliche Erweiterung des ursprünglichen *frontier*-Narrativs. Alternativ – und so geschehen in der *new western history* der 1980er- und 1990er-Jahre – kann *frontier* als Analyseinstrument rundweg als „unsubtle concept in a subtle world" abgetan werden.[19] Die zwischenzeitliche Abwendung von *frontier*-Erzählungen turnerscher Tradition hat mithin den Boden für pluralistischer argumentierende Narrative wie das des *middle ground* bereitet.

Kreative Missverständnisse und Hybridisierungen: Das *middle ground*-Narrativ

Das *middle ground*-Narrativ evoziert bereits durch seine Bezeichnung die Vorstellung eines stärker nach Vermittlungen und *métissages* suchenden Erzählmusters. Der Begriff des *middle ground* geht auf den US-amerikanischen Historiker Richard White zurück. Wenngleich dieser insistierte, seine Analysen und Befunde seien explizit an einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit gebunden, geht er doch von einer Übertragbarkeit des *middle ground*-Narrativs aus. Im Gegensatz zu Frederick Jackson Turner erlebt White jedoch seit der Prägung des Begriffs zu Beginn der 1990er-Jahre die wissenschaftliche Rezeption, Aneignung und Umdeutung seiner Idee und verfolgt deren Entwicklung eines Eigenlebens – bisweilen offenbar mit der Sorge, dass seine Wortschöpfung zu einer verwässerten

[18] Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 6), S. 471.
[19] Patricia Nelson Limerick: The Legacy of Conquest. The Unbroken Past of the American West. New York 1987, S. 25.

Metapher verkommen könnte.[20] White schlägt für *middle ground* folgende Definition vor: „The middle ground is the place in between: in between cultures, peoples, and in between the nonstate world of villages. […] It is the area between the historical foreground of European invasion and occupation and the background of Indian defeat and retreat. On the middle ground, diverse peoples adjust their differences through what amounts to a process of creative […] misunderstandings. People try to persuade others who are different from themselves by appealing to what they perceive to be the values and the practices of those others. They often misinterpret and distort both the values and practices of those they deal with, but from these misunderstandings arise new meanings and through them new practices."[21]

White geht es folglich eher um Praktiken auf der Mikroebene – nicht nur in epistemologischer, sondern auch in geografischer Hinsicht. In seiner Analyse siedlungskolonialer Kontaktzonen, die er mit einem expliziten Fokus auf die Region der Großen Seen vom 17. bis ins 19. Jahrhundert entwickelte, wird somit keine nationalmythische Großerzählung wie im *Frontier*-Narrativ angestrebt. Hingegen teilen *middle ground*- und *frontier*-Erzählweisen eine Offenheit für kontingente Vorgänge – im *middle ground*-Narrativ stellen diese sogar den Kern dar: Reziproke Missverständnisse und deren Beseitigung durch die Schaffung neuer Werte, Bedeutungszusammenhänge und Praktiken werden als Teile eines per se ergebnisoffenen Prozesses begriffen. Jedoch beschreiben diese Vorgänge Kontaktszenarien, in denen von einer zumindest annähernden Gleichberechtigung der beteiligten Akteursgruppen ausgegangen werden muss. Für die Rahmenbedingungen in Whites Ursprungsnarrativ mag dies zutreffen, doch endet seine Analyse zeitlich genau an jenem Punkt, an dem sich Ungleichheiten und Hierarchisierungen gegenüber kooperativem Verhalten durchsetzen. Hierauf Bezug nehmend argumentiert Osterhammel, *middle grounds* seien zur Mitte des 19. Jahrhunderts verschwunden.[22] Christopher Bayly führt mit Blick auf Sibirien, Australien, das südliche Afrika und Nordamerika aus, dass die noch bis in die 1820er-Jahre bestehenden Wechselbeziehungen auf Basis von Tauschhandel und Wissenstransfer zwischen 1830 und 1890 von „landhungrigen" Siedlergemeinschaften für obsolet erklärt und beendet worden seien.[23] Für die Einordnung des *middle ground*-Narrativs bedeutet dies, dass sein Erklärungspotenzial stark an bestimmte Räume, Zeiten und Konstellationen gebunden ist und das „Ende" der *middle grounds* – in Whites Diktion als „Indian defeat and retreat" – bereits in die Erzählung eingeflochten ist.

[20] Richard White: Creative Misunderstandings and New Understandings. In: WMQ 63 (2006), S. 9–14, insbes. S. 9–10. Vgl. dazu auch Philipp J. Deloria: What is the Middle Ground, Anyway?. In: WMQ 63 (2006), S. 15–22, hier: S. 15.

[21] Richard White: The Middle Ground. Indians, Empires, and Republics in the Great Lakes Region, 1650–1815. Cambridge 1991, S. X.

[22] Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 6), S. 468.

[23] Christopher Bayly: The Birth of the Modern World. Global Connections and Comparisons. Malden 2004, S. 434–437.

Somit folgt das *middle ground*-Narrativ einer mikrohistorischen Orientierung – einer Analyse lokal und auch zeitlich begrenzter Prozesse, die freilich von überregional oder global wirkenden Einflüssen ausgelöst und geprägt sein können. Entsprechend ergibt sich in Whites Studie die Wechselbeziehung zwischen indigenen Nordamerikanern auf der einen sowie europäischen Händlern und Siedlern auf der anderen Seite erst durch das immer weiter nach Westen reichende Vordringen Letzterer. Mit dem *middle ground*-Narrativ sollen eher lokale Aushandlungsprozesse tiefergehend erfasst werden; die Rückwirkungen auf ein imperiales oder nationales Zentrum sind hingegen kaum von Interesse. Damit ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass lokale Repräsentationen globaler Zusammenhänge mit dem *middle ground*-Narrativ auch im Sinne einer Form von „Glokalisierung" erzählt und erklärt werden können. Andrea Komlosy bevorzugt hierfür den Begriff des „Kleinraumes", in dem sich „verschiedene Ebenen des überregionalen Geschehens treffen, kreuzen, aufeinander stoßen und mit den lokalen Gegebenheiten spezifische Verbindungen eingehen".[24] Dem *middle ground* im räumlichen Sinn kommt in dieser Perspektivierung die Rolle eines Verflechtungs- und Interaktionsraumes zu, der über unterschiedlich weitreichende Phänomene wie Migration oder Handel mit anderen Kleinräumen oder der geografisch globalen Ebene verbunden ist. Bezogen auf die Großen Seen aus Whites Studie sowie auf andere Regionen Nordamerikas, aber auch Sibiriens, lässt sich die Einbindung lokaler Prozesse in überregionale Zusammenhänge etwa beim Pelzhandel anhand von Warenketten nachvollziehen.[25]

Was die Handlungsmacht verschiedener Akteursgruppen anbelangt, so erkannte Jürgen Osterhammel im *middle ground*-Narrativ gewissermaßen eine Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung der *frontier*-These: Legt Letztgenannte noch eine eindeutige Binarität von Tätern und Opfern, von Invasoren und Indigenen, nahe, so stellen Studien, die dem *middle ground*-Narrativ folgen, weniger klare Zuschreibungen her und rücken Verhältnisse, die von kurzfristigen und wechselnden Allianzen ebenso geprägt waren wie von vorübergehenden Kompromissen, Wechselbeziehungen und Hybridisierungen, in den Mittelpunkt. Obgleich die eher auf Kooperation als auf Konflikt hindeutenden *middle grounds* zumindest in Nordamerika spätestens zur Mitte des 19. Jahrhunderts verschwunden waren, hatten bis dahin indigene Akteure einen breiten Handlungsspielraum.[26] Denn der von White beschriebene „process of creative misunderstandings" war ein beidseitiger, sich zeitweise sogar durch eine Machtbalance auszeichnender Vorgang. Die sich an Missverständnisse und Verständigungen anschließenden Aushandlungsprozesse zwischen den Akteursgruppen reichten dabei weit über den Austausch spezifischen Wissens oder rein wirtschaftliche

[24] Andrea Komlosy: Globalgeschichte. Methoden und Theorien. Wien 2011, S. 211.
[25] Zur Pionierfunktion des Pelzhandels in Sibirien vgl. Martina Winkler: Das Imperium und die Seeotter. Die Expansion Russlands in den nordpazifischen Raum, 1700–1867. Göttingen 2016, hier beispielsweise: S. 16.
[26] Vgl. Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 6), S. 467f.

Tauschverhältnisse hinaus. Philipp J. Deloria spricht daher von reziproken Vorgängen kommunikativer Praxis, der Performanz und der Kreation neuer Bedeutungen: „In this sense the middle ground looks like a particularly dialogic process of cultural production."[27] Der auf ähnliche Weise funktionierenden Entstehung eines lokalspezifischen, afrikanisch-europäischen „transkulturellen Zeremoniells" im Rahmen diplomatischer Begegnungen im westafrikanischen Dahomey des 18. und 19. Jahrhunderts hat sich beispielsweise Christina Brauner aus einer entsprechenden Perspektive gewidmet.[28]

Vor allem dann, wenn bei der Erzählung und Erklärung derartiger Vorgänge das in den *postcolonial* und den *subaltern studies* verbreitete Postulat der Hybridität aufgestellt wird, überschneiden sich anthropologisch und ethno-historisch inspirierte *middle ground*-Narrative mit globalgeschichtlichen Herangehensweisen. Neue Identitäten entstehen – so interpretiert Ulrike Lindner das Hybriditätsverständnis Homi Bhabhas – immer in einem „‚in-between'-Raum kultureller Hybridität, der keine hierarchische Ordnung der Kulturen oder Exotismus mehr zulässt".[29] Wenn im Anschluss daran Hybridisierungen und Inklusionsprozesse als weitestgehend dialogisch und egalitär begriffen werden – wie von Deloria in Anlehnung an White vorgeschlagen –, können *middle ground*-Narrative den Wandel durch Annäherung in der unmittelbaren Folge von Kontaktsituationen zwischen unterschiedlichen Personengruppen treffend beschreiben. Jener Wandel, den *middle ground*-Narrative aber weder erfassen können, noch erfassen möchten, ist der Übergang zu exkludierenden, separierenden oder segregierenden Praktiken, der alle historischen *middle grounds* nach und nach zu Anachronismen werden ließ. Die erzählerische und analytische Beschränkung der Darstellung hängt ganz zentral mit der normativ aufgeladenen Ablehnung von Akkulturation als Modus des längerfristigen Kulturkontakts sowie der Weigerung, sich mit einer Gewaltgeschichte zu befassen, zusammen: Der *middle ground* beruhe maßgeblich darauf, dass keine der beteiligten Akteursgruppen ihre Interessen mittels Gewaltanwendung durchgesetzt habe, so Richard White.[30]

Aus dieser Eingrenzung ergibt sich gewissermaßen eine Selbstbeschränkung der erzählerischen und analytischen Potenziale des *middle ground*-Narrativs, welche es zugleich aber für entsprechende maßgeschneiderte Studien attraktiv macht. Wo die egalitären, auf Kooperation angelegten Kontaktsituationen einen Kipppunkt erreichten und letzten Endes doch eine hierarchische Ordnung etabliert wurde, endete der *middle ground*. Er fand seinen zeitlichen und narrativen Abschluss folglich dort, wo der *settler colonialism* und noch mehr das *indigenocide*-Narrativ ansetzen: bei der gezielten Anwendung von Gewalt.

[27] Deloria: Middle Ground (wie Anm. 20), S. 16.
[28] Vgl. Christina Brauner: Loss of a Middle Ground?. Intercultural Diplomacy in Dahomey and the Discourse of Despotism. In: dies./Antje Flüchter (Hg.): Dimensions of Transcultural Statehood. Leipzig 2015, S. 99–123.
[29] Lindner: Kolonialgeschichte (wie Anm. 3), S. 4.
[30] White: Middle Ground (wie Anm. 21), S. 52. Zur Ablehnung des Akkulturationsbegriffs vgl. ebd., S. X.

Verdrängung und Vernichtung: *settler colonialism* und das *indigenocide*-Narrativ

Bei der Auseinandersetzung mit dem Narrativ des *indigenocide* ist voranzuschicken, dass dessen Verwendung mit der breiten und andauernden Rezeption des *middle ground*- und noch stärker des *frontier*-Narrativs nicht zu vergleichen ist. Jedoch haben die Erzählung und die Analyse von Genoziden an indigenen Bevölkerungen in den vergangenen Jahren Einzug in die interdisziplinären *settler colonial studies* erfahren.[31] In dieser Querschnittsdisziplin aus teils gegenwartsbezogenen, teils historisch orientierten Fächern wird von einer bis heute anhaltenden Wirkmacht des Phänomens „Siedlungskolonialismus" ausgegangen, das vom Kolonialismus definitorisch zu trennen sei und sich Dekolonisationsprozessen bislang entzogen habe.[32] Denn im Gegensatz zum „klassischen" Kolonialismus im Sinne politischer und wirtschaftlicher Beherrschung einer Peripherie durch eine Metropole, sehe der Siedlungskolonialismus keinen historischen Zeitpunkt der Entlassung in die Unabhängigkeit, mithin keine Ablösung des asymmetrischen Herrschaftsverhältnisses vor. Siedlungskolonialismus sei daher ein nach wie vor andauernder Prozess, da die invasorische Siedlergemeinschaft in Staaten wie Kanada oder Australien noch immer einstmals indigenes Land okkupiere. Die „Siedlerinvasion" käme daher keinem Ereignis gleich, sondern einer dauerhaften Struktur, so Patrick Wolfe, einer der einflussreichsten Vertreter der *settler colonial studies*.[33] Im *settler colonialism* sind folglich die Rollen der Akteursgruppen klar verteilt. Der Portmanteau-Begriff *indigenocide* macht überdies unmissverständlich klar, aus welcher Perspektive der dauerhafte Kulturkontakt in Siedlungskolonien in den Blick genommen wird. In gewisser Weise wird mit dem Narrativ des *indigenocide* eine Grundannahme der *settler colonial studies* konsequent auf die Spitze getrieben, um die inhärente Gewaltförmigkeit siedlungskolonialer Rahmenbedingungen in den Vordergrund zu rücken.

Entsprechend dichotom wird dabei zunächst das Verhältnis von Metropole und Peripherie gefasst: Die koordinierte Aneignung von Raum und Ressourcen wird als einseitig absichtsvoller Prozess beschrieben. Mithin beinhaltet der *settler colonialism* eine Binarität von Metropole und Peripherie im Sinne einer klaren Kausalität von Aktion und Reaktion – freilich mit dem Impetus, diese Abfolge in eine Kritik kolonialistischer und kapitalistischer Expansionsdynamik einzubinden.[34] Auf diese Weise interpretiert erinnert die Markierung einer Peripherie als Lieferant von

[31] Vgl. hierzu insbesondere den Sammelband von Dirk A. Moses (Hg.): Empire, Colony, Genocide. Conquest, Occupation and Subaltern Resistance in World History. New York 2008.

[32] Lorenzo Veracini: Telling the End of the Settler Colonial Story. In: Fiona Bateman/Lionel Pilkington (Hg.): Studies in Settler Colonialism. Politics, Identity and Culture. Basingstoke 2011, S. 204–218, hier: S. 204.

[33] Patrick Wolfe: Structure and Event. Settler Colonialism, Time, and Question of Genocide. In: Moses (Hg.): Empire (wie Anm. 31), S. 102–132.

[34] Patrick Wolfe: Settler Colonialism and the Elimination of the Native. In: JGR 8 (2006), S. 387–409, hier: S. 393f.

Rohstoffen und als Stätte exponentiell ansteigender agrarischer Produktion an Wallersteins Weltsystem-Theorie. Was ferner nicht nur die materiellen Rücktransfers anbelangt, sondern auch die Erprobung von Herrschafts- und Vernichtungstechniken, so wird siedlungskolonialen Projekten der Status eines „Laboratorium der Moderne" zugeschrieben, welcher die Annahme von Kontinuitätslinien, etwa zwischen kolonialer Gewalt in Afrika und dem Holocaust, ermöglicht.[35]

Gerade was die Einbindung geografischer „Randzonen" in kapitalistische Verwertungsketten betrifft, wurde allerdings auch die These vorgebracht, *settler colonialism* habe weder ein Zentrum noch eine Peripherie, da die Siedlerpioniere und die Eliten der Metropolen eine „interaktive Gemeinschaft" darstellten. Gemeinsam hätten diese beiden Akteursgruppen einen kapitalistischen Expansionismus auf Kosten indigener Bevölkerungen verfolgt, so etwa Norbert Fintzsch mit Blick auf die USA und Australien.[36] Obgleich hierin die Tendenz zu erkennen ist, zu globalgeschichtlichen Themenkomplexen wie dem materiellen und immateriellen Austausch zwischen Metropole und Peripherie Stellung zu beziehen, treten entsprechende Fragen hinter dem dominierenden Anspruch, eine Geschichte der Invasion und Verdrängung zu erzählen, zurück. Nicht-indigene Akteure verschmelzen dabei zu einer mehr oder weniger homogenen Gruppe, die im Zuge der Aneignung von Land und Ressourcen die kulturelle und physische Vernichtung indigener Bevölkerungen entweder billigend in Kauf nahm oder gar bewusst durchführte. In der dauerhaften Kontaktsituation neuzeitlicher Siedlungskolonien wird auf diese Weise eine klare Trennung zwischen den Handlungsoptionen von weißen und indigenen Akteuren vorgenommen. Letzteren scheint lediglich der (gewaltsame) Widerstand gegen eine planvolle Zerstörung ihrer Lebensgrundlage und Lebensart zu bleiben. Innerhalb der *settler colonial studies* wird die Frage diskutiert, ob jeweils von einem „Genozid" zu sprechen sei.[37]

Die Verwendung des Genozidbegriffs im kolonialen Kontext löst teilweise recht emotional geführte Debatten um die Singularität des Holocaust aus und wirft Fragen nach der Übertragbarkeit des Begriffs „Genozid" im Sinne einer „Globalgeschichte des Völkermordes" auf.[38] Die Schöpfer des Wortes *indigeno-*

[35] Jürgen Zimmerer: Von Windhuk nach Auschwitz?. Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust. Berlin 2011; Benjamin Madley: From Africa to Auschwitz. How German South West Africa Incubated Ideas and Methods Adopted and Developed by the Nazis in Eastern Europe. In: EHQ 35 (2005), S. 429–464.

[36] Zum gesamten Abschnitt vgl. Norbert Fintzsch: „The Aborigines … Were Never Annihilated, and Still They Are Becoming Extinct". Settler Imperialism and Genocide in Nineteenth-Century America and Australia. In: Moses (Hg.): Empire (wie Anm. 31), S. 253–270, hier: S. 253f.

[37] Dirk A. Moses: Empire, Colony, Genocide. Keywords and the Philosophy of History. In: ders. (Hg.): Empire (wie Anm. 31), S. 3–54, hier insbes. S. 17–20. In Moses' Sammelband befassen sich darüber hinaus mehrere Beiträge mit der konzeptionellen Frage der Verknüpfung von Genozid und Kolonialismus.

[38] Hiermit setzt sich beispielsweise Jürgen Zimmerer auseinander, der den Begriff „kolonialer Genozid" etwa für den Völkermord an den Herero und Nama vorschlägt. Vgl. Jürgen Zimmerer: Kolonialer Genozid?. Vom Nutzen und Nachteil einer historischen Kategorie für eine Globalgeschichte des Völkermordes. In: Dominik J. Schaller u. a. (Hg.): Enteignet – Vertrieben – Ermordet. Beiträge zur Genozidforschung. Zürich 2004, S. 109–128.

cide, Raymond Evans und Bill Thorpe, erkennen diese moralische und terminologische Problematik zwar an, brachten ihren Vorschlag aber dennoch ein, „in an attempt to incorporate the cataclysmic impact of settler colonisation upon host cultures, particularly the lethal effects of imperial migration, intrusion and land seizure upon the lives and fates of indigenes like the Australian Aboriginal people".[39] Sie nennen fünf Kriterien, die für einen *indigenocide* erfüllt sein müssen: erstens eine absichtsvolle Invasion sowie die Kolonisation indigener Gebiete und Bevölkerungen; zweitens die möglichst dauerhafte Ausübung von Herrschaft über die eroberten Personen und Gebiete durch die Invasoren; drittens die Tötung einer großen Zahl Indigener oder die absichtliche Verschlechterung von deren Lebensumständen, welche zum nahezu vollständigen Aussterben der Indigenen führt; viertens die Klassifizierung Indigener als minderwertige Gruppe, welche die Vernichtung verdiene; und fünftens die Zerstörung der indigenen Glaubenssysteme. „Above all, indigenocide implies in theory and practice that Indigenous people are *less valued* than the land they inhabit and which the invaders desire."[40]

Somit führt das *indigenocide*-Narrativ wieder eine klare Täter-Opfer-Binarität ein, welche im *middle ground*-Narrativ als zu simplifizierend abgelehnt worden war. Ein gewaltsames Vorgehen bis hin zu genozidalen Praktiken ist im *indigenocide*-Narrativ nicht davon abhängig, ob ein imperiales oder nationalstaatliches Ordnungsmodell samt Gewaltmonopol bereits etabliert ist. Denn privaten Siedlern kommt im Akteursgeflecht mit indigenen Bevölkerungen und den militärischen oder administrativen Vertretern einer Kolonialmacht oder eines Nationalstaates oftmals die entscheidende Rolle hinsichtlich der Dynamisierung von Landnahme und Ressourcenaneignung zu. Den indigenen Bevölkerungen bleibt in dieser Erzählweise lediglich die Möglichkeit, mit widerständigen Praktiken auf die „Invasion" zu reagieren: Widerstand und Überleben seien die einzigen Waffen der Indigenen, die einen vollständigen Triumph der Invasoren verhindern könnten.[41] Ein *middle ground* scheint in dieser Vorstellung ebenso ausgeschlossen zu sein wie temporäre Kooperationen oder gar längerfristige Hybridisierungen. Entsprechend lehnen Vertreter eines meinungsstarken Flügels der *settler colonial studies* wie Patrick Wolfe in Bezug auf alle neuzeitlichen Siedlungskolonien jegliche Diagnose eines *middle grounds* ab. Wie auch die nationale Identität stiftenden *frontier*-Narrative stellen nach Wolfes Meinung *middle ground*-Erzählungen lediglich den Versuch dar, die extreme Gewaltförmigkeit von Kulturkontakten in Siedlungskolonien zu kaschieren.[42] Für Vertreter des *indigenocide*-Narrativs ist

[39] Raymond Evans: „Crime without a Name". Colonialism and the Case for „Indigenocide". In: Moses (Hg.): Empire (wie Anm. 31), S. 133–147, hier: S. 141.

[40] Ebd. (Hervorhebung im Original). Ursprünglich geht die Prägung des Begriffs auf einen Beitrag aus dem Jahr 2001 zurück, vgl. Raymond Evans/Bill Thorpe: Indigenocide and the Massacre of Aboriginal History. In: Overland 163 (2001), S. 21–40, hier insbes. S. 36f.

[41] Vgl. Lorenzo Veracini: Introducing Settler Colonial Studies. In: SCS 1 (2011), S. 1–12, hier: S. 3f.

[42] Vgl. hierzu ausführlich Altenbernd/Young: Introduction (wie Anm. 10), S. 131–133.

der Kulturkontakt letzten Endes nichts anderes als ein Nullsummenspiel, bei dem der Verlierer von vornherein feststeht.[43]

Wenig überraschend bleiben für Modi des dauerhaften Kulturkontakts kaum Möglichkeiten übrig. Inkludierende und selbst integrierende Praktiken sind im *indigenocide*-Narrativ nicht vorgesehen. Selbst wenn in Anlehnung an Raphael Lemkin, der maßgeblich für die Prägung des juristischen Genozidbegriffs verantwortlich war, „nur" die Diagnose eines „kulturellen Genozids" vorgenommen wird, bleibt indigenen Akteursgruppen lediglich die Assimilation und somit die Aufgabe ihrer bis zum Zeitpunkt der „Siedlerinvasion" praktizierten Lebensweise.[44] Auch nachdem die *frontier* – in Turners Diktion – „geschlossen" ist, ende die Eliminationslogik des Siedlungskolonialismus nicht, sondern fände ihre Fortsetzung etwa in gouvernementalen Praktiken der Biopolitik oder anderen Formen der anhaltenden Diskriminierung.[45] Als klassische Beispiele hierfür gelten innerhalb der *settler colonial studies* die Errichtung des Apartheidregimes in Südafrika oder die Geschichte der *stolen generations* in Australien als Mittel der Segregation von Indigenen sowie von gemeinsamen Nachkommen europäischer Männer und indigener Frauen.

Schlussbetrachtung

Welche Erzählung eine Globalhistorikerin oder ein Globalhistoriker wählt, hängt davon ab, welches Verständnis sie oder er von der Teildisziplin beziehungsweise der Forschungsperspektive „Globalgeschichte" mitbringt. Nach wie vor zeugen Fragen danach, was Globalgeschichtsschreibung sei und was sie könne, von den anhaltenden Selbstverständigungsprozessen, die den Institutionalisierungsprozess der Forschungsperspektive beziehungsweise der Teildisziplin hartnäckig begleiten.[46] Da weiterhin Uneinigkeit über die Notwendigkeit besteht, *die* Globalgeschichte scharf zu konturieren und ein Set an gemeinsamen Nennern festzulegen, weisen auch die narrativen Herangehensweisen an globalgeschichtliche Themen weiterhin eine große Bandbreite auf.[47] Die hier vorgestellten Narrative zeigen im Anschluss daran auch auf, aus welcher Fülle an Interpretationsangeboten anderer

[43] Vgl. Patrick Wolfe: Recuperating Binarism. A Heretical Introduction. In: SCS 3 (2013), S. 257–279, hier: S. 257.

[44] John Docker: Are Settler-Colonies Inherently Genocidal?. Re-Reading Lemkin. In: Moses (Hg.): Empire (wie Anm. 31), S. 81–101, hier insbes. S. 96f.

[45] Patrick Wolfe: After the Frontier. Separation and Absorption in US Indian Policy. In: SCS 1 (2011), S. 13–51.

[46] Vgl. z. B. Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in sechs Episoden. Konstanz/München 2017, hier insbes. S. 9–13; Richard Drayton/David Motadel: Discussion. The Futures of Global History. In: JGH 13 (2018), S. 1–21.

[47] Vgl. Gabriele Lingelbach: Expounding Global Interconnections. A Comparison of Donald R. Wright's History of Niumi and Giorgio Riello's History of Cotton. In: Nicola Brauch/Stefan Berger/Chris Lorenz (Hg): Analysing Historical Narratives. Oxford/New York 2021 (im Erscheinen).

Disziplinen und der Historiografie global wirkmächtiger Phänomene sich globalgeschichtliche Studien bedienen können und wollen. Für die Verschränkung globalgeschichtlicher Fragestellungen und Herangehensweisen mit den vorgestellten Narrativen ergeben sich somit – wenig überraschend – jeweils erzählerische und analytische Potenziale, aber auch die unabdingbare Notwendigkeit zu Abgrenzungen und Präzisierungen. So müssen alle Erzählweisen zunächst in ihren Entstehungszusammenhang eingeordnet werden, da sie auf spezifische Art allesamt einer zeitgebundenen historiografischen Strömung entspringen. Die im Beitrag vorgenommene Anordnung entspricht dabei der zeitlichen Abfolge und Konjunktur der drei Narrative – von der freilich als idealtypisch dargestellten Genese nationalgeschichtlicher Interpretationen über vermittelnde Ansätze bis hin zu Erzählungen, die sich überaus kritisch mit der Geschichte des Siedlungskolonialismus auseinandersetzen.

Dem *frontier*-Narrativ kommt dabei vor allem in seiner Ursprungsfunktion die Rolle einer Meistererzählung zu – ohne kritische Distanzierung und Einordnung ihrer Zeitgebundenheit. So war es Jürgen Osterhammel erst möglich, den Begriff *frontier* sinnvoll anzulegen, nachdem er eine signifikante Verfeinerung der *frontier*-Definition vornahm. Dadurch wurde es möglich, eine im ursprünglichen Sinn nicht mehr zeitgemäße narrative Strategie der Überhöhung von Pionierleistungen an der „barbarischen" Peripherie analytisch wie erzählerisch bereichernd in ein globalgeschichtliches Forschungsprogramm zu integrieren – zumal sich für Osterhammel durch diesen Kniff auch die Option eröffnete, verschiedene Etappen der Historiografie des Kulturkontakts in Siedlungskolonien vorzustellen.

Das *middle ground*-Narrativ war in gewisser Hinsicht eine Reaktion auf die Tendenz des *frontier*-Narrativs, den geschichtswissenschaftlichen Analysefokus mit der „Zivilisationsgrenze" wandern zu lassen und darüber längerfristige Interaktionen, Aushandlungen und Hybridisierungen zu vernachlässigen.[48] Ohne eine explizite Position zum Verhältnis von Metropole und Peripherie beziehen zu müssen, können mithilfe des *middle ground*-Narrativs nicht nur Entstehungsprozesse hybrider Phänomene, sondern auch die Motive, Selbstverständnisse und Fremdwahrnehmungen individueller Akteure in den Blick genommen werden. Die Erzählweise bewegt sich somit nicht nur geografisch auf einer Mikroebene, vielmehr betrifft dies auch die zentralen Erkenntnisziele, die sich an die Identitätsebene richten. Dadurch können die Handlungsspielräume aller am Kulturkontakt beteiligten Akteursgruppen *en détail* analysiert werden, zumal das *middle-ground*-Narrativ indigenen Personengruppen eine Bandbreite an Optionen und mithin eine größere *agency* zugesteht als die beiden anderen vorgestellten Erzählweisen. In Verbindung mit dem „Glokalisierungs"-Ansatz kann das *middle ground*-Narrativ darüber hinaus aus seiner geografisch-inhaltlichen Selbstbeschränkung gelöst und für globalgeschichtliche Studien nutzbar gemacht werden.

In Studien zum *settler colonialism* und insbesondere im *indigenocide*-Narrativ findet sich ein binäres Denken, das an *frontier*-Erzählungen erinnert und das die

[48] Vgl. Limerick: Legacy (wie Anm. 19), S. 26.

Handlungsmacht Indigener auf den Widerstand gegen die „Siedlerinvasion" reduziert. Inklusive Praktiken treten somit sowohl während als auch nach der ersten Kontaktphase in den Hintergrund; die Geschichte des Siedlungskolonialismus wird in erster Linie als Gewaltgeschichte erzählt. Das *indigenocide*-Narrativ ist somit von einem politisch-moralischen Unterton geprägt.

Eine gewisse normative Grundierung zeichnet allerdings alle drei vorgestellten Narrative aus: als Teil eines nationalistisch-triumphalistischen Mythos, als gegen derartig verkürzende Interpretationen und gegen die Hegemonie einzelner Akteursgruppen ins Feld geführte Erzählung von einer weitgehenden Machtsymmetrie und Interaktion „auf Augenhöhe" oder als Unterfütterung eines herrschaftskritischen Forschungsdesigns. Die Normativität ist den Narrativen inhärent und zudem für die Entfaltung ihrer erzählerischen Wirkmacht förderlich. Für Globalhistorikerinnen und Globalhistoriker stellt sich die Frage, auf welche Weise erzählerische Attraktivität mit Quellenkritik, wissenschaftlicher Distanz und empirisch fundierter Nüchternheit so verbunden werden kann, dass keine analytischen Unschärfen entstehen. Letzten Endes führt diese Problemstellung zur Entscheidung darüber, ob – vereinfacht formuliert – das Narrativ wichtiger ist als die Analyse.

Abstract

This chapter addresses the question of how cultural contacts in settler colonies of (early) modernity can be narrated in terms of global history as a sub-genre of historiography. *Global history* builds on earlier, often Eurocentric research on the history of colonialism, but at the same time draws inspiration from disciplines such as *postcolonial studies*, *area studies*, and *settler colonial studies*. The chapter seeks to examine how three selected narratives provide global historians with useful perspectives, approaches, and narratives in order to analyze cultural contacts. The *frontier*, *middle ground*, and *indigenocide* narratives provide significantly different angles, normative undertones, and analytical benefits. These need to be taken into account in order to assess the various nuances of cultural contacts as opposed to painting a black-and-white picture of a clash of cultures.

Mark Häberlein

Meistererzählungen und globale Mikrogeschichten

Narrative der frühneuzeitlichen Globalgeschichte

Initiativen der deutschen Frühneuzeitforschung

Ende der 1970er-Jahre war die Einrichtung eigener Lehrstühle für die Geschichte der Frühen Neuzeit in der Bundesrepublik Deutschland noch ein junges Phänomen,[1] und die große Mehrzahl der Fachvertreter – die männliche Form gibt den historischen Sachverhalt weitgehend korrekt wieder – befasste sich mit Themen der deutschen und europäischen Geschichte. Insofern ist es bemerkenswert, dass sich damals gleich zwei Frühneuzeithistoriker an neu gegründeten Universitäten in der bayerischen Provinz den außereuropäischen Weltregionen zuwandten.

In Bamberg initiierte Eberhard Schmitt mit Förderung der Volkswagen-Stiftung ein Forschungsprojekt, aus dem in den 1980er-Jahren vier Bände mit dem Titel „Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion" hervorgingen. Schmitts Mitarbeiterstab übersetzte dafür (in der Regel bereits ediert vorliegende) Dokumente aus verschiedenen europäischen Sprachen ins Deutsche und kommentierte sie. So entstanden Quellenkompendien über „Die großen Entdeckungen", den „Aufbau der Kolonialreiche" oder „Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche".[2] Die Veröffentlichung der „Dokumente" geriet jedoch Ende der 1980er-Jahre ins Stocken,[3] und eine monografische Synthese ging aus diesem Projekt

[1] Vgl. Justus Nipperdey: Die Institutionalisierung des Faches Geschichte der Frühen Neuzeit. In: Arndt Brendecke (Hg.): Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte. Köln/Weimar/Wien 2015, S. 696–714, hier insbes.: S. 706–711.

[2] Eberhard Schmitt u. a. (Hg.): Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 1: Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. München 1986; Bd. 2: Die großen Entdeckungen. München 1984; Bd. 3: Der Aufbau der Kolonialreiche. München 1986; Bd. 4: Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche. München 1988. Aus der Binnenperspektive vgl. dazu Thomas Beck: Barrieren und Zugänge. Die vergleichende Erforschung der europäischen Expansion in der frühen Neuzeit in Bamberg. In: ders./Marília dos Santos Lopes/Christian Rödel (Hg.): Barrieren und Zugänge. Die Geschichte der europäischen Expansion. Festschrift für Eberhard Schmitt zum 65. Geburtstag. Wiesbaden 2004, S. 343–355.

[3] Nach einer Lücke von 15 Jahren erschienen nach der Jahrtausendwende noch einige Bände, ohne dass der Editionsplan der Reihe vollständig abgearbeitet wurde. Vgl. Eberhard Schmitt/Thomas Beck (Hg.): Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 5: Das Leben in den Kolonien. Wiesbaden 2003; Eberhard Schmitt (Hg.): Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 7: Indienfahrer 2. Seeleute und Leben an Bord im Ersten Kolonialzeit-

https://doi.org/10.1515/9783110743067-004

nicht hervor. Stattdessen verlegte sich Schmitt stärker auf wissenschaftsorganisatorische Aktivitäten – konkret: auf die Gründung einer Forschungsstiftung und einer ursprünglich als Förderverein dieser Forschungsstiftung konzipierten wissenschaftlichen Gesellschaft. Statt des Begriffs „Geschichte der europäischen Expansion" wurde der Terminus „Überseegeschichte" als Oberbegriff für die einschlägigen Aktivitäten gewählt, der auch im Titel einer Buchreihe und eines Jahrbuchs Verwendung fand.[4] Dass der Begriff „Überseegeschichte" bereits in den 1930er- und 1940er-Jahren von tief in das NS-Regime verstrickten Historikern wie Gustav Adolf Rein und Egmont Zechlin propagiert worden war,[5] scheint dabei allerdings nicht reflektiert worden zu sein, und der von einigen niederländischen und englischen Historikern zwischen den 1970er- und den 1990er-Jahren gebrauchte Terminus „Overseas History"[6] ist seither weitgehend in der Versenkung verschwunden. Dass die „Überseegeschichte" außerhalb ihres Ursprungskontexts wenig rezipiert worden ist, dürfte allerdings nicht nur mit der problematischen Genese des Begriffs zusammenhängen, sondern auch damit, dass er häufig als Relikt einer heute als überholt geltenden eurozentrischen Perspektive angesehen wird.[7]

In Augsburg wandte sich Wolfgang Reinhard etwa zeitgleich mit Eberhard Schmitt der außereuropäischen Geschichte zu, beschritt dabei aber einen anderen Weg. Zwischen 1983 und 1990 legte er als alleiniger Autor eine vierbändige „Geschichte der europäischen Expansion" von der Antike bis zur Dekolonisation des späten 20. Jahrhunderts vor, wobei der Schwerpunkt der ersten beiden Bände auf

alter (15. bis 18. Jahrhundert). Wiesbaden 2008; Christian Büschges/Stefan Rinke (Hg.): Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 8: Das Ende des alten Kolonialsystems. Wiesbaden 2019. Außerdem publizierte Schmitt als Bände 9 bis 12 der Reihe eine „erläuternde Zeittafel". Eberhard Schmitt: Die Balance der Welt. Eine erläuternde Zeittafel zur Globalgeschichte. 4 Bde. Wiesbaden 2012–2021.

[4] Vgl. Thomas Beck u. a. (Hg.): Überseegeschichte. Beiträge der jüngeren Forschung. Festschrift anläßlich der Gründung der Forschungsstiftung für vergleichende europäische Überseegeschichte 1999 in Bamberg. Stuttgart 1999. Die Buchreihe „Beiträge zur Europäischen Überseegeschichte" (ursprünglich „Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte") erscheint im Steiner-Verlag (Stuttgart), das „Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte" im Harrassowitz-Verlag (Wiesbaden).

[5] Vgl. Andreas Eckert: Europäische Überseegeschichte – ein neues Jahrbuch. In: JbLA 42 (2005), S. 409–415, hier insbes.: S. 412; ders.: Von der Kolonial- und Überseegeschichte zur modernen außereuropäischen Geschichte. In: Rainer Nicolaysen/Axel Schildt (Hg.): 100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg. Berlin/Hamburg 2011, S. 83–102.

[6] Vgl. Henk L. Wesseling/Pieter C. Emmer: What Is Overseas History?. Some Reflections on a Colloquium and a Problem. In: dies. (Hg.): Reappraisals in Overseas History. Leiden 1979, S. 3–17; Henk Wesseling: Overseas History. In: Peter Burke (Hg.): New Perspectives on Historical Writing. Oxford 1991, S. 71–96.

[7] Vgl. dazu neben Eckert: Überseegeschichte (wie Anm. 5) beispielsweise auch Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013, S. 87: „In vielen kontinentaleuropäischen Ländern diente der Bezug auf die lebhafte Debatte in der angelsächsischen Welt dazu, eine intellektuelle Agenda zu eröffnen, deren Perspektiven und Fragestellungen nicht von älteren Traditionen der Universal-, Welt- und Überseegeschichte vorgegeben waren." Ausführlich dazu vgl. Mark Häberlein: Von der Überseegeschichte zur Globalgeschichte – eine Positionsbestimmung. In: JbEÜG 19 (2019), S. 9–36.

der Frühen Neuzeit liegt.[8] Die Literaturangaben in den vier Bänden zeigen, wie Forschung über die außereuropäische Welt im 20. Jahrhundert vorwiegend organisiert war: Sie wurde von Experten für bestimmte Regionen und Kontinente – Mittel- und Südamerika, Südasien oder das subsaharische Afrika – sowie von solchen für das portugiesische, spanische, französische, britische oder niederländische Kolonialimperium betrieben. Ungeachtet ihrer enormen Syntheseleistung stellt die „Geschichte der europäischen Expansion" daher über weite Strecken eine Addition der Aktivitäten einzelner europäischer Mächte in außereuropäischen Gebieten dar. Die Einbettung der Kolonialreiche in globale Zusammenhänge – etwa die interkontinentalen Ströme des Silberhandels oder den Handel mit afrikanischen Sklaven – beschrieb Reinhard unter Rückgriff auf den von Immanuel Wallerstein geprägten Begriff des Weltsystems.[9]

Wie die Bamberger „Überseegeschichte" war auch die in Augsburg entstandene „Geschichte der europäischen Expansion" in dem Sinne eurozentrisch, dass sie anhand von Quellen vorwiegend europäischer Provenienz darstellte, wie Menschen aus Europa in Übersee agierten, Kolonialreiche aufbauten, Handel trieben, Herrschaft ausübten und Kriege führten.[10] Nimmt man vor diesem Hintergrund die grundlegende Neubearbeitung der „Geschichte der europäischen Expansion" zur Hand, die Wolfgang Reinhard 2016 unter dem Titel „Die Unterwerfung der Welt" vorgelegt hat, so spiegeln sich darin einige perspektivische Verschiebungen, die sich seit den 1980er-Jahren in der internationalen Forschung vollzogen haben. Mit dem Untertitel des Buchs – „Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015" – hält Reinhard zwar an der Vorstellung fest, dass von Europa seit dem 15. Jahrhundert eine besondere expansive Dynamik ausgegangen sei,[11] die neue Darstellung thematisiert jedoch explizit, dass diese Expansivität im globalen Zusammenhang erklärungsbedürftig ist. Aus einem „reflektierten aufgeklärten Eurozentrismus"[12] heraus erläutert Reinhard das gewaltsame Ausgreifen nach Übersee als Ausfluss der bewaffneten Konflikte innerhalb Europas und die Entstehung von Kolonialimperien als Variante europäischer Reichsbildungen, betont aber auch die Grenzen europäischer Kolonialherrschaft.[13] Eine weitere Verschiebung der Perspektive kommt in den Kapitelüberschriften zum Ausdruck, die sich

[8] Wolfgang Reinhard: Geschichte der europäischen Expansion. Bd. 1: Die Alte Welt bis 1818. Stuttgart 1985; Bd. 2: Die Neue Welt. Stuttgart 1985; Bd. 3: Die Alte Welt seit 1818. Stuttgart 1988; Bd. 4: Dritte Welt Afrika. Stuttgart 1990.

[9] Vgl. die Kapitelüberschriften „Gesellschaft und Wirtschaft des spanischen Amerika im ökonomischen Weltsystem" sowie „Rivalen in Westindien und der atlantische Dreieckshandel im ökonomischen Weltsystem" in Reinhard: Geschichte. Bd. 2 (wie Anm. 8).

[10] Dasselbe gilt *cum grano salis* für eine Reihe von Qualifikationsschriften deutscher Frühneuzeithistorikerinnen und -historiker, die in den 1980er- und 1990er-Jahren entstanden. Vgl. dazu Jürgen Osterhammel: Außereuropäische Geschichte. Eine historische Problemskizze. In: GWU 46 (1995), S. 253–276.

[11] Wolfgang Reinhard: Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015. München 2016.

[12] Ebd., S. 27.

[13] Ebd., S. 17–24.

wesentlich stärker an transkontinentalen und transimperialen Verflechtungen orientieren als in der ursprünglichen Version. Dies gilt insbesondere für den atlantischen Raum, den nicht nur die Kolonialmächte gestalteten, sondern auch die afrikanische und die jüdische Diaspora.

Die hier angedeuteten Perspektivwechsel, welche die Forschung in den vergangenen drei Jahrzehnten vollzogen hat, möchte der folgende Beitrag in drei Schritten nachzeichnen. Erstens zeigt er anhand des Konzepts der Atlantischen Geschichte, wie sich die Sichtweise auf die Verflechtungen und Wechselwirkungen zwischen Europa, Afrika und dem amerikanischen Doppelkontinent gewandelt hat. Zweitens geht er anhand der Diskussionen um das Kräfteverhältnis zwischen europäischen und asiatischen Mächten auf einige neuere Erklärungsversuche für die Expansivität Europas ein. Drittens kommt er auf eine Reihe von Studien zu sprechen, welche die Spezifik globaler Interaktionen und Verflechtungen nicht in makrohistorischen Meistererzählungen, sondern auf der Mikroebene von Lebens-, Objekt- oder Konfliktgeschichten zu erfassen versuchen.

Bei den folgenden Ausführungen ist natürlich stets mitzubedenken, dass der Epochenbegriff der Frühen Neuzeit für Europa entwickelt worden ist und seine Übertragbarkeit auf andere Weltregionen ebenso kontrovers diskutiert wird[14] wie die Frage, seit wann die Verknüpfungen zwischen Kontinenten ein Ausmaß erreicht haben, das es rechtfertigt, von „Globalisierung" zu sprechen.[15] Wolfgang Schwentker hat treffend festgestellt, plausibler als die beiden Extreme, Globalisierung entweder als etwas gänzlich Neues zu betrachten oder zu behaupten, dass es sie „schon immer" gegeben habe, sei „ein Periodisierungsmodell, das die Globalisierung mit dem Zeitalter der Entdeckungen beginnen lässt".[16] Auch ein führender Experte für die Globalgeschichte des 19. Jahrhunderts, Christopher Bayly, hat nachdrücklich auf die Relevanz der Frühen Neuzeit für die „Beschäftigung mit Geschichte im globalen Zeitalter" hingewiesen: Das spanische Kolonialreich in Amerika war demnach „ein wichtiges Vorbild für spätere Reichsbildungen, und die Portugiesen schufen […] das erste wahrhaft globale Staatswesen". Interkontinentale Migrationsbewegungen, „stabile Strukturen imperialer Kontrolle", die „Monetarisierung der Weltwirtschaft durch den Export und die Verbreitung des

[14] Vgl. etwa Monica Juneja: Pre-colonial oder early Modern?. Das Problem der Zeitzäsuren in der indischen Geschichte. In: Helmut Neuhaus (Hg.): Die Frühe Neuzeit als Epoche. München 2009, S. 449–467; Wim Klooster: Atlantische Geschichte und der Begriff der Frühen Neuzeit. In: ebd., S. 469–478; Reinhard Zöllner: Frühe Neuzeit und Frühmoderne als Konzepte der ostasiatischen Geschichtswissenschaft. In: ebd., S. 479–490.

[15] Vgl. Jeffrey G. Williamson/Kevin H. O'Rourke: When Did Globalisation Begin?. In: EREH 6 (2002), S. 23–50; Dennis O. Flynn/Arturo Giráldez: Path Dependence, Time Lags and the Birth of Globalisation. A Critique of O'Rourke and Williamson. In: EREH 8 (2004), S. 81–108; Jan de Vries: The Limits of Globalization in the Early Modern World. In: EconHR 63 (2010), S. 710–733; Andrea Komlosy: Globalgeschichte. Methoden und Theorien. Wien u. a. 2011; Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 53–56.

[16] Wolfgang Schwentker: Globalisierung und Geschichtswissenschaft. Themen, Methoden und Kritik der Globalgeschichte. In: Margarethe Grandner/Dietmar Rothermund/ders. (Hg.): Globalisierung und Globalgeschichte. Wien 2005, S. 36–59, hier: S. 40f.

Silbers aus der Neuen Welt", die globale Diffusion von Pflanzen- und Tierarten, aber auch von Krankheitserregern sowie schließlich die Unabhängigkeitsbewegungen auf dem amerikanischen Doppelkontinent führt Bayly als weitere Indikatoren für die globalhistorische Relevanz des Zeitraums zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert an.[17] Insgesamt spricht also vieles dafür, die Frühe Neuzeit zwischen circa 1500 und 1800 als Epoche zunehmender globaler Verflechtungen und eines verstärkten Ausgreifens europäischer Mächte in außereuropäische Weltregionen zu betrachten, ohne dass diese Prozesse mit globaler Überlegenheit oder Dominanz der Europäer gleichzusetzen wären.[18]

Atlantische Geschichte der Frühen Neuzeit

Zu den besonders erfolgreichen Paradigmen der Erforschung der Frühen Neuzeit gehörte in den zurückliegenden Dekaden zweifellos die Atlantische Geschichte. Obwohl bereits vorher Studien entstanden waren, die transatlantische Verbindungen thematisierten,[19] erreichte die Diskussion um die historischen Verflechtungen zwischen Europa, Afrika und dem amerikanischen Doppelkontinent seit den 1990er-Jahren eine neue Qualität und führte zu einer grundlegenden Neukonzeption der Beziehungsgeschichte zwischen diesen Erdteilen. Ein wesentlicher Impuls dafür ging von der intensiven Erforschung des transatlantischen Sklavenhandels aus, die sich in neuen Synthesen und internationalen Kooperationsprojekten wie dem „Atlas of the Transatlantic Slave Trade" oder der „Transatlantic Slave Trade Database" manifestierte.[20] Aus den Forschungen zu Sklavenhandel und Sklaverei ist zudem eine Kulturgeschichte der afrikanischen Diaspora hervorgegangen, welche die aktive Rolle von Afrikanern und Afrikanerinnen als Akteure und Akteurinnen im Sklavenhandel sowie als Personen, die ihr Leben auch unter den Bedingungen der Sklaverei selbst mitgestalteten, akzentuiert.[21] Zugleich fan-

[17] Christopher Bayly: Geschichte und Weltgeschichte. In: Ulinka Rublack (Hg.): Die Neue Geschichte. Eine Einführung in 16 Kapiteln. Frankfurt a. M. 2013, S. 33–60, hier: S. 34–36.

[18] Vgl. Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson: Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen. München [4]2007, S. 36–41; Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 151–154; Bernd Hausberger: Die Verknüpfung der Welt. Geschichte der frühen Globalisierung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Wien 2015.

[19] Gute Überblicke über die ältere Literatur geben Bernard Bailyn: The Idea of Atlantic History. In: Itinerario 20 (1996), S. 19–44; ders.: Atlantic History. Concept and Contours. Cambridge, MA/London 2005.

[20] Vgl. David Eltis: The Rise of African Slavery in the Americas. Cambridge u. a. 2000; ders./David Richardson (Hg.): Extending the Frontiers. Essays on the New Transatlantic Slave Trade Database. New Haven/London 2008; dies. (Hg.): Atlas of the Transatlantic Slave Trade. New Haven/London 2010; Jeremy Black: The Atlantic Slave Trade in World History. London/New York 2015.

[21] Vgl. etwa John K. Thornton: Africa and Africans in the Making of the Atlantic World, 1400–1680. Cambridge u. a. 1992; Paul Gilroy: The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness. Cambridge, MA/London 1993; James H. Sweet: Recreating Africa. Culture, Kinship, and Religion in the African-Portuguese World, 1441–1770. Chapel Hill/London 2003; Ira Berlin: Generations of Captivity. A History of African-American Slaves. Cambridge, MA/London 2003.

den die gegenüber der Massenauswanderung des 19. Jahrhunderts lange vernachlässigte europäische Migration in die Neue Welt zwischen 1500 und 1800 sowie die kommerziellen Aktivitäten und Verflechtungen im atlantischen Raum verstärkte Beachtung. Aber auch die Politik- und Geistesgeschichte hat sich um die Überwindung enger nationalstaatlicher Fokussierungen bemüht und etwa die englischen Revolutionen des 17. Jahrhunderts oder die Amerikanische Revolution des späten 18. Jahrhunderts als Manifestationen wie als Katalysatoren größerer Transformationen in der atlantischen Welt neu interpretiert. Aneignungen des Christentums durch Menschen afrikanischer Herkunft und Angehörige der indigenen Bevölkerung Amerikas, die protestantischen Erweckungsbewegungen sowie intellektuelle Austauschprozesse und wissenschaftliche Aktivitäten wurden ebenfalls in ihrem größeren atlantischen Kontext analysiert. Damit widmet sich die Atlantische Geschichte einem breiten Spektrum an Themen von der Migrations-, Handels- und Verwaltungs- bis zur Kultur-, Religions- und Geistesgeschichte.[22]

Ein Großteil der einschlägigen Forschungen konzentriert sich auf den Zeitraum vom Beginn der Expansion der iberischen Mächte im 15. Jahrhundert bis ins frühe 19. Jahrhundert, als politische, ökonomische und technologische Wandlungsprozesse – die lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen, das Ende des atlantischen Sklavenhandels, die Abschaffung der Sklaverei, die Ablösung der Segel- durch die Dampfschifffahrt und die zunehmende weltwirtschaftliche Verflechtung – den atlantischen Raum grundlegend transformierten. Dabei steht die Zirkulation von Menschen, Gütern und Ideen zwischen den Kontinenten, die an den Atlantik angrenzen, sowie der atlantischen Inselwelt im Zentrum des Interesses. Zudem gilt der Handlungsmacht afrikanischer und indigener amerikanischer Akteurinnen und Akteure besondere Aufmerksamkeit. Ferner wird ein umfassendes Verständnis dieser Austauschprozesse angestrebt: Atlantische Geschichte erschöpft sich demnach nicht in der Darstellung von Warenströmen, Migrationen und Ideentransfers, sondern bemüht sich auch um die Rekonstruktion der jeweiligen demografischen, sozialen, ökonomischen, ökologischen, ideen- und mentalitätsgeschichtlichen Kontexte. In diesem Rahmen stellen die europäischen Kolonialreiche zwar eine wichtige Analysekategorie dar, doch verstehen Vertreterinnen und Vertreter der Atlantischen Geschichte ihr Forschungsfeld nicht als Addition der Geschichte ein-

[22] Die Entwicklung des Forschungsfeldes lässt sich gut anhand der folgenden Handbücher und Sammelbände nachvollziehen: David Armitage/Michael J. Braddick (Hg.): The British Atlantic World, 1500–1800. Basingstoke u. a. 2002; Jack P. Greene/Philip D. Morgan (Hg.): Atlantic History. A Critical Appraisal. New York/Oxford 2008; Thomas Benjamin: The Atlantic World. Europeans, Africans, Indians and Their Shared History, 1400–1900. Cambridge u. a. 2009; Bernard Bailyn/Patricia L. Denault (Hg.): Soundings in Atlantic History. Latent Structures and Intellectual Currents, 1500–1830. Cambridge, MA/London 2011; Nicholas P. Canny/Philip D. Morgan (Hg.): The Oxford Handbook of the Atlantic World, 1450–1850. New York/Oxford 2011; Joseph C. Miller u. a. (Hg.): The Princeton Companion to Atlantic History. Princeton/Oxford 2015; D'Maris Coffman/Adrian Leonard/William O'Reilly (Hg.): The Atlantic World. London/New York 2015. Vgl. auch Mark Häberlein: Atlantische Geschichte in der Frühen Neuzeit. Versuch einer Zwischenbilanz. In: ZHF 44 (2017), S. 275–299.

zelner Kolonialreiche, sondern als „history without borders“ jenseits von Regionen, Nationen und Imperien.[23] Welche Narrative anglo-amerikanische Historikerinnen und Historiker einer solchermaßen als transregional und transimperial verstandenen Geschichte der atlantischen Welt zugrunde legen, wird im Folgenden an zwei markanten Beispielen vorgeführt, die angesichts ihrer konzeptionellen Unterschiede zugleich die „Vielfalt der Atlantik-Entwürfe“[24] exemplifizieren.

In seinem 2006 erschienenen Werk „Empires of the Atlantic World“ erzählt der vor allem durch seine Forschungen zur frühneuzeitlichen spanischen Geschichte bekannt gewordene englische Historiker Sir John H. Elliott die Geschichte der atlantischen Kolonialreiche Spaniens und Großbritanniens zwischen 1492 und 1830. Vor dem Hintergrund der evidenten Unterschiede zwischen dem katholischen, hierarchisch organisierten und primär auf die Ausbeutung von Edelmetallen fokussierten spanischen Imperium und dem protestantischen, dezentral organisierten und ökonomisch diversifizierten britischen Empire beobachtet Elliott zahlreiche Parallelen und Gemeinsamkeiten. So macht er beispielsweise deutlich, dass sich die Motive spanischer Konquistadoren und englischer Kolonisatoren ebenso ähnelten wie die symbolischen Formen der Landnahme, dass das Verhältnis der spanischen und englischen Kolonialbevölkerung zu den Indigenen Amerikas von einer Kombination aus Konfrontation, Koexistenz und Segregation geprägt war, dass sich die Eliten beider Kolonialreiche stark am Vorbild des Mutterlandes orientierten, dass Hierarchie, Autorität und soziale Kontrolle keineswegs nur im spanischen Kolonialreich eine große Rolle spielten, dass das Weltbild katholischer Spanier wie protestantischer Engländer von providenziellen Vorstellungen geprägt war und dass sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts in beiden Kolonialreichen ein Reformdruck aufbaute, der sich zunächst in Autonomieforderungen äußerte und schließlich in die atlantischen Revolutionen mündete. Nicht minder auffällig sind indessen die Kontraste zwischen den urban geprägten spanischen und den überwiegend ländlich strukturierten englischen Siedlergesellschaften sowie zwischen den massiven Evangelisierungsbemühungen spanischer und den sporadischen Missionsversuchen englischer Missionare. Ferner vergleicht Elliott die Aussichten der versklavten schwarzen Bevölkerung auf Freilassung und Selbstbestimmung, die in den spanischen Kolonien ungleich besser waren, sowie die politischen Partizipations- und religiösen Ausdrucksformen, die in den britischen Kolonien ein deutlich breiteres Spektrum aufwiesen. Das „kulturelle Gepäck“ der kolonialen Akteure und Akteurinnen, die Erwartungen und Direktiven der Mächtigen in Madrid und London sowie die spezifischen Erfahrungen vor Ort beeinflussten demnach maßgeblich die Ausprägung kolonialer Gesellschaften in der Neuen Welt.[25]

[23] Alison Games: Atlantic History. Definitions, Challenges, and Opportunities. In: AHR 111 (2006), S. 741–757, hier: S. 749.
[24] Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 209.
[25] John H. Elliott: Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492–1830. New Haven/London 2006.

Im Kontrast zu Elliotts imperial-vergleichender, stark auf die europäischen Mächte und ihre Kolonien zentrierter Perspektive verfolgt John K. Thorntons Kulturgeschichte der atlantischen Welt einen Ansatz, den der Autor – ein US-amerikanischer Spezialist für die Geschichte Westafrikas und der afrikanischen Diaspora – selbst als „inclusive, multicentric, and multiregional" beschreibt.[26] Thornton sieht die Kontinente, die an den Atlantik angrenzen, im Untersuchungszeitraum, der sich vom 13. bis zum 18. Jahrhundert erstreckt, auf einem vergleichbaren Entwicklungsstand, was er unter anderem durch die Beobachtung unterstreicht, dass sich die Lebenserwartung europäischer und afrikanischer Menschen nicht signifikant unterschieden habe.[27] Im Anschluss an einen Überblick über die Anfänge der europäischen Expansion im atlantischen Raum behandelt Thornton Europa, (West-)Afrika und Amerika zunächst separat. Dabei akzentuiert er im Falle Europas den Zusammenhang von Staatsbildung, Finanzen und Expansion, stellt sodann die Verwicklung afrikanischer Gemeinwesen in den Sklavenhandel dar und entwirft für den amerikanischen Doppelkontinent eine – durchaus diskutable – Typologie, die von „egalitären Demokratien" wie bei den Kariben, den brasilianischen Tupi und den Irokesen über „Mini-Staaten", etwa bei den Maya in Zentralamerika, bis zu den Großreichen der Azteken und Inka reicht.[28] Im Weiteren nimmt Thornton mit Eroberung, Kolonisation und Kulturkontakt drei Grundformen der Begegnung europäischer, afrikanischer und indigener amerikanischer Menschen in den Blick. Die spezifische Form der Interaktion hing demnach eng mit den Strukturen der betroffenen afrikanischen beziehungsweise amerikanischen Gemeinwesen zusammen. Die Spanier eroberten amerikanische Reiche und die Portugiesen Angola nicht aufgrund ihrer militärischen Überlegenheit, sondern dank ihrer Bündnisse mit rivalisierenden amerikanischen und afrikanischen Gruppen, und sie spannten anschließend die Eliten der eroberten Reiche für ihre Zwecke ein. Periphere und dünn besiedelte Regionen des amerikanischen Doppelkontinents – Teile der Karibik, die Küstengebiete Brasiliens und Nordamerikas – wurden von europäischen Siedlern und Siedlerinnen, partiell mithilfe afrikanischer Sklaven und Sklavinnen, kolonisiert. Wo die Europäer keine Dominanz herstellen konnten, wie an der westafrikanischen Küste und in den schwer zugänglichen Grenzregionen europäischer Kolonien in Amerika, spielten sich Formen dauerhaften Kulturkontakts ein. Kulturelle Wandlungs- und Hybridisierungsprozesse verfolgt Thornton auf den Feldern der Sprache (Kreol- und Verkehrssprachen, Mehrsprachigkeit, Glottophagie), der Ästhetik (materielle Kultur, Mode, Musik, bildende Kunst) und der Religion (christliche Mission, Synkretismen, Erweckungsbewegungen). Die administrativen, rechtlichen und politischen Strukturen der atlantischen Kolonialreiche erhalten in Thorntons Buch deutlich weniger, die Handlungsmacht indigener amerikanischer und afrikanischer Akteure und Akteurinnen hingegen deutlich mehr Gewicht als bei Elliott. Interessanter-

[26] John K. Thornton: A Cultural History of the Atlantic World, 1250–1820. Cambridge 2012, S. 2.
[27] Ebd., S. 68.
[28] Vgl. ebd., S. 102, S. 120.

weise weist Thorntons letztes Kapitel „The Revolutionary Moment in the Atlantic“ die größten Ähnlichkeiten mit Elliotts Narrativ auf, denn auch seine Darstellung endet mit der Entstehung amerikanischer Nationalstaaten, die somit zum Kulminationspunkt der Atlantischen Geschichte der Frühen Neuzeit wird.

Der Atlantischen Geschichte ist es zweifellos gelungen, die Vielfalt und Komplexität der Verflechtungen zwischen Europa, Afrika und Amerika sowie die Rolle von Menschen afrikanischer Herkunft und der indigenen Bevölkerung Amerikas in diesen Austauschprozessen stärker ins Bewusstsein zu rücken. Ein Desiderat stellt hingegen die Einbindung der Atlantischen Geschichte in weltumspannende Zusammenhänge dar.[29] Obwohl eine Reihe von Studien wirtschaftliche Verflechtungen des atlantischen Raums mit anderen Weltregionen – etwa am Beispiel der globalen Handelsströme amerikanischen Silbers, der Verwendung ostindischer Kattune als Tauschware im atlantischen Sklavenhandel oder der Importe asiatischer Luxusgüter in die amerikanischen Kolonien – aufgezeigt hat,[30] wird der Atlantik immer noch häufig wie ein singulärer, durch spezifische Muster der Interaktion gekennzeichneter Raum behandelt, ohne dass dessen vermeintliche Besonderheiten im systematischen Vergleich mit anderen Weltregionen herausgearbeitet und erläutert würden. Für Peter A. Coclanis ist Atlantische Geschichte sogar wenig mehr als die Variante einer „Geschichte des Westens“, welche der globalen Interdependenz der Vormoderne nur bedingt gerecht werde.[31] Es gelte daher, die Beziehungen mit Asien und der islamischen Welt viel stärker zu berücksichtigen: „If the Atlantic world *was* a world Europeans, Africans and Americans ‚made together‘, they made it together with peoples without.“[32]

Eurasien und die Expansivität Europas

Während sich Historikerinnen und Historiker, die sich mit der atlantischen Welt befassen, übergreifenden globalhistorischen Fragestellungen nur vereinzelt zuwenden, werden die für die frühneuzeitliche Globalgeschichte besonders folgenreichen Debatten um das Verhältnis zwischen Europa und Asien geführt. Bildete

[29] Ungeachtet eines vielversprechenden Titels aufgrund einer sehr knappen und lückenhaften Darstellung wenig überzeugend: Christoph Strobel: The Global Atlantic, 1400 to 1900. London/New York 2015.

[30] Vgl. etwa Dennis O. Flynn/Arturo Giráldez: Born with a „Silver Spoon“. The Origin of World Trade in 1571. In: JWH 6 (1995), S. 201–221; Deborah L. Krohn/Peter N. Miller (Hg.): Dutch New York between East and West. The World of Margrieta van Varick. New York 2009; Kazuo Kobayashi: The British Atlantic Slave Trade and Indian Cotton Textiles. The Case of Thomas Lumley & Co. In: Tomoko Shiroyama (Hg.): Modern Global Trade and the Asian Regional Economy. Berlin/Singapur 2018, S. 59–85.

[31] Peter A. Coclanis: Drang nach Osten. Bernard Bailyn, the World-Island and the Idea of Atlantic History. In: JWH 13 (2002), S. 169–182; ders.: Atlantic World or Atlantic/World?. In: WMQ. Third Series 63 (2006), S. 725–742; ders.: Beyond Atlantic History. In: Greene/Morgan (Hg.): Atlantic History (wie Anm. 22), S. 337–356.

[32] Ebd., S. 340 (Hervorhebung im Original).

das Ausgreifen der Portugiesen, später dann der Ostindien-Kompanien nach Asien noch in den klassischen Werken von Vitorino Magalhães-Godinho, Charles Boxer oder Niels Steensgaard einen integralen Bestandteil der „Europäisierung der Erde", wird der europäische Einfluss auf Asien vor dem 18. Jahrhundert heute stark relativiert. Historiker, die zu Süd- und Südostasien forschen, wie Kirki N. Chaudhuri, Sanjay Subrahmanyam und Anthony Reid haben eine Handelswelt im Indischen Ozean rekonstruiert, die bereits lange vor der Ankunft der Europäer durch intensive Austauschprozesse geprägt war, die vor allem von Netzwerken arabischer, indischer, chinesischer und südostasiatischer Kaufmannsgruppen organisiert wurden.[33] Neben den aus europäischer Sicht besonders interessanten Gewürzen spielten für den Warenaustausch im Indischen Ozean auch Güter wie Reis, Textilien, Sandelholz und Pferde eine wichtige Rolle. Die Portugiesen, die sich unter Einsatz militärischer Gewalt an zentralen Handelsknotenpunkten des Indischen Ozeans festsetzten, veränderten die eingespielten kommerziellen Netzwerke keineswegs von Grund auf, sondern beschränkten sich im Wesentlichen darauf, einen Teil des Gewürzhandels auf die Seeroute um das Kap der Guten Hoffnung umzulenken und Handelsprofite durch die Eintreibung von Tributen abzuschöpfen.[34] Die asiatischen Kaufmannsgruppen vermochten ihre Stellung indessen durch das Ausweichen auf alternative Häfen und Handelsrouten zu bewahren. Die armenische Kaufmannsdiaspora bildete zudem seit dem 17. Jahrhundert ein eurasisches Handelsnetzwerk aus, dessen ökonomische Bedeutung und Resilienz erst in jüngerer Zeit erkannt worden ist.[35]

Darüber hinaus betont die neuere Forschung den dynamischen Charakter der politischen Entwicklung in Asien: Die Osmanen, Safaviden und Moguln bildeten dort Großreiche, die den europäischen Mächten in jeder Weise ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen waren. Angesichts der Expansivität asiatischer Reiche – der Mongolen im 13. Jahrhundert, der Chinesen mit den Flottenexpeditionen unter Admiral Zheng He im frühen 15. sowie der Osmanen im 15. und 16. Jahrhundert – wurde in der Forschung wiederholt die Frage gestellt, warum es letztlich die Europäer waren, die zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert beträchtliche

[33] Kirki N. Chaudhuri: Trade and Civilisation in the Indian Ocean. An Economic History from the Rise of Islam to 1750. Cambridge u. a. 1985; ders.: Asia before Europe. Economy and Civilisation of the Indian Ocean from the Rise of Islam to 1750. Cambridge u. a. 1991; Anthony Reid: Southeast Asia in the Age of Commerce, 1450–1680. 2 Bde. New Haven 1988/1993; Sanjay Subrahmanyam: The Political Economy of Commerce. Southern India, 1500–1650. Cambridge u. a. 1990.

[34] Vgl. Om Prakash: European Commercial Enterprise in Pre-Colonial India. Cambridge u. a. 1998; Sanjay Subrahmanyam: The Portuguese Empire in Asia, 1500–1700. A Political and Economic History. London/New York 1993; Peter Feldbauer: Die Portugiesen in Asien 1498–1620. Essen 2005.

[35] Vgl. Ina Baghdiantz McCabe: The Shah's Silk for Europe's Silver. The Eurasian Trade of the Julfa Armenians in Safavid Iran and India (1530–1750). Atlanta 1999; Sebouh Aslanian: From the Indian Ocean to the Mediterranean. The Global Trade Networks of Armenian Merchants from New Julfa. Berkeley u. a. 2011; Tamara Ganjalyan: Armenian Trade Networks. In: EGO (12. 3. 2019), http://www.ieg-ego.eu/ganjalyant-2016-en (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

Teile Asiens unter ihre Kontrolle brachten. In seinem 2007 erschienenen Buch „After Tamerlane“ hat der britische Historiker John Darwin einen der bislang überzeugendsten Versuche unternommen, die Globalgeschichte der europäischen Expansion in den Kontext eurasischer Reichsbildungen zu stellen. Darwin betrachtet darin Westeuropa als „Fernen Westen“ einer eurasischen Landmasse, die von den maritimen Aktivitäten der Europäer lange Zeit nicht wesentlich verändert worden sei. So hätten die Portugiesen in Asien weder ein Kolonialreich noch ein Handelsimperium geschaffen, sondern vielmehr ein loses kommerzielles Netzwerk und ein System der Schutzgelderpressung etabliert. Wesentlich prägender erscheinen Darwin die kontinentale Expansion des Großfürstentums Moskau (beziehungsweise des russischen Zarenreichs), der Aufbau eines durch Dynastie, islamische Religion und ein hocheffektives Militärsystem zusammengehaltenen osmanischen Großreichs, die Reichsbildungen der Safaviden in Persien und der Moguln in Nordindien sowie die kulturelle Stabilität und wirtschaftliche Dynamik der ostasiatischen Reiche. Selbst in Amerika, wo den Spaniern aufgrund ihrer militärischen Überlegenheit, der Instabilität der präkolumbianischen Herrschaftsstrukturen und des demografischen Zusammenbruchs der indigenen Bevölkerung spektakuläre Eroberungen gelangen, blieb ihr Einfluss außerhalb der kolonialen Zentren letztlich gering. „Die Bedeutung der westlichen Eroberungen“, schreibt Darwin, müsse daher „immer vor dem Hintergrund des gesamteurasischen Expansionismus, die Neue Welt also stets im Vergleich mit der Alten gesehen werden“.[36]

Zwischen dem späten 16. und der Mitte des 18. Jahrhunderts konstatiert Darwin ein „nahezu perfekt austariertes Gleichgewicht“[37] zwischen europäischen und asiatischen Reichen: In dieser Phase verstärkten europäische Mächte zwar durch die Gründung von Ostindien-Kompanien ihre Präsenz in Asien, intensivierten den atlantischen Sklavenhandel und bauten Siedlergesellschaften jenseits des Atlantik auf – der Resilienz, Stabilität und Anpassungsfähigkeit der süd- und ostasiatischen Reiche tat dies jedoch keinen Abbruch. Um 1700 verfügte China über den größten integrierten Binnenmarkt und Indien über die größte Textilindustrie der Welt, während die „dynamischste kontinentale Expansion durch Europäer“[38] an den Ostgrenzen des Russischen Reichs stattfand. Selbst auf militärischem Gebiet sieht Darwin in dieser Phase noch kaum Anzeichen für eine europäische Überlegenheit. Dies habe sich erst zwischen 1750 und 1840 geändert, als drei Faktoren zu einer entscheidenden Verschiebung der Gewichte führten: erstens die durch die Industrialisierung Großbritanniens bedingte „Große Divergenz“ zwischen europäischen und asiatischen Ökonomien;[39] zweitens geopoliti-

[36] John Darwin: Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400–2000. Frankfurt a. M./New York 2010, S. 58.
[37] Ebd., S. 106.
[38] Ebd., S. 119.
[39] Hier schließt Darwin an die Debatte an, die ausgelöst wurde durch Kenneth Pomeranz: The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy. Princeton/Oxford 2000.

sche Veränderungen infolge des Aufstiegs Großbritanniens zur führenden europäischen Macht sowie der Krisen der eurasischen Reiche der Osmanen, Safaviden und Moguln; und drittens die Verfestigung eines europäischen Überlegenheitsgefühls. Erst die Kombination von industrieller Entwicklung, politischem Druck und geistiger Aneignung verhalf Europa zur Dominanz.[40]

Während John Darwin das Zusammenspiel politischer, militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Faktoren nachzeichnet, konzentrieren sich andere Historiker auf die Frage, ab wann tatsächlich von einer militärischen Überlegenheit europäischer Mächte gegenüber den asiatischen Reichen gesprochen werden kann. In zwei Büchern hat der US-amerikanische Historiker Tonio Andrade das zunächst für die europäische Frühe Neuzeit entwickelte Konzept der „militärischen Revolution"[41] auf das Verhältnis zwischen Europa und China übertragen. Im Kern geht es dabei um die Frage, ob sich die europäischen Kolonialmächte aufgrund ihrer militärischen und technologischen Überlegenheit beim Bau von Kriegsschiffen und Festungen sowie bei der Bewaffnung ihrer Truppen in Asien festsetzen konnten oder ob ihnen die asiatischen Reiche auf diesen Gebieten nicht mindestens ebenbürtig waren. Im ersten dieser Bücher, dem 2011 publizierten „Lost Colony", untersucht Andrade die Eroberung der niederländischen Kolonie Formosa (Taiwan) durch den chinesischen Warlord Koxinga (Zheng Chenggong) 1661/62. In diesem Zusammenhang argumentiert Andrade, dass die chinesischen Invasoren den Niederländern waffentechnisch ebenbürtig und taktisch sogar überlegen gewesen seien. Lediglich auf zwei Gebieten konzediert er eine Überlegenheit der Europäer: bei der Fähigkeit ihrer Schiffe, Breitseiten abzufeuern, und bei der Architektur ihrer Festungen, die auch massiven Sturmangriffen standhielten. Während die niederländische Entsatzflotte den erstgenannten Vorteil durch strategische Fehler verspielt habe, vermochte es Koxinga, den letztgenannten durch die Adaption europäischer Belagerungstechniken zu nivellieren. Dabei profitierte der chinesische Warlord nicht nur von seiner interkulturellen Lernfähigkeit, sondern auch von europäischen Überläufern.[42]

Im 2016 erschienenen Werk „The Gunpowder Age. China, Military Innovation, and the Rise of the West in World History" verfolgt Tonio Andrade die Thematik des militärischen Kräfteverhältnisses im langen Zeitraum von der Erfindung und Entwicklung von Feuerwaffen im China der Song-Dynastie über die „militärische Revolution", die Europäern Jahrhunderte später die Festsetzung in asiatischen Exklaven ermöglicht habe, bis zur Verfestigung der militärischen Dominanz Europas im 19. Jahrhundert. Das Problem Chinas lag laut Andrade nicht in seiner mangelnden Fähigkeit zur Innovation, denn bis ins frühe 18. Jahrhundert sei die

[40] Darwin: Traum (wie Anm. 36), S. 156–212.

[41] Vgl. Geoffrey Parker: The Military Revolution. Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800. Cambridge u. a. 1988; Clifford J. Rogers (Hg.): The Military Revolution Debate. Readings in the Military Transformation of Early Modern Europe. Boulder 1995; Jeremy Black: Beyond the Military Revolution. War in the Seventeenth Century World. Basingstoke 2011.

[42] Tonio Andrade: Lost Colony. The Untold Story of China's First Great Victory over the West. Princeton/Oxford 2011.

Waffentechnologie dort stetig weiterentwickelt worden. Chinas Problem sei vielmehr gewesen, dass es in zwei entscheidenden Perioden – zwischen circa 1450 und 1550 sowie vor allem während der „Great Military Divergence" zwischen 1700 und 1840 – aufgrund seiner inneren Stabilität und hegemonialen Stellung in Ostasien vergleichsweise selten Krieg führte, während die Europäer in der notorisch friedlosen Frühen Neuzeit einen wachsenden Erfahrungsvorsprung auf technologischem, strategischem und taktischem Gebiet erwarben. Der Opiumkrieg der Jahre 1839 bis 1842 legte schließlich Chinas Defizite bei der Koordination größerer militärischer Operationen schonungslos offen.[43]

Die Frage nach der Rolle militärischer Technologie und Taktik im Prozess der europäischen Expansion versucht der US-amerikanische Wirtschaftshistoriker Philip T. Hoffman in seinem 2015 publizierten Buch „Why Did Europe Conquer the World?" mittels eines ökonomischen Erklärungsmodells, des sogenannten Turniermodells, zu beantworten. Obwohl die Schießpulvertechnologie in China erfunden wurde und in asiatischen Reichen verbreitet war, waren es Hoffman zufolge die Europäer, die sie letztlich erfolgreicher weiterentwickelten und effektiver nutzten. Anreize zur Innovation im Bereich der Schusswaffen sieht Hoffman vor allem dann gegeben, wenn sich etwa gleich starke Akteure gegenüberstanden, wenn diese um einen hohen Gewinn (in Form von Land, Ruhm oder Handelsvorteilen) kämpften und wenn sie Ressourcen für die Kriegsführung zu niedrigen politischen Kosten mobilisieren konnten. In Europa sei dies der Fall gewesen, weil sich hier seit dem Untergang des Karolingerreichs keine Hegemonialmacht mehr bilden konnte und eine Vielzahl kleiner Staaten ständig um Macht, Prestige, die Durchsetzung dynastischer Interessen oder religiöse Wahrheitsansprüche kämpfte. Kompromisse der Herrschenden mit den adeligen Eliten sowie die Entwicklung des Staatskredits ermöglichten zudem die Generierung hoher Steuereinnahmen. In Asien hingegen hätten die hegemoniale Stellung Chinas und der relativ geringe Nutzen von Feuerwaffen in Auseinandersetzungen mit nomadischen Reitervölkern der Weiterentwicklung der Schießpulvertechnologie Grenzen gesetzt. Einen weiteren zentralen Faktor sieht Hoffman darin, dass europäische Kriege des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit mit privaten Söldnerarmeen geführt wurden und Schusswaffen Privatpersonen leicht zugänglich waren. Die europäische Expansion nach Übersee wiederum wurde maßgeblich von Privatunternehmen wie den Armeen der spanischen Konquistadoren oder den Ostindien-Kompanien getragen, die sich militärische Errungenschaften aus innereuropäischen Kriegen zunutze gemacht hätten. Eine Mischung aus politischen und technologischen Lernprozessen, kultureller Evolution und ökonomischen Anreizen hätte den Europäern somit langfristig einen militärischen Vorsprung verschafft, den sie im 18. und 19. Jahrhundert voll ausspielen konnten.[44]

[43] Ders.: The Gunpowder Age. China, Military Innovation, and the Rise of the West in World History. Princeton/Oxford 2016.

[44] Philip T. Hoffman: Why Did Europe Conquer the World?. Princeton/Oxford 2015 (in deutscher Übersetzung: ders.: Wie Europa die Welt eroberte. Darmstadt 2017).

Noch einen Schritt weiter als die genannten Autoren geht der britische Historiker Peter Frankopan in seinem 2015 vorgelegten und bald zum Bestseller avancierten Buch „The Silk Roads". Der Autor schiebt darin Europa buchstäblich an den Rand seiner Darstellung, die sich auf das zentralasiatische „Rückgrat" Eurasiens fokussiert. Nach dem Zerfall des Römischen Reichs sei Europa jahrhundertelang so verarmt und rückständig gewesen, dass es für muslimische oder mongolische Eroberer schlicht uninteressant gewesen sei. Erst durch die gewaltsame Aneignung der Ressourcen außereuropäischer Weltregionen hätten sich die Europäer die Mittel verschafft, durch die sie vorübergehend ins Zentrum der eurasischen Welt rückten – aus dem sie im 20. Jahrhundert aufgrund von Inkompetenz und Selbstzerstörung wieder verdrängt worden seien. Wenngleich Frankopans Narrativ – nicht zuletzt durch die thesenhafte Zuspitzung und einen anschaulichen Erzählstil – zunächst eine beträchtliche Suggestionskraft entfaltet, stellt sein Buch in der Debatte um die globalgeschichtliche Rolle Europas und Asiens in zweifacher Hinsicht eher einen Rückschritt dar. Erstens bietet er darin für die frühneuzeitliche Expansion lediglich eine monokausale Erklärung: Europas „entrenched relationship with violence and militarism"[45] sei der Hauptgrund für seinen Aufstieg gewesen, weil ständige Kriege sowohl die aggressive Grundhaltung als auch die militärischen Möglichkeiten hervorgebracht hätten, um in andere Weltregionen zu expandieren. Der Aufstieg Europas wird dadurch gleichsam auf niedere Instinkte – Gier nach Luxuswaren und Aggressivität – reduziert. Einen Rückschritt markiert Frankopans Buch zweitens, weil die Relativierung der Expansion Europas bei ihm mit Europa-Verachtung einhergeht: Die erste von lediglich zwei Erwähnungen der Europäischen Union ist ein höhnischer Kommentar zur Verleihung des Friedensnobelpreises an eine angeblich schwerfällige und dysfunktionale Organisation, in der vor allem deshalb keine Kriege mehr geführt würden, weil es nichts mehr zu gewinnen gäbe. Das sei ungefähr so, schreibt Frankopan, als ob man die mittelalterlichen Kreuzfahrer Jahrzehnte nach ihrem Rückzug aus Palästina für ihre Friedfertigkeit und Toleranz ausgezeichnet hätte.[46] Dass dieses Buch 2015 im Brexit-gestimmten Großbritannien begeistert aufgenommen wurde, überrascht insofern nicht; dass es auch hierzulande so breite Resonanz fand, stimmt hingegen nachdenklich.[47]

Die von Autoren wie Hoffman und Frankopan hervorgehobene vermeintliche militärtechnologische Überlegenheit der Europäer, welche ihnen in der Frühen Neuzeit den Weg zu imperialer Expansion und schließlich zu globaler Dominanz geebnet habe, wird in jüngster Zeit allerdings infrage gestellt. So betonen neuere Forschungen einerseits die militärische Leistungs- und Adaptionsfähigkeit islami-

[45] Peter Frankopan: The Silk Roads. A New History of the World. London u. a. 2015, Zitat: S. 258 (in deutscher Übersetzung: ders.: Licht aus dem Osten. Eine neue Geschichte der Welt. Berlin 2016).
[46] Ebd., S. 397 f.
[47] Vgl. allerdings die kritische Besprechung: Jürgen Osterhammel: Fasziniert von Macht und Opulenz. In: FAZ, 15. 10. 2016, https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/peter-frankopans-neue-weltgeschichte-14479474-p2.html (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

scher Reiche,[48] andererseits die zentrale Bedeutung, die Bündnisse mit indigenen Herrschern für europäische militärische Erfolge hatten.[49] In der 2019 erschienenen Studie „Empires of the Weak" behauptet der in Cambridge lehrende Politikwissenschaftler Jason C. Sharman sogar, dass die „militärische Revolution" für die europäischen Aktivitäten außerhalb Europas praktisch ohne Bedeutung gewesen sei, da in Asien, Afrika und Amerika weder große, disziplinierte und taktisch geschulte Heere noch militärtechnische Innovationen zum Einsatz gekommen seien, denen ihre außereuropäischen Kontrahenten nichts hätten entgegensetzen können. Vielmehr seien die Reiche der Azteken und Inka von kleinen, privat organisierten Konquistadorentrupps erobert worden, die sich auf Allianzen mit indigenen Völkern stützten und von dem Umstand profitierten, dass ihre Gegner keine Resistenz gegen die von ihnen eingeschleppten Krankheitserreger besaßen. In Asien und Afrika erwiesen sich die staatlich privilegierten europäischen Handelsgesellschaften einheimischen Mächten in größeren militärischen Auseinandersetzungen zumeist als unterlegen und konnten sich nur dort behaupten, wo sie sich an lokale Gegebenheiten anpassten, Kompromisse schlossen und den Interessen ihrer außereuropäischen Handels- und Vertragspartner entgegenkamen. Nicht militärische Überlegenheit, sondern kulturelle Flexibilität, Lern- und Adaptionsfähigkeit ebneten somit der europäischen Kolonisation den Weg, so Sharmans Interpretation.[50]

Auch wenn es recht unwahrscheinlich ist, dass diese zum Entstehungszeitpunkt des vorliegenden Aufsatzes jüngste Wortmeldung in der Debatte um die Signifikanz der „militärischen Revolution" für die europäische Expansion in der Frühen Neuzeit die letzte bleiben wird, lässt sich als Zwischenfazit festhalten, dass es für eine realistische Einschätzung der Kräfteverhältnisse zwischen europäischen und außereuropäischen Akteuren unerlässlich ist, auch die Forschungen von Historikerinnen und Historikern der islamischen Welt, Afrikas, Süd- und Ostasiens angemessen zu berücksichtigen. Wie Sharman zu Recht anmerkt, beruhen Annahmen europäischer Überlegenheit auf militärischem, technologischem oder ökonomischem Gebiet oft schlicht darauf, dass Forscherinnen und Forscher über die europäische Geschichte sehr viel mehr wissen als über die Geschichte anderer Weltregionen.[51]

[48] Vgl. etwa Gabor Agoston: Firearms and Military Adaptation. The Ottomans and the European Military Revolution, 1450–1800. In: JWH 15 (2014), S. 85–124; Andrew de la Garza: The Mughal Empire at War. Babur, Akbar and the Indian Military Revolution 1500–1605. London/New York 2016.

[49] Vgl. Wayne E. Lee (Hg.): Empires and Indigenes. Intercultural Alliance, Imperial Expansion, and Warfare in the Early Modern World. New York 2011.

[50] J. C. Sharman: Empires of the Weak. The Real Story of European Expansion and the Creation of the New World Order. Princeton/Oxford 2019. Für eine konzise Zusammenfassung der Argumentation vgl. ebd., S. 4–7, S. 121–124.

[51] Ebd., S 124–129.

Globale Mikrogeschichten

Neben einer grundsätzlichen Distanz gegenüber Meistererzählungen vom „Aufstieg des Westens“ herrscht bei vielen Globalhistorikerinnen und -historikern auch Skepsis gegenüber makrohistorischen Narrativen. Eine gewisse Unzufriedenheit mit einer Globalgeschichte, die sich bisweilen in der Chronik des Aufstiegs und Falls von Großreichen oder der Darstellung der Genese und des Niedergangs von Handelsnetzwerken zu erschöpfen scheint, aber auch das Bedürfnis nach narrativer Anschaulichkeit führten zu einer Hinwendung zur Mikrogeschichte, zu deren wesentlichen Kennzeichen neben der Verkleinerung des Untersuchungsmaßstabs und einem besonderen Interesse an den Handlungsweisen historischer Individuen auch der bewusste Einsatz erzählerischer Mittel gehört. Einer der italienischen Pioniere dieser Forschungsrichtung, Carlo Ginzburg, berief sich in einem programmatischen Aufsatz dezidiert auf literarische Vorbilder wie Lew Tolstoi und Raymond Queneau. Während Queneau ihn zum Einsatz experimenteller narrativer Techniken inspiriert habe, so Ginzburg, verdanke er Tolstoi den Gedanken, dass „ein historisches Phänomen nur durch die Rekonstruktion der Aktivitäten aller daran beteiligten Personen“ vollständig erfasst werden könne.[52] Die Rezeption des mikrohistorischen Forschungsansatzes in der Globalgeschichte schlug sich in einer Reihe von Studien nieder, welche die bisweilen erstaunliche Mobilität frühneuzeitlicher Individuen,[53] den Mikrokosmos atlantischer Sklavenschiffe,[54] weltweite Geschehnisse in einem einzelnen Jahr[55] oder die weiträumige Zirkulation von Objekten in den Blick nahmen.[56]

Der französische Historiker Serge Gruzinski stellt in seinem Buch „L’aigle et le dragon“ aus dem Jahr 2012 die bekannte Geschichte der Eroberung des Aztekenreichs durch Hernán Cortés der zeitgleichen Entsendung einer portugiesischen

[52] Carlo Ginzburg: Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß. In: Gesine Krüger u. a. (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Alltag (= Historische Anthropologie 1 (1993)), S. 169–192, hier insbes. S. 182–184 (Zitat: S. 183).

[53] Vgl. etwa Bernd Hausberger (Hg.): Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen. Wien 2006; Linda Colley: The Ordeal of Elizabeth Marsh. A Woman in World History. New York 2007 (in deutscher Übersetzung: dies.: Leben und Schicksale der Elizabeth Marsh. Eine Frau zwischen den Welten des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2008).

[54] Vgl. Robert Harms: The Diligent. A Voyage through the Worlds of the Slave Trade. New York 2002.

[55] John E. Wills: 1688. A Global History. New York 2001 (in deutscher Übersetzung: ders.: 1688. Was geschah in jenem Jahr rund um den Globus?. Ein Mosaik der Frühen Neuzeit. Bergisch Gladbach 2003).

[56] Zu mikrohistorischen Ansätzen in der Globalgeschichte vgl. auch Tonio Andrade: A Chinese Farmer, Two African Boys, and a Warlord. Toward a Global Microhistory. In: JWH 21 (2010), S. 573–591; Angelika Epple: Globale Mikrogeschichte. Auf dem Weg zu einer Geschichte der Relationen. In: Ernst Langthaler/Ewald Hiebl (Hg.): Im Kleinen das Große suchen. Mikrogeschichte in Theorie und Praxis. Hanns Haas zum 70. Geburtstag. Innsbruck 2012, S. 37–47; Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden. Konstanz/München 2017, S. 259–266.

Gesandtschaft nach China gegenüber. Dieser Vergleich soll exemplarisch verdeutlichen, dass die europäische Überlegenheit über außereuropäische Reiche zu Beginn der Neuzeit keineswegs selbstverständlich war. Das Scheitern der portugiesischen Unternehmung lag Gruzinski zufolge nicht in den mangelnden Fähigkeiten der Akteure begründet, denn der Leiter der Gesandtschaft, Tomé Pires, war einer der besten Kenner Ostasiens. Dass die Gesandten, die sich mühsam bis an den Hof des Kaisers Zhengde vorgearbeitet hatten, unverrichteter Dinge abziehen mussten und schließlich inhaftiert und umgebracht wurden, lag vielmehr an Faktoren wie dem Tod des Kaisers, den Aktivitäten portugiesischer Freibeuter an der chinesischen Küste, der ablehnenden Haltung der chinesischen Bürokratie gegenüber ausländischen „Barbaren" und der langen Erfahrung Chinas im Umgang mit Fremden. Das Aztekenreich hingegen war auf die spanische Invasion unvorbereitet, seine Bevölkerung war den aus Europa eingeschleppten Krankheitserregern schutzlos ausgeliefert und hatte der technologischen Überlegenheit der Spanier wenig entgegenzusetzen. Daneben gab es aber auch Gemeinsamkeiten: So traten die spanischen Eroberer Mexikos als Gesandte auf und die portugiesischen Diplomaten in China schmiedeten insgeheim Eroberungspläne. Darüber hinaus zeigt Gruzinski Verknüpfungen zwischen zwei scheinbar unverbundenen Ereignissen auf: Bevor die Spanier in Mittel- und Südamerika auf indigene Reiche stießen, waren die wertvollen Handelswaren Asiens ihr Ziel gewesen. Fast zeitgleich mit der Eroberung Mexikos suchte Ferdinand Magellan den westlichen Seeweg zur Inselgruppe der Molukken, und Cortés und seine Nachfolger lancierten von Mexiko aus mehrere Pazifikexpeditionen. Diese führten zur Errichtung eines Außenpostens auf den Philippinen, wo spanische Jesuiten um 1580 von der Eroberung und Christianisierung Chinas träumten. Das Bewusstsein für solche globalen Zusammenhänge kann Gruzinski zufolge dazu beitragen, „die großen Entdeckungen neu zu bewerten und Beziehungslinien zum Vorschein zu bringen, die in der europäischen Geschichtsschreibung übersehen oder übergangen wurden".[57]

Der britisch-kanadische Historiker Timothy Brook macht in zwei Büchern materielle Objekte zum Ausgangspunkt einer Spurensuche nach globalen Verflechtungen im 17. Jahrhundert. Im 2007 erschienenen „Vermeer's Hat" nutzt er Gemälde des niederländischen Malers Jan Vermeer, um „Türen" zu fernen Welten zu öffnen. So verweist der aus Biberhaar gefertigte Kastorhut eines Soldaten auf die Anfänge des französischen Pelzhandels mit indigenen „Nationen" in Kanada, eine Obstschale auf die steigenden Importe ostasiatischen Porzellans durch die niederländische Ostindien-Kompanie und das Bild einer Münzen abwiegenden Frau auf die globalen Ströme amerikanischen Silbers. Der Fluchtpunkt von Brooks mikrohistorischen Erzählungen ist stets China – ob als imaginäres Ziel französischer

[57] Serge Gruzinski: L'aigle et le dragon. Démesure européenne et mondialisation au XVIe siècle. Paris 2012 (in deutscher Übersetzung: ders.: Drache und Federschlange. Europas Griff nach Amerika und China 1519/20. Frankfurt a. M./New York 2014, Zitat: S. 300).

Expeditionen in Nordamerika, als Herkunftsort begehrter Porzellanwaren oder als Endziel eines Großteils der interkontinentalen Silbertransporte.[58]

In „Mr. Selden's Map of China" aus dem Jahr 2013 untersucht Brook eine in Oxford aufbewahrte Karte des chinesischen Meeres aus der Ming-Zeit, die der englische Rechtsgelehrte John Selden der *Bodleian Library* testamentarisch vermacht hatte. Der ungewöhnliche Umstand, dass Seldens Karte nicht das Chinesische Reich, sondern die maritimen Handelsrouten Ostasiens ins Zentrum rückt, nimmt Brook als Ausgangspunkt für diverse Erkundungen und Erzählstränge, die unter anderem die chinesische Händlerdiaspora im Malaiischen Archipel, die frühen Handelsfahrten der *East India Company* nach Bantam und Japan, die Auseinandersetzungen zwischen John Selden und dem Niederländer Hugo Grotius um das Konzept der freien Meere, die unterschiedlichen Prinzipien europäischer und chinesischer Kartografie sowie die Anfänge der Sinologie in Oxford in den Blick nehmen.[59] Brooks globale Mikrogeschichten von Objekten sind eine durchaus fesselnde Lektüre, doch sind die Übergänge zwischen realen historischen Verknüpfungen und gedanklichen Assoziationen des Autors mitunter fließend.

Über die methodische Problematik hinaus, dass globale Mikrogeschichten der Frühen Neuzeit Lücken in den Quellen mitunter assoziativ – um nicht zu sagen: spekulativ – füllen, hat Francesca Trivellato in einem scharfsinnigen Aufsatz auf ein grundlegendes Problem hingewiesen: Die meisten mikrohistorischen Studien beschränken sich ihr zufolge darauf, globale Zusammenhänge und Verflechtungen anhand von Lebensläufen, Ereignissen oder Objektgeschichten narrativ aufzubereiten und sie damit zu veranschaulichen. Indem sie weitgehend auf sozialhistorische Analysen und die theoretische Auseinandersetzung mit makrostrukturellen Konzepten verzichten würden, fielen sie jedoch hinter die ursprünglichen Intentionen der Mikrogeschichte zurück. Denn die italienischen Historiker, die diesen Forschungszweig begründeten, hätten damit sehr wohl den Anspruch verbunden, die Validität makrohistorischer beziehungsweise -soziologischer Paradigmen kritisch zu überprüfen und alternative Erklärungsansätze für das Verhältnis zwischen sozialem Handeln und kulturellen Wertesystemen zu entwickeln.[60] Damit thematisiert Trivellato explizit das Verhältnis von Narration und Analyse und plädiert dafür, Letztere nicht zugunsten eingängig erzählter Geschichten zu vernachlässigen. Die Möglichkeiten, Annahmen über globalgeschichtliche Prozesse

[58] Timothy Brook: Vermeer's Hat. The Seventeenth Century and the Dawn of the Global World. London u. a. 2007 (in deutscher Übersetzung: ders.: Vermeers Hut. Das 17. Jahrhundert und der Beginn der globalen Welt. Berlin 2010).

[59] Ders.: Mr. Selden's Map of China. Decoding the Secrets of a Vanished Cartographer. London u. a. 2013 (in deutscher Übersetzung: ders.: Wie China nach Europa kam. Die unerhörte Karte des Mr. Selden. Berlin 2015).

[60] Die „Väter" der Mikrogeschichte, so Trivellato, „aimed at turning the past into an unfamiliar territory, one that could acquire new meanings once well-known phenomena were placed under a microscope. By contrast, narrative history, broadly speaking, cherishes its putative ability to bring the past closer and allow readers to feel part of the worlds we have lost." Francesca Trivellato: Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History?. In: CIS 2 (2011) 1, http://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

in mikrohistorischen Studien zu überprüfen, seien jedenfalls noch nicht ausgeschöpft, obwohl Arbeiten zu Kaufmannsdiasporen[61] oder Familienbiografien in kolonialen Kontexten erste Ansätze dazu lieferten.

Eine empirische Studie, die sich explizit mit den Möglichkeiten einer mikrohistorischen Imperial- beziehungsweise Globalgeschichtsschreibung auseinandersetzt, ist Emma Rothschilds „The Inner Lives of Empires" von 2011. Im Kern handelt es sich dabei um die Geschichte einer schottischen Familie, die aufs Engste in die imperiale Expansion Großbritanniens im 18. Jahrhundert involviert war. James und Barbara Johnstone, ein mäßig wohlhabendes Landbesitzerpaar, hatten in den 1720er- und 1730er-Jahren elf Kinder, die das Erwachsenenalter erreichten. Die meisten der sieben Söhne suchten ihr Glück in Übersee, und zumindest einige von ihnen brachten es dort zu Wohlstand und Einfluss: John nahm an der Eroberung Bengalens teil und akkumulierte dort ein Vermögen, George wurde nach dem Siebenjährigen Krieg Gouverneur der Kolonie West-Florida, und Alexander erwarb eine Sklavenplantage auf Grenada. Von diesen wirtschaftlichen Erfolgen profitierten nicht nur die Brüder – von denen gleich vier ins britische Parlament gewählt wurden –, sondern auch ihre vier zu Hause gebliebenen Schwestern und der erweiterte Verwandtschaftskreis der Familie.

Rothschild charakterisiert diese Familiengeschichte als „a new kind of microhistory", weil es ihr darum gehe, über die Rekonstruktion von Einzelschicksalen und Familienbeziehungen hinaus auch makrohistorische Fragen zu beantworten.[62] Eine dieser Fragen bezieht sich auf den Charakter des britischen Empire im 18. Jahrhundert: Rothschild beschreibt es als „family enterprise", in dem die Mitglieder der Johnstone-Familie Güter, Informationen und Ressourcen austauschten und sich gegenseitig unterstützten, um von den ökonomischen Perspektiven, welche die britische Expansion in Indien und Amerika mit sich brachte, zu profitieren.[63] Einen zweiten thematischen Strang in Rothschilds Studie bildet das Verhältnis von Aufklärung und imperialer Expansion: Führende Vertreter der schottischen Aufklärung wie Adam Smith, Adam Ferguson und David Hume gehörten zum Freundes- und Bekanntenkreis der Johnstones, und diese zeigten selbst großes Interesse an Naturphänomenen und gesellschaftlichen Entwicklungen. In Briefen, Rechtsdokumenten und Parlamentsreden bedienten sie sich zentraler Begriffe der Aufklärung.[64] Dies hinderte sie jedoch nicht daran, Sklavinnen und Sklaven zu halten. Die Verwicklung von Familienmitgliedern in die Institution der Sklaverei bildet in der Untersuchung einen dritten Verbindungsstrang zwischen Mikro- und

[61] Trivellato hat selbst eine einschlägige Studie vorgelegt, vgl. Francesca Trivallato: The Familiarity of Strangers. The Sephardic Diaspora, Livorno, and Cross-Cultural Trade in the Early Modern Period. New Haven/London 2009. Allgemein zu diesem Phänomen vgl. Mark Häberlein u. a.: Kaufmannsdiaspora. In: Friedrich Jaeger (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit Online, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_290859 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[62] Emma Rothschild: The Inner Life of Empires. An Eighteenth-Century History. Princeton/Oxford 2011, Zitat: S. 7.

[63] Ebd., S. 69, S. 121, S. 129, S. 185, S. 197.

[64] Ebd., S. 210–262.

Makrogeschichte. Mehrere Johnstone-Brüder und nahe Verwandte brachten schwarze Dienstbotinnen und Dienstboten mit nach Großbritannien, von denen zwei für die Geschichte der Sklaverei in Schottland große Bedeutung erlangten. Die Bengalin Bell (oder Belinda), die 1765/66 mit John Johnstone und seiner Frau nach England kam, brachte 1771 auf dem schottischen Landsitz der Familie ein Kind zur Welt, das kurz nach der Geburt starb. Sie wurde des Kindsmords angeklagt und gerichtlich dazu verurteilt, als Sklavin nach Virginia deportiert zu werden. Rothschild zufolge war dies das letzte Gerichtsurteil auf den britischen Inseln, das die Existenz von Sklaverei explizit bestätigte. Wenige Monate später erklärte der Oberste Richter Lord Mansfield in einer wegweisenden Entscheidung zum Fall des Sklaven James Somerset, dass Sklaverei in Großbritannien gegen das Recht verstoße.[65] Der Somerset-Fall wiederum bewog Joseph Knight – einen Sklaven, den ein Johnstone-Neffe aus Jamaika mit nach Schottland gebracht hatte –, ebenfalls auf seine Freilassung zu klagen. Dass auch Joseph Knight 1778 in oberster Instanz Recht bekam, bedeutete das Ende der Sklaverei in Schottland.[66]

In ihrer Reflexion über ihren Untersuchungsgegenstand spricht Rothschild von einer „large microhistory", weil es sich um die Geschichte einer ausgedehnten Familie mit komplexen Binnenbeziehungen handele, in der sich unterschiedliche Themen – imperiale Expansion, Ökonomie, Politik, Recht, Haushalt und Familie – überlagerten. Die Rekonstruktion dieses Beziehungsgeflechts konnte nur auf Grundlage der neuen Recherchemöglichkeiten des Internetzeitalters erfolgen, die es Forscherinnen und Forschern erlauben, riesige Datenmengen elektronisch zu durchsuchen.[67] Eine Stärke von Rothschilds Buch liegt darin, dass seine Autorin diese Möglichkeiten zwar ausschöpft, aber auch die Grenzen der Recherche im digitalen Zeitalter zum Thema macht. So sehr sie sich etwa in das Schicksal von Bell/Belinda und von Joseph Knight vertieft, kann sie weder deren Herkunft näher erhellen noch herausfinden, was aus ihnen nach den beiden wegweisenden Gerichtsurteilen geworden ist.

Fazit

Sowohl globalhistorische Meistererzählungen als auch globale Mikrogeschichten bieten heuristische Vorteile. Während Erstere sozioökonomische Strukturen und langfristigen Wandel in der Regel besser beschreiben, bieten Letztere nicht nur ein höheres Maß an Konkretisierung und mehr Möglichkeiten, durch den Einsatz literarischer Stilmittel und Erzähltechniken Anschaulichkeit zu erreichen, sondern im besten Fall auch tiefere Einsichten in soziale und kulturelle Konstellationen und Zusammenhänge. Anstatt die beiden Ansätze gegeneinander auszuspielen, plädieren viele Globalhistorikerinnen und -historiker folgerichtig dafür, „Mikro-

[65] Vgl. ebd., S. 87–91, S. 140, S. 188, S. 228, S. 274, S. 291–299.
[66] Ebd., S. 91–96, S. 139f., S. 202–209, S. 228–230, S. 275f.
[67] Ebd., S. 269, S. 277f.

und Makroperspektiven dialogisch aufeinander zu beziehen".[68] Tatsächlich arbeitet beispielsweise Tonio Andrade sowohl makro- als auch mikrohistorisch, und Miles Ogborn hat in seinem Buch „Global Lives" von 2008 versucht, die Herausbildung globaler Netzwerke in der Frühen Neuzeit mit der Handlungsmacht von Individuen zu verbinden, indem er die Geschichte der britischen Expansion zwischen 1550 und 1800 durch das Prisma von gut 40 Lebensgeschichten prominenter und weniger bekannter historischer Personen betrachtet.[69]

Darüber hinaus ist die Forderung, sich von eurozentrischen Sichtweisen zu emanzipieren, inzwischen fast schon zum Gemeinplatz geworden,[70] wenngleich ihre begrenzten Sprachkenntnisse und die Quellenlage die meisten „westlichen" Historikerinnen und Historiker weiterhin an eine europäische Perspektive binden. Einige neuere Monografien scheinen indessen in das andere Extrem zu verfallen. Sie marginalisieren Europa, indem sie es zu einem bloßen Anhängsel des eurasischen Großraums, der den Gang der Weltgeschichte bestimmt habe, deklarieren. So erhellend die Korrektur einer auf den Siegeszug Europas hinauslaufenden Meistererzählung einerseits ist, so wenig hilfreich ist andererseits die Verkehrung dieses Narrativs in sein glattes Gegenteil. John Darwins Globalgeschichte großer Reiche bietet hier eine wesentlich ausgewogenere Sichtweise als Peter Frankopans allzu reißerische Weltgeschichte aus vorder- und zentralasiatischer Perspektive. Gleichwohl steht außer Frage, dass die fundierte Kenntnis von Entwicklungen in anderen Weltregionen unabdingbar ist, um Meistererzählungen vom „Aufstieg des Westens"[71] kritisch zu überprüfen.

Abstract

Beginning with the initiatives of German historians of the early modern period who began to work on the "history of European expansion" and "overseas history" in the late 1970s, this chapter focuses on three recent developments that played a major role in shaping this research on the period between c. 1500 and 1800 under the premises of global history: first, the emergence of the paradigm of Atlantic history, understood as the history of relations and interactions between Europe, Africa, and the Americas; second, the discussion of the military, technological, and economic balance of power between expanding European states and Asian realms; and third, the boom in microhistorical studies that regard global constellations and processes through the lens of individual events, biographies, and family histories.

[68] So Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 90.
[69] Miles Ogborn: Global Lives. Britain and the World, 1550–1800. Cambridge u. a. 2008.
[70] Vgl. die konzise Zusammenfassung bei Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 137–145.
[71] Klassisch William H. McNeill: The Rise of the West. A History of the Human Community. Chicago 1963 ([2]1991). Vgl. auch Jack Goldstone: Why Europe?. The Rise of the West in World History, 1500–1850. New York 2008; Jonathan Daly: The Rise of Western Power. A Comparative History of Western Civilization. London u. a. 2014.

Carolin Liebisch-Gümüş

Nation und globalgeschichtliche Narration

Neue Narrative über Nationsbildung und Nationalismus

„[T]he power of place never went away“[1] – Einleitung

2017 äußerte Jeremy Adelman, der Direktor des „Global History Lab“ in Princeton, in einem Essay im Magazin „Aeon“ eine Fundamentalkritik an der Globalgeschichtsschreibung, die für einige Furore im Fach sorgte.[2] Mit ihren historischen Studien über Grenzgänger und transnationale Verbindungen hätten Globalhistorikerinnen und -historiker eine liberale, kosmopolitische Weltsicht propagiert und sich gar für einen neoliberalen Globalismus verwendet.[3] In Zeiten zunehmender internationaler Spannungen, nationalistischer Alleingänge und tribalistischer Parolen würden die von ihnen verbreiteten Narrative die Realität verfehlen. Indes plädierte Adelman keineswegs für einen Abschied von der Globalgeschichte, sondern für ihre Hinwendung gewissermaßen zu den Schattenseiten der Vernetzung. Globalhistorische Forschungen sollten, so lautete sein Appell, verstärkt Machtasymmetrien, Desintegration, „abgehängte“ Gruppen und antiglobale Tendenzen als Folgen von und Reaktionen auf grenzüberschreitende Prozesse berücksichtigen. Es gelte, die anhaltende Macht und Aura des Partikularen, besonders des Nationalen, nicht zu „überschreiben“, sondern anzuerkennen.

Nicht ganz zu Unrecht wurde Adelman daraufhin von einigen Fachkolleginnen und -kollegen vorgeworfen, mit den meisten seiner Kritikpunkte offene Türen einzurennen.[4] Und in der Tat gehört es längst zum Kerngeschäft, wenigstens aber zum Selbstverständnis, der meisten Globalhistorikerinnen und -historiker, neben

[1] Jeremy Adelman: What Is Global History Now?. In: Aeon, 2. 3. 2017, https://aeon.co/essays/is-global-history-still-possible-or-has-it-had-its-moment (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).
[2] Vgl. ebd.
[3] Dass das nicht Adelmans originäre Kritik, sondern schon seit Langem Teil der globalhistorischen Selbstkritik ist, belegt etwa Christopher L. Hills Warnung vor neoliberaler Vereinnahmung; vgl. Christopher L. Hill: Nationalgeschichten und Weltsysteme. Die Beispiele Japan, Frankreich und Vereinigte Staaten. In: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen. Frankfurt a. M. 2007, S. 220–247, hier: S. 246 f.
[4] In Antwort auf Adelman vgl. Andreas Eckert: Die Globalgeschichte ist mit dem erstarkenden Nationalbewusstsein in die Kritik geraten. Hat sie zu sehr im Globalen geschwelgt?. In: FAZ, 10. 5. 2017, http://plus.faz.net/faz-plus/geisteswissenschaften/2017-05-10/1wftvqsfi3m68oyygqorjey/?gepc=s5 (letzter Zugriff am 19. 2. 2020).

https://doi.org/10.1515/9783110743067-005

Austauschprozessen auch Spannungen, Verbindungsabbrüche sowie Dialektiken von Verflechtung und Fragmentierung in den Blick zu nehmen.[5] Speziell die Nation respektive Nationalisierungsprozesse sind in zahlreichen globalgeschichtlichen Untersuchungen zum 19. und zum 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung. Jedoch, so kritisiert die Mannheimer Historikerin Julia Angster zu Recht, würden Globalhistorikerinnen und -historiker ungeachtet dessen in der Theorie oft einen allzu starken Gegensatz zwischen Global- und Nationalgeschichte behaupten.[6] Verständlich ist dieser Abgrenzungsreflex insofern, als es globalhistorisch arbeitenden Forscherinnen und Forschern bekanntermaßen darum geht, sich aus den Stricken des methodologischen Nationalismus zu befreien, indem sie ihren Untersuchungsraum über die engen Grenzen der Nation ausdehnen. Jedoch ist die erstrebte Überwindung eines nationalen Analyserahmens keinesfalls mit dem kompletten Verwerfen jedwedes Nationalen als Untersuchungsthema zu verwechseln. Letzteres lässt sich der Globalgeschichte definitiv nicht attestieren. Es wäre am Ende auch ahistorisch – macht doch schon der Blick auf die gegenwärtigen politischen Umbrüche sowie die geltenden Ordnungen in Gesellschaft und internationaler Gemeinschaft deutlich, welche anhaltende Wirkmacht der Nation innewohnt. Globalhistorikerinnen und -historiker nehmen diese Wirkmacht ernst. Allerdings schlagen sie bei der Betrachtung von Nationalismus und Nationalstaat alternative oder vielmehr ergänzende Deutungsweisen vor, die der gegenwärtigen Wahrnehmung globaler Vernetzung Rechnung tragen. Forscherinnen und Forscher wie Julia Angster oder Sebastian Conrad betrachten es ausdrücklich als Aufgabe der Globalgeschichte, die andauernde Bedeutung von nationalen Denk- und Organisationsweisen in der globalisierten Welt von heute zu historisieren sowie herauszustellen, dass das Nationale selbst als Teil von und Reaktion auf grenzübergreifende Prozesse entstanden ist.[7]

An dieses Thema knüpft der vorliegende Beitrag an. Er setzt sich mit ausgewählten Publikationen aus der Konsolidierungsphase der Globalgeschichtsschreibung in den USA sowie im deutschsprachigen Raum während der vergangenen 20 bis 25 Jahre auseinander, in denen die Geschichte des Nationalen globalhistorisch neu perspektiviert wird. Konkret wurden solche Studien ausgewählt, die Prozesse der äußeren und inneren Nationsbildung oder Teilaspekte davon zum Gegenstand haben. Es geht also weniger allgemein um Nationalgeschichte, sondern um die Geschichte von Nations- und Nationalstaatsbildung im engeren Sinn. Die ausgewählten Werke unterziehen die Nation selbst einer kritischen Historisierung. Dies trifft bekanntlich auch auf die seit den 1980er-Jahren in der Tradition von Benedict Anderson und Ernest Gellner entstandenen konstruktivistischen Studien zu, die hier aber nicht weiter berücksichtigt werden. Die im Folgenden betrachteten

[5] Vgl. Richard Drayton/David Mortadel: Discussion. The Futures of Global History. In: JGH 13 (2018), S. 1–21.

[6] Vgl. Julia Angster: Nationalgeschichte als Globalgeschichte. Wege zu einer „Denationalisierung“ des historischen Blicks. In: APUZ 48 (2018), S. 10–17, hier: S. 10.

[7] Vgl. ebd., S. 10, S. 15; Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013, S. 225–231, hier: S. 226.

Forschungen gehen vielmehr über die Dekonstruktion nationaler Kollektividentität hinaus und tragen dazu bei, „die globalen Horizonte nationaler Geschichten systematisch zu rekonstruieren“.[8] Wenn sich auch nicht alle der ausgewählten Arbeiten explizit als „globalgeschichtlich“ verstehen (gerade die Publikationen aus den 1990er- und frühen 2000er-Jahren verwenden eher die Bezeichnung „Transnationale Geschichte“), so fallen sie doch rückblickend unter ein weites Verständnis von Globalgeschichte.[9]

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich ausgehend von einer kleinen Auswahl wegweisender Studien mit der Frage, welche Narrative über das Verhältnis von Nationsbildung und globaler Verflechtung während der zurückliegenden 25 Jahre historischer Forschung aufkamen. Inwiefern lassen sich Muster, das heißt: bestimmbare Narrative, ausmachen? Ist über die Jahre ein Wandel der Narrative zu erkennen, aus dem sich Entwicklungslinien abzeichnen? Bei dem Versuch, diese Fragen zu beantworten, geht es weder um forschungsbibliografische Vollständigkeit noch um das Erfassen narrativer Nuancen einzelner Werke. Ziel ist es vielmehr, grobe Tendenzen herauszustreichen, die sich in der Rückschau als das Forschungsfeld prägende Narrative identifizieren lassen.

Dafür ist zunächst zu klären, was unter „Narrativ“ zu verstehen ist. Denn so akzeptiert der Ausdruck mittlerweile im Mainstream der Geschichtswissenschaft ist, so diffus scheint seine Bedeutung, kann er doch auf ganz verschiedene Aspekte geschichtswissenschaftlicher Literatur abheben wie das Verhältnis von Deskription und Analyse, die Hauptthese einer Studie, ihren impliziten normativen Gehalt oder auch das *emplotment* im whiteschen Sinne. So, wie er im vorliegenden Beitrag gebraucht wird, bezeichnet der Begriff eine forschungsfeldinterne Metaerzählung. In klarer Abgrenzung zum Terminus der hegemonialen Meistererzählung meint dies Deutungen (hier: des Stellenwerts globaler Einflüsse in Nationalisierungsprozessen), die durch konkrete Einzelstudien popularisiert werden, wodurch sie von der Empirie abstrahiert und wiederum von anderen empirischen Studien aufgegriffen werden können – also zu einem Muster werden.[10]

[8] Ebd., S. 226. Zum Vergleich mit der konstruktivistischen Nationalismusforschung: Hill: Nationalgeschichten (wie Anm. 3), S. 220.

[9] Im weitesten Sinne wird Globalgeschichte als „Geschichtsschreibung mit dem Bewusstsein für globale Zusammenhänge“ verstanden, wobei „global“ nicht zwingend „weltumfassend“ meint, sondern auch einzelne Verbindungen über bestimmte Weltregionen hinweg bezeichnet; Sebastian Conrad/Andreas Eckert: Globalgeschichte, Globalisierung, Multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der Modernen Welt. In: dies./Freitag (Hg.): Globalgeschichte (wie Anm. 3), S. 7–49, hier: S. 27. Zum definitorischen, narrativen und methodisch-theoretischen Pluralismus in der Globalgeschichte vgl. Gabriele Lingelbach: Comparative History, Intercultural Transfer Studies, and Global History. Three Modes of Conceptualizing History beyond the Nation State. In: YTH 2 (2019), S. 1–19, hier: S. 8 f.

[10] Dieses Verständnis lehnt sich vage an den Ausführungen des Kulturwissenschaftlers Wolfgang Müller-Funk an, für den Narrative bestimmbare Darstellungs- und Erzählmuster sind; „Narration“ ist (so auch im Titel dieses Beitrags) dagegen allgemeiner gemeint und bezeichnet den Prozess des Schaffens einer Darstellung beziehungsweise eines Narrativs. Vgl. Wolfgang Müller-Funk: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien ²2008, S. 3–15.

Der Anspruch des folgenden Beitrags beschränkt sich auf eine selektive Skizze solcher Narrative aus der Formationsphase der Globalgeschichte vom Ende der 1990er-Jahre bis heute; der Aufsatz bietet somit eine Reflexion zur jüngsten Forschungsgeschichte. Ältere Traditionen der National- und Universalgeschichte, wie sie sich etwa bei Leopold von Ranke oder später und in anderer Form bei Karl Lamprecht finden lassen, werden hingegen nicht einbezogen. Stattdessen hat der Aufsatz die aktuelle Debatte im Blick. So versteht er sich indirekt auch als Beitrag zur eingangs angerissenen Kontroverse um das Verhältnis von Integration und Desintegration in globalgeschichtlichen Narrativen. Zusätzlich zur Frage nach der Entwicklung von Deutungslinien wird daher ferner am Schluss abgewogen, inwiefern die Narrative neben Prozessen der Konnektivität auch solche der Fragmentierung berücksichtigen.

Von der transnationalen Erweiterung zur relationalen Konstruktion der Nation

Der 1991 im „American Historical Review" publizierte Diskussionsbeitrag „American Exceptionalism in an Age of International History" des amerikanischen Historikers Ian Tyrrell, der die frühe Debatte um transnationale Historiografie in den USA stark beeinflusste, liest sich als Intervention gegen die nationszentrierte US-Geschichtsschreibung. Doch betonte Tyrrell darin auch die historische Relevanz des Nationalen, etwa indem er die Frage aufwarf, wie sich der Nationalstaat in transnationale Analysen inkorporieren lasse. Er regte damals an, herauszustellen, welche Prozesse sowie welche Akteurinnen und Akteure sowohl auf nationaler Ebene als auch grenzüberschreitend wirkten und inwieweit die Entwicklung des Nationalstaates durch internationale Entwicklungen geprägt werde.[11] Als die *transnational history* einige Jahre nach ihrem Durchbruch in den USA in die deutsche Geschichtswissenschaft vordrang, wurde dort in ganz ähnlicher Weise vorgeschlagen, die etablierte nationalgeschichtlich verfasste Gesellschaftsgeschichte transnational zu erweitern. Netzwerke, Transfers und „Hybridität" hätten die gängige Analyse innerer soziokultureller Strukturen zu ergänzen. Weder Deutschland noch Europa sollten mithin als „hermetische Binnenwelt"[12] begriffen werden, empfahl Jürgen Osterhammel im Jahr 2001. Einem solchen Ansatz verpflichtete sich dann auch Osterhammels und Conrads Sammelband „Das Kaiserreich transnational" von 2004.[13] Darin skizzierten die Autorinnen und Autoren ein ganzes Spektrum an grenzüberschreitenden Beziehungen des Deutschen

[11] Vgl. Ian Tyrrell: American Exceptionalism in an Age of International History. In: AHR 96 (1991) 4, S. 1021–1055, hier: S. 1053.
[12] Jürgen Osterhammel: Transnationale Gesellschaftsgeschichte. Erweiterung oder Alternative?. In: GG 27 (2001), S. 464–479, hier: S. 478.
[13] Vgl. Sebastian Conrad/ders. (Hg.): Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Göttingen 2004.

Reichs, wobei ein deutlicher Schwerpunkt auf postkolonialen Perspektiven und den Rückwirkungen kolonialer Phänomene auf die deutsche Gesellschaft lag.

Das Verhältnis von Nation und Transnationalismus wurde bis Anfang der 2000er-Jahre durch das Narrativ der Erweiterung geprägt; nicht im Sinne einer bloßen Addition von größeren Kontexten jenseits der nationalen Geschichte, sondern im Sinne von veränderten Reichweiten nationaler Akteurinnen und Akteure sowie Prozesse. Historikerinnen und Historikern, die solche Reichweiten nachzeichneten, betonten die Durchlässigkeit nationaler Grenzen, wodurch sie die analytische Trennung in innere und äußere Entwicklungen transzendierten.

Wiederum ausgehend von den USA und besonders den „La Pietra Conferences" (1997–2000)[14] entwickelte sich dieses Narrativ Anfang der 2000er-Jahre weiter; allerdings nicht in gänzlich neue Richtungen. Viele der Beiträge aus dem Sammelband zu den Konferenzen bekräftigten den frühen Ansatz Tyrrells. So etwa das in der Einleitung vorgebrachte Plädoyer Thomas Benders, der ein „American historical narrative"[15] forderte, welches die USA umfassender in interkulturelle und transnationale Zusammenhänge einbetten sollte. Jedoch gingen Bender beziehungsweise die „La Pietra Conferences", an denen neben vielen anderen auch Tyrrell beteiligt war, einen Schritt über die transnationale Erweiterung innerstaatlicher Themen hinaus. Benders Einleitung warf die Frage auf, ob sich die Nation selbst in solcher Weise historisieren lasse, dass ihre Formation „außerhalb von ihr selbst, als Teil einer größeren Geschichte"[16] nachvollzogen werden könne. Im selben Band bestärkten Charles Bright und Michael Geyer dieses Ansinnen. Auch sie fanden eine transnationale Erweiterung, wie sie sie etwa in der Migrationsgeschichte oder in Paul Gilroys „The Black Atlantic"[17] verwirklicht sahen, wichtig, glaubten aber, für das Ziel einer globalen Neukontextualisierung der (amerikanischen) Nationalgeschichte weitergehen zu müssen. Statt nur die Porosität des nationalen „Containers" zu zeigen, sollte herausgestellt werden, dass die Genese von Nation und Staat selbst ein transnationaler Prozess gewesen sei: „[N]ation-making itself went forward as a transnational project, fueled by flows of people, resources, and information […] that were not then, nor can retrospectively be easily made over into, national subjectivities."[18]

Dies lief auf eine Zuspitzung der bisherigen Argumentation hinaus: Die Nation könne nicht ihr eigener Deutungsrahmen sein. Ihre Entstehung sei ein Prozess,

[14] Die „La Pietra Conferences", die unter Federführung Thomas Benders von der *New York University* zusammen mit der *Organization of American Historians* initiiert worden waren, widmeten sich dem Ziel, die Amerikanische Geschichte konzeptionell zu internationalisieren.

[15] Thomas Bender: Historians, the Nation, and the Plenitude of Narratives. In: ders. (Hg.): Rethinking American History in a Global Age. Berkeley 2002, S. 1–21, hier: S. 10.

[16] Ebd. (Übersetzung durch die Verfasserin).

[17] Paul Gilroy beleuchtet die Mobilität und den Ideentransfer schwarzer Intellektueller wie Frederick Douglass und W. E. B. Du Bois über den Atlantik hinweg. Paul Gilroy: The Black Atlantic. Modernity and Double-Consciousness. Cambridge 2000.

[18] Charles Bright/Michael Geyer: Where in the World Is America?. The History of the United States in the Global Age. In: Bender (Hg.): Rethinking (wie Anm. 15), S. 63–99, hier: S. 76.

der relational, das heißt: in Beziehung zu globalen Kontexten und grenzübergreifenden Entwicklungen, verlaufen sei. Dass sich in dieser These die Konturen eines neuen Narrativs abbildeten, welches sich über die folgenden Jahre in der Globalgeschichte verfestigte, belegen nicht zuletzt spätere programmatische Texte. Tyrrell brachte es 2010 auf die griffige Formel einer „transnational ‚production' of the nation",[19] während Sebastian Conrad und Andreas Eckert in einem der ersten deutschsprachigen Theoriebände zur Globalgeschichte aus dem Jahr 2007 dazu aufriefen, die „globale Konstituierung der Nation"[20] zu erforschen. Ein solches Unternehmen, erklärten die beiden Autoren, beschränke sich nicht darauf, in Anlehnung an Anderson die weltweite Diffusion und Adaption des nationalstaatlichen Modells nachzuvollziehen: „Vielmehr geht es darum, auch die Art und Weise, in der die Nation definiert, verstanden und praktiziert wurde, tiefer in globale Kontexte einzubetten."[21]

In der Zwischenzeit hatten bereits mehrere Monografien das Narrativ empirisch unterfüttert. So legten Thomas Bender mit „A Nation among Nations" (2006) und Ian Tyrrell mit „Transnational Nation" (2007) zwei in transnationaler Absicht verfasste Überblickswerke zur US-Geschichte vor.[22] Trotz zentraler Unterschiede im Ansatz – Bender kombinierte den transnationalen Blick stärker mit einer komparativen Analyse, die reziproken Beeinflussungen mehr Raum gab – verfolgten beide ausdrücklich ein relationales Narrativ.[23] Mit seiner These, dass die Nation transnational geschaffen worden sei, ging Tyrrell allerdings weiter als Bender, der differenzierte, sie sei „connected with and *partially shaped* by what is beyond".[24] Ähnlich konstatierte Sebastian Conrad 2006 in „Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich" eine „teilweise exogene Konstituierung von Nation im Kontext der Globalisierung".[25] Er stellte das ältere Verständnis, die Globalisierung Deutschlands habe chronologisch nach der Konsolidierung des Nationalstaates eingesetzt und dessen schrittweisen Abbau angestoßen, auf den Kopf, indem er argumentierte, Globalisierung und Nationalisierung seien nicht nur parallel verlaufen, sondern kausal miteinander verbunden gewesen. Mithin seien es Globalisierungsprozesse und vor allem Migration gewesen, die die nationale Abgrenzung – als Germanisierung im Denken ebenso wie in Form von

[19] Ian Tyrrell: Reforming the World. The Creation of America's Moral Empire. Princeton 2010, S. 6.
[20] Conrad/Eckert: Globalgeschichte (wie Anm. 9), S. 35.
[21] Ebd., S. 36.
[22] Vgl. Thomas Bender: A Nation among Nations. America's Place in World History. New York 2006; Ian Tyrrell: Transnational Nation. United States History in Global Perspective since 1789. Houndmills 2007.
[23] Für einen Vergleich der beiden Ansätze vgl. Kiran Klaus Patel: Rezension zu Ian Tyrrell: Transnational Nation. United States History in Global Perspective since 1789. Houndmills 2007. In: Connections, 29. 5. 2008, http://www.connections.clio-online.net/publicationreview/id/reb-10162 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).
[24] Bender: Nation (wie Anm. 22), S. 3 (Hervorhebung durch die Verfasserin). Vgl. Tyrrell: Transnational (wie Anm. 22), S. 3.
[25] Sebastian Conrad: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich. München 2006, S. 9.

Schlagbäumen und Migrationskontrollen – vorangetrieben hätten. Dass Conrad den Fokus auf Entwicklungen an den Grenzen und kolonialen Peripherien des Kaiserreichs legt, hat ihm die Kritik eingebracht, sein Buch könne „kein Gesamtbild“[26] des wilhelminischen Reichs vermitteln und daher auch keine Alternative zu bestehenden Nationalgeschichten bieten, sondern diese nur ergänzen. Der Versuch, ein relationales Narrativ zu verfolgen und dennoch nicht auf ein chronologisches Gesamtbild der Nationalgeschichte zu verzichten, kennzeichnet dagegen die Werke von Bender und Tyrrell.

Indes stammte eines der ersten Werke, das einen relationalen, globalhistorischen Blick auf Nationsbildungen wirft und das auch Sebastian Conrad als gelungenes Beispiel für einen solchen anführt, nicht aus der Feder von Expertinnen oder Experten für die US-Geschichte, sondern von einer Chinahistorikerin (wenngleich wiederum aus den USA).[27] In ihrer 2002 erschienenen Monografie über Nationalismus im Qing-Reich der Jahrhundertwende zeigte Rebecca Karl, dass die Herausbildung nationalistischer Ideen in China untrennbar mit der Rezeption von global wirkmächtigen Konzepten wie „staatliche Souveränität“ sowie von internationalen Vorkommnissen mit weltpolitischer Bedeutung wie dem südafrikanischen Burenkrieg oder der Philippinischen Revolution verflochten gewesen sei.[28] Karls Ansatz ist unter anderem von Prasenjit Duara beeinflusst, der als transnational operierender Chinahistoriker auch an den „La Pietra Conferences“ mitgewirkt hatte. Duara und Karl stehen für eine Reihe von Historikern und Historikerinnen aus den *area studies*, die sich mit Nationsbildungsprozessen in der (semi-)kolonialen Welt beschäftigten und dabei globalhistorische Perspektiven eingenommen haben. Inspiration hierfür fanden sie nicht nur, wie die Kolleginnen und Kollegen aus der Amerikanischen Geschichte, in transnationalen Ansätzen, sondern auch in der Auseinandersetzung mit der postkolonialen Kritik an der angloamerikanischen Nationalismusforschung.

Jenseits des antikolonialen Nationalismus *made at home*: Ideenprägende Netzwerke

Im Gegensatz zur nationalgeschichtlichen Historiografie in den USA und in Deutschland kamen die Historikerinnen und Historiker der im 20. Jahrhundert neu entstehenden Staaten in Afrika und Asien von Anfang an kaum umhin, äußeren – im Besonderen: kolonialen und imperialistischen – Faktoren eine Schlüsselrolle in ihren Narrativen zuzuweisen. Wie koloniale Einflüsse im Verhältnis zur

[26] Zur Kritik vgl. Dieter Langewiesche: Weiter Blick, kurzer Klick. Globalhistorische Informationsversuche zur deutschen Gesellschaft in der Wilhelminischen Epoche. In: FAZ, 13. 1. 2007, https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/politik/weiter-blick-kurzer-klick-1413024-p2.html (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[27] Vgl. Sebastian Conrad: What is Global History?. Princeton 2016, S. 86f.

[28] Vgl. Rebecca Karl: Staging the World. Chinese Nationalism at the Turn of the Twentieth Century. Durham 2002.

dezidiert antikolonialen Nationsbildung zu bewerten seien, geriet zu einem zentralen Problem beispielsweise für indische Historikerinnen und Historiker, die seit den 1970er-Jahren Alternativen zu bestehenden nationalistischen Geschichtsnarrativen und eurozentrischen Modernisierungstheorien ausloteten.[29] Benedict Andersons konstruktivistischer Ansatz hatte für die Pionierinnen und Pioniere postkolonialer Geschichtsschreibung ein Manko. Aus ihrer Sicht rüttelte er zwar an nationalen, nicht jedoch an eurozentrischen Meisternarrativen. Allen voran Partha Chatterjee kritisierte Andersons Argument, wonach – verkürzt ausgedrückt – die Nation beziehungsweise der Nationalstaat in Europa konstruiert und dann gewissermaßen modellhaft von autochthonen Bewegungen in die kolonialen Peripherien importiert worden sei.[30] Chatterjees Narrativ implizierte stattdessen, dass die Nation, wenn sie auch der Form nach eine Übernahme war, vor Ort durch genuin eigene Sinnzuschreibungen, Symbole und Traditionen erst wirklich geschaffen worden sei. Aus heutiger globalhistorischer Warte wirkt dieser frühe postkoloniale Ansatz – so lässt sich mit Conrad konstatieren – sowohl dualistisch als auch internalistisch:[31] dualistisch, weil sich der Einbezug exogener Faktoren auf das Verhältnis zwischen Kolonie und Metropole beschränkte, und internalistisch, da der Fokus darauf lag, „eigene" Ursprünge sowie Traditionslinien nationaler Ideen herauszuarbeiten und damit die Nation als *made at home* zu begreifen.

Inwiefern hält nun die Globalgeschichte, die ja selbst von postkolonialen Einflüssen geprägt ist, alternative Narrative parat? Insbesondere zwei Alternativen fallen ins Auge: zum einen das Narrativ der „Weltmachung" (*worldmaking*), um das es erst im nächsten Abschnitt gehen soll, und zum anderen das Narrativ, das im Folgenden behandelt wird und das sich als „konstitutive Netzwerke der Nationsbildung" beschreiben lässt. Insbesondere die Forschungen von Prasenjit Duara waren für dieses Narrativ richtungsweisend. Duara zeigt in einem Aufsatz von 1997, wie verschiedene nationalistische Gruppen im China der Jahrhundertwende – einerseits die politische Führung des Qing-Staates, andererseits die Reformer um Kāng Yǒuwéi sowie außerdem Sun Yat-sens Revolutionäre – versuchten, die „Überseechinesen", etwa in Malaya, Singapur und den Vereinigten Staaten, für ihre jeweilige Sache zu vereinnahmen.[32] Hierbei stellt Duara die transnationalen Wurzeln des chinesischen Nationalismus heraus. Auch Rebecca Karl schreibt in ihrem bereits erwähnten Buch der transnationalen Vernetzung, speziell mit der chinesischen Diaspora im Pazifikraum und auf Hawaii, eine prägende Rolle für

[29] Gemeint sind vor allem die späteren Mitglieder der *Subaltern Studies Group*. Zur historiografischen Entwicklung vgl. Partha Chatterjee: Nationalist Thought and the Colonial World. A Derivative Discourse?. Tokio 1986, S. 22–28.

[30] Für eine pointierte Kritik vgl. ders.: Whose Imagined Community?. In: Millennium 20 (1991) 3, S. 521–525.

[31] Vgl. Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 230.

[32] Vgl. Prasenjit Duara: Nationalists among Transnationals. Overseas Chinese and the Idea of China, 1900–1911. In: Aihwa Ong/Donald Nonini (Hg.): Ungrounded Empires. The Cultural Politics of Modern Chinese Transnationalism. New York 1997, S. 39–60.

die Entwicklung des Nationalismus in China zu.[33] Vergleichbare Erkenntnisse lassen sich auch in anderen *area studies*, wie zum Beispiel in den Türkeistudien, ausmachen. So zeigt Hans-Lukas Kieser auf, dass maßgebliche ideengeschichtliche Impulse für den jungtürkischen Nationalismus von der osmanischen Diaspora am Genfer See und deren Einbettung in ein westeuropäisches Bildungsumfeld ausgingen.[34]

Selbstredend waren auch schon den Historikerinnen und Historikern, die sich vor den 1990er-Jahren mit Nationalismus außerhalb des Westens und in kolonialen Zusammenhängen beschäftigten, die Themen Diaspora und Mobilität wohlvertraut. Insgesamt betrachtet nahmen diese Aspekte in den gängigen Narrativen der Nationalgeschichte bis dato aber eine eher randständige Position ein und blieben konzeptionell wenig ausgeleuchtet. Im Zuge des *transnational turn* erlebten sie dann einen deutlichen Aufschwung, sodass transnationale Netzwerke und Ideenzirkulation vermehrt als konstituierende Bestandteile von Nationsbildung dargestellt wurden. Wohlgemerkt unterscheidet sich dieses Narrativ von Andersons These der global zirkulierenden Form der Nation. Denn zum einen weichten transnationale Studien die Trennung von Form und subjektiven Sinngehalten einer Nation auf und zeigten, dass auch vermeintlich von innen kommende Sinngebungsprozesse durch Ideentransfer zustande kamen,[35] zum anderen wurde Zirkulation weniger abstrakt gedacht, waren es doch Akteurinnen und Akteure, und nicht Strukturen, die nun als „mobile Elemente" der Nationsbildung im Fokus des Interesses standen. Erst indem sich Eliten und Intellektuelle in Netzwerken austauschten, wurde eine Zirkulation von modernistischen und nationalen Ideen in Gang gesetzt, die schließlich in die Bildung neuer Strukturen, das heißt: in die Nations- und Staatsbildung, mündete.

Ein jüngeres Werk, das das Potenzial dieses Narrativs für eine globalhistorische Betrachtung des antikolonialen Nationalismus voll ausschöpft, stellt Michael Goebels 2015 erschienenes Buch „Anti-Imperial Metropolis"[36] dar. Der Autor betrachtet darin das Paris der Zwischenkriegszeit, das ein Tummelplatz für Intellektuelle aus Afrika, Asien und Lateinamerika war, darunter Personen wie Hồ Chí Minh, Aimé Césaire oder George Padmore. Diese erfuhren dort eine politische Sozialisierung und tauschten Ideen aus, welche später in die Nationalbewegungen in ihren Heimatländern einflossen. Von den zuvor genannten Beispielen unterscheidet sich Goebels Werk insofern, als dass es nicht nur auf den Ideentransfer zwischen nationalen Bewegungen daheim und in der jeweiligen Diaspora eingeht, sondern auch die gegenseitige Befruchtung von Intellektuellen aus unterschiedlichen Ländern berücksichtigt. Goebels Mikrostudie mündet in der These, dass

[33] Vgl. Karl: Staging (wie Anm. 28), S. 53–82.
[34] Vgl. Hans-Lukas Kieser: Vorkämpfer der „Neuen Türkei". Revolutionäre Bildungseliten am Genfersee (1870–1939). Zürich 2005; M. Şükrü Hanioğlu: Preparation for a Revolution. The Young Turks, 1902–1908. New York 2001.
[35] Vgl. Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 7), S. 230.
[36] Michael Goebel: Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism. New York 2015.

Nationalismus in der „Dritten Welt“ weder als Importprodukt aus Europa, aus dem Kabinett Woodrow Wilsons oder aus der Schreibstube Lenins, noch als „deep-rooted homespun reaction“[37] gegen die imperialistische Vormacht des „Westens“ zu deuten sei. Vielmehr hätten Kontakte und Netzwerke mit Intellektuellen anderer Länder und Ideentransfers überhaupt erst den Nährboden bereitet, auf dem spätere National- und Neuordnungsbewegungen in verschiedenen Regionen der Welt gediehen.

Das Narrativ der vernetzten Ursprünge antikolonialer Nationsbildung auf der einen und das der relationalen Nationsbildung auf der anderen Seite schließen sich keineswegs gegenseitig aus, das wird insbesondere in den Werken von Michael Goebel und Rebecca Karl augenfällig. Auch ist die ideengebende Vernetzung kein Spezifikum des antiimperialen Nationalismus. Bildungsaufenthalte von jungen Eliteangehörigen aus afrikanischen, mittelöstlichen und asiatischen Ländern in europäischen Metropolen sowie ihre politische Beeinflussung durch die daraus entstehenden Kontakte sind ein verbreitetes Phänomen innerhalb der globalen Machtasymmetrien des späteren 19. und früheren 20. Jahrhunderts. Doch zeigen beispielsweise Thomas Benders Ausführungen zur Zirkulation britischer und französischer Werke der Aufklärung in den Kolonien in Nordamerika (und Lateinamerika) im 18. Jahrhundert, dass Ideennetzwerke auch für die Nationsbildung im „Globalen Norden“ eine gewichtige Rolle spielten.[38]

Dimensionen von Ordnungsvisionen: Von der Nationsbildung zur „Weltmachung“

Pariser Viertel wie das Quartier Latin erscheinen in Goebels Studie als Orte, an denen sich afrikanische und asiatische Intellektuelle zu antiimperialen Nationalisten entwickelten. Sie entwarfen aber nicht nur Ideen zur politischen Ordnung in ihren Heimatländern, sondern dachten gleichzeitig über die politischen und ökonomischen Grundlagen der globalen Ordnung nach und entwickelten Visionen von einer postimperialistischen Welt selbstbestimmter Völker. In Goebels Buch, das diese beiden Dimensionen beleuchtet, kommt damit ein Narrativ zum Tragen, das in der Geschichtswissenschaft um das Jahr 2007 sichtbar Karriere macht. Es lässt sich in Entlehnung eines Ausdrucks der Politikwissenschaftlerin Adom Getachew als *worldmaking* bezeichnen.[39] Getachew selbst beschäftigt sich in ihrer politischen Ideengeschichte mit Persönlichkeiten der antikolonialen Nationsbildung in afrikanischen Ländern wie W. E. B. Du Bois, Kwame Nkrumah und Julius Nyerere. Mit dem Begriff der „Weltmachung“ bringt sie zum Ausdruck, dass die genannten Politiker nicht nur Visionen für ihre jeweiligen Nationen, son-

[37] Ebd., S. 3.
[38] Vgl. Bender: Nation (wie Anm. 22), S. 93–102.
[39] Adom Getachew: Worldmaking after Empire. The Rise and Fall of Self-Determination. Princeton 2019.

dern ebenso für die internationale Ordnung entwarfen, indem sie globale ökonomische und rassistische Hierarchien attackierten sowie – beispielsweise in den 1960er- und 1970er-Jahren – für die Anerkennung nationaler Selbstbestimmung als Menschenrecht und für die Neuordnung der Weltwirtschaft zugunsten der „Dritten Welt" kämpften. In dem Narrativ der „Weltmachung" kommt somit zum Ausdruck, dass nationalistische Projekte und Ideologien in der Regel mit Vorstellungen über die Weltordnung und mit einem entsprechenden Aktivismus verknüpft waren.

Ein wichtiger Impuls für dieses Narrativ ging von Erez Manelas 2007 erschienenem Buch „The Wilsonian Moment" beziehungsweise von seiner These aus, wonach Woodrow Wilsons 14-Punkte-Programm und besonders die Rede von „nationaler Selbstbestimmung" nach dem Ersten Weltkrieg zu einer transnationalen Losung wurden, die kolonialkritische Eliten von Ägypten über Indien bis nach China und Korea beflügelte habe. Diese Eliten hätten Wilsons Worte als Versprechen einer neuen egalitären Weltordnung selbstbestimmter Staaten interpretiert. In ihrer erwartungsvollen Reaktion und ihrer anschließenden Enttäuschung durch die Pariser Friedenskonferenz, welche den antiimperialen Protest in den Ländern weiter anheizte, erblickte Manela die „internationalen Ursprünge des antikolonialen Nationalismus"[40]. In Reaktion auf Manelas Buch blieben Historikerinnen und Historiker nicht bei dem wichtigen Einwand stehen, dass antikoloniale Bewegungen auch in Regionen gewurzelt hätten,[41] sondern beschäftigten sich in der Folge vermehrt mit den zahlreichen anderen Visionen von Weltordnung jenseits des wilsonschen Liberalismus, für die antiimperiale Akteurinnen und Akteure auch eintraten.[42] Neben Sozialismus und Kommunismus zählten zu solchen alternativen Visionen von Weltordnung auch Vorläufer der Blockfreienbewegung sowie kulturpartikularistische Gegenentwürfe zur westlichen Moderne, deren Erforschung bereits seit der Herausforderung der Modernisierungstheorie durch Shmuel N. Eisenstadt und das Konzept der „multiplen Modernen" florierte.[43] Im Zuge dessen hatte auch die Erforschung von Panbewegungen Konjunktur, wovon nicht nur die Bücher von Adom Getachew und Michael Goebel zeugen, sondern bereits Cemil Aydıns „The Politics of Anti-Westernism in Asia", das im selben Jahr wie Manelas Buch publiziert wurde. Aydın spürt darin panislamischen und panasiatischen Netzwerken vom 19. Jahrhundert bis 1945 nach und stellt deren Visionen von globalem Wandel heraus. Pan- und Na-

[40] Vgl. Erez Manela: The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anti-Colonial Nationalism. Oxford 2007.

[41] Vgl. u. a. Katja Naumann: Rezension zu Erez Manela: The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism. New York 2007. In: H-Soz-Kult, 20. 3. 2009, http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-11037 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[42] Vgl. Sebastian Conrad/Dominic Sachsenmaier: Introduction. In: dies. (Hg.): Competing Visions of World Order. Global Moments and Movements, 1880s–1930s. New York 2007.

[43] Vgl. u. a. Dominic Sachsenmaier/Jens Rieder: Reflections on Multiple Modernities. European, Chinese and Other Interpretations. Leiden 2002.

tionalbewegungen überlappten sich auf vielfältige Weise.[44] So war, um nur ein Beispiel zu nennen, der türkische Nationalismus von der Zeit der Balkankriege bis in die frühen 1920er-Jahre von panislamischen Überzeugungen und Strategien beeinflusst. Nationsbildung verband sich mit muslimischer Kritik an der globalen Vormachtstellung und imperialen Politik westlicher Mächte und insofern mit einer Form von „Weltmachung".

Das Narrativ der „Weltmachung" durchzieht vor allem Studien über antikoloniale Nationsbildungen, wo der politische Kampf für Selbstbestimmung meist auch die Auseinandersetzung mit universalen Machthierarchien einschloss. Es lässt sich aber auch an anders gelagerte Fälle denken, wie zum Beispiel an die schrittweise Entkolonialisierung Südafrikas seit Anfang des 20. Jahrhunderts, in deren Verlauf der burische Nationalismus und die Propagierung rassistischer Auffassungen von Weltordnung Hand in Hand gingen. Des Weiteren kann das Narrativ nicht minder gewinnbringend auf globalhistorische Betrachtungen von Nationalismus im „Globalen Norden" angewendet werden. So kann mit seiner Hilfe etwa die Rolle von imperialen Ordnungsvorstellungen und hierarchischen Selbst- und Fremdbildern für die Konstruktion nationaler Identität beispielsweise in Großbritannien oder im deutschen Kaiserreich nachvollzogen werden.[45]

Inter-Nationalität: Nationsbildung als übernational eingebetteter Prozess

Bedingt durch den Gründungsboom internationaler Organisationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, verband sich das *worldmaking* vieler national gesinnter Akteurinnen und Akteure mit internationalistischen Strukturen und Institutionen, wie zum Beispiel dem Völkerbund, sowie mit völkerrechtlichen Konzepten wie Souveränität, Zivilisation oder auch Menschenrechte.[46] Oftmals artikulierten nationalistische und antikoloniale Aktivistinnen und Aktivisten ihre Visionen von Weltordnung selbst in internationalen Zusammenschlüssen – vom Pan-Afrikanischen Kongress bis zur Liga gegen Imperialismus.[47] Internationale

[44] Vgl. Cemil Aydın: The Politics of Anti-Westernism in Asia. Visions of World Order in Pan-Islamic and Pan-Asian Thought. New York 2007.

[45] Vgl. etwa Julia Angster: „The Older and Stronger Firm". German Perceptions of Britain as a World Trading and Imperial Nation. In: Arnd Bauerkämper/Christiane Eisenberg (Hg.): Britain as a Model of Modern Society?. German Views. Augsburg 2006, S. 134–146. Vgl. auch Conrad: Globalisierung (wie Anm. 25), S. 69–71.

[46] Vgl. Getachew: Worldmaking (wie Anm. 39). Auch in Rebecca Karls Studie geht es prominent um die prägende Bedeutung des westlichen Konzepts von staatlicher Souveränität vgl. Karl: Staging (wie Anm. 28), insbes. Kap. 5.

[47] Zum Panafrikanismus als gemeinsamer Bezugspunkt von Nationsbildung und *worldmaking* vgl. neben Getachew: Worldmaking (wie Anm. 39) auch Philmon Ghirmai: Globale Neuordnung durch antikoloniale Konferenzen. Ghana und Ägypten als Zentren der afrikanischen Dekolonisation. Bielefeld 2019.

Organisationen fungierten jedoch nicht nur als Orte der „Weltmachung". Historikerinnen und Historiker haben aufgezeigt, dass sie auch in umgekehrter Richtung eine Wirkung entfalten und zu Prozessen der Nationsbildung beitragen konnten. Solche, in den Worten Madeleine Herrens, „globalhistorischen Vorschläge, welche nationale Ordnungsvorstellungen neu kontextualisieren und […] grenzübergreifende[…] Prozesse dem Nationalstaat nicht unter- sondern überordnen",[48] lassen sich als ein weiteres Narrativ identifizieren: das eines Ineinandergreifens von Internationalisierungs- und Nationalisierungsprozessen.

Unter dem Einfluss des *transnational turn* sowie der kulturhistorischen Neuausrichtung der Internationalen Geschichte seit den 1990er-Jahren haben sich Historikerinnen und Historiker in den anbrechenden 2000er-Jahren intensiv und auf neuartige Weise mit internationalen Organisationen auseinandergesetzt.[49] Dabei argumentierten sie gegen die normativ-idealistische Auffassung, dass Internationalismus ein Gegenentwurf zum Nationalstaat sei. Wie Glenda Sluga zeigt, liefen die institutionellen und ideengeschichtlichen Ursprünge internationaler Organisationen im 19. Jahrhundert dem expandierenden Nationalismus jener Zeit mitnichten zuwider. Im Gegenteil: Konzepte wie nationale Souveränität und Gemeinschaft waren in internationalistischen Projekten unterschiedlicher ideologischer Couleur tief verankert. Umgekehrt reichten internationalistische Bestrebungen weit in nationale Bewegungen und Politiken hinein.[50] In abstrakterer Form haben auch Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler derartige Zusammenhänge hervorgehoben. Die Soziologin Connie L. McNeely etwa entwickelte die Theorie, dass der Nationalstaat ein soziokulturelles Konstrukt sei, das durch die internationale Ordnung sowie deren Normen, Strukturen und Prinzipien entscheidend geprägt werde.[51] Der Historiker Mark Ravina wandte diese Theorie auf den Fall Meiji-Japans an. Sein ideengeschichtlicher Aufsatz mündete in der These, dass die japanische Nationsbildung ein sowohl nach innen als auch nach außen orientierter Prozess gewesen sei. Japanische Eliten hätten Konzepte wie Souveränität, Zivilisation, Nation und kulturelle Homogenität, die im internationalen System etabliert waren, adaptiert, „to create, domestically, a nation of Japanese nationals".[52] Und im Umkehrschluss sei Japan überhaupt erst durch diese innere Nationsbildung zu einem anerkannten Mitglied dieses Systems avanciert.

Das Narrativ, dass Nationalisierung und Internationalisierung ineinandergriffen, speist sich nicht nur aus der ideengeschichtlichen Nähe von Nationalismus

[48] Madeleine Herren: Diplomatie im Fokus der Globalgeschichte. In: NPL 61 (2016), S. 413–438, hier: S. 436.

[49] Richtungsweisend vgl. Akira Iriye: Global Community. The Role of International Organization in the Making of the Contemporary World. Berkeley 2002.

[50] Vgl. Glenda Sluga: Internationalism in the Age of Nationalism. Philadelphia 2013.

[51] Vgl. Connie L. McNeely: Constructing the Nation-State. International Organization and Prescriptive Action. Westport 1995, S. 8.

[52] Mark Ravina: State-Making in Global Context. Japan in a World of Nations. In: Joshua A. Fogel (Hg.): The Teleology of the Modern Nation-State. Japan and China. Philadelphia 2005, S. 87–104, hier: S. 90f.

und Internationalismus. Historikerinnen und Historiker aus dem Feld der Internationalen Geschichte haben auch Akteurinnen und Akteure sowie Prozesse, die die Ebene internationaler Organisation mit Nationsbildungsprozessen verbanden, herausgearbeitet.[53] Im Gegensatz zur älteren Diplomatiegeschichte, die internationale Organisationen nicht selten zu Foren multilateraler Politik verkürzt hatte, begreifen Historikerinnen und Historiker wie Patricia Clavin, Madeleine Herren, Sandrine Kott, Iris Schröder und Glenda Sluga diese Einrichtungen als „institutionalisierte Kontaktzone[n]"[54] und Knotenpunkte grenzübergreifender Netzwerke. In Organisationen wie dem Völkerbund interagierten zu unterschiedlichsten Themen nicht nur die offiziellen Delegationen der Mitgliedsstaaten, sondern auch internationale Beamtinnen und Beamte, zivilgesellschaftliche Expertinnen und Experten sowie transnationale Gruppierungen.[55] Internationale Organisationen erscheinen in dieser Deutung als Vehikel für Wissenstransfer sowie für Veränderungs- und Standardisierungsprozesse, die sowohl innerstaatliche Strukturen prägten als auch diese mit überstaatlichen Strukturen verbanden. Exemplarisch wird diese Lesart in Katja Naumanns Handbuchartikel „Verflechtung durch Internationalisierung" deutlich, der einen umfangreichen Überblick über die ostmitteleuropäische Teilhabe an internationalen Organisationen seit Mitte des 19. Jahrhunderts gibt. Wie Naumann feststellt, nutzten verschiedene Akteurinnen und Akteure aus Ostmitteleuropa internationale Zusammenschlüsse „als komplementäre, teils parallele Strategie zur Nationalisierung".[56] Freilich reicht ein Blick auf das gegenwärtige Weltgeschehen, um einzuwenden, dass sich die nationalen Interessen und diejenigen der internationalen Organisationen auch oft genug reiben. Solche Machtkämpfe und Konflikte schließt das Narrativ jedoch keineswegs aus, sie sind vielmehr ein zentrales Element von Internationalisierung.[57]

Fazit und Ausblick: Auf dem Weg zu einer Globalgeschichte der „dunklen Seite der Nationalstaaten"?

Der vorausgegangene Vogelflug über das globalhistorische Feld dies- und jenseits des Atlantiks lässt mindestens vier charakteristische Narrative erkennen, die

[53] Zu den Ideen, Interaktionen und Strukturen, die die türkische Nationsbildung mit dem Völkerbund und dem liberalen Internationalismus in den 1920er- und 1930er-Jahren verbanden vgl. Carolin Liebisch-Gümüş: Verflochtene Nationsbildung. Die Neue Türkei und der Völkerbund, 1918–38. Berlin 2020.

[54] Iris Schröder: Die Wiederkehr des Internationalen. Eine einführende Skizze. In: ZF 8 (2011) 3, S. 340–349, hier: S. 342.

[55] Vgl. Sandrine Kott: International Organizations. A Field of Research for a Global History. In: ebd., S. 446–450.

[56] Katja Naumann: Verflechtung durch Internationalisierung. In: Frank Hadler/Matthias Middell (Hg.): Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas. Bd. 1: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Göttingen 2017, S. 325–402, hier: S. 401.

[57] Vgl. ebd., S. 347f.

globalhistorische Herangehensweisen an Nationalgeschichte im Laufe der vergangenen circa 25 Jahre hervorgebracht haben: das Narrativ der Relationalität, der Ideennetzwerke, der „Weltmachung“ und der Inter-Nationalität. Auch wenn sich eine Entwicklung im Zeitverlauf feststellen lässt, lösten sich die vier Narrative weder ab, noch sind sie klar voneinander abgrenzbar. Während sie in diesem Aufsatz in idealtypischer Manier unterschieden wurden, fließen sie in der Realität häufig ineinander.

Eine wichtige Triebfeder für die Entwicklung dieser neuen Narrative des Nationalen bildete die Subdisziplin der Transnationalen Geschichte, die sich erst in den USA und dann im deutschsprachigen Raum formierte. Nicht zuletzt herausgefordert dadurch, dass ihr Titel sowohl auf die Nation als auch deren Überschreitung anspielt, entstanden hier um die Jahrtausendwende erste Versuche, die Nation selbst auf der Grundlage grenzüberschreitender Phänomene zu historisieren. Was als transnationale Erweiterung nationaler Themen und Prozesse begann, mündete in das Narrativ, dass die Nation selbst als Produkt transnationaler Beziehungen und damit als relationales Konstrukt zu betrachten sei. Der *transnational turn* war es auch, der zusammen mit postkolonialen Theorien und einem wiederentdeckten Interesse an antikolonialem Nationalismus das Aufkommen eines zweiten Narrativs förderte, demnach antiimperiale Nationsbildung kein endogener Prozess, sondern stark durch ideengebende Netzwerke geprägt gewesen sei. Transnationale und postkoloniale Ansätze, das Konzept der „multiplen Modernen“ und die neue kulturgeschichtliche Offenheit auf dem Feld der Internationalen Geschichte bereiteten einen fruchtbaren Boden für die Genese von zwei weiteren Narrativen, die seit den 2010er-Jahren im Trend liegen: zum einen dem Narrativ einer Verbindung von *nation building* und *worldmaking*, passend zur Beschäftigung mit der Geschichte globaler Ordnungsvisionen, die seit 2007 sichtbar an Popularität gewann; zum anderen dem Narrativ einer Verflechtung von Internationalisierung und Nationalisierung, das sich einem neuen Interesse an der Geschichte von Internationalismus und internationalen Organisationen verdankt.

Allein diese vier Narrative, die allesamt die Dialektik von Konnektivität und Nationalisierung betonen, entkräften den Vorwurf, angesichts der Historisierung globaler Verflechtung blieben Prozesse der Fragmentierung quasi zwangsläufig außen vor. Die Bildung von Nationen und Nationalstaaten kann als ein solcher Fragmentierungsprozess gesehen werden, denn obwohl Nationalismus die Einheit im Inneren beschwört, grenzt er diese Einheit zugleich nach außen hin ab. Wenn Nationenbildung auch eine Form der physischen und mentalen Abgrenzung vom Außen und anderen bedeutet, brechen die skizzierten Narrative grundsätzlich mit der Vorstellung, Verflechtung und nationale Fragmentierung seien gegenläufige Prozesse. Vielmehr begreifen sie Globalisierungs- und Internationalisierungsprozesse als Teil und Katalysator von Nationenbildung.

Von der Feststellung, dass Nationenbildung insgesamt eine Form von Fragmentierung darstellt, lässt sich ein engeres Verständnis von Fragmentierung unterscheiden. Gemeint ist, und das führt zurück zum eingangs zitierten Artikel von

Jeremy Adelman, die „dunkle Seite der Nationalstaaten“[58] und speziell der Nationenbildung. Gedacht werden kann an ultranationalistische, ethnozentrische, rassistische oder autoritäre Ideologien, „ethnische Säuberungen“, und andere Formen von radikaler Ausgrenzung und Gewalt, die vom demokratisierenden und liberalisierenden Potenzial von Nationsbildung zu unterscheiden sind. Lassen sich solche Phänomene, die das Gegenteil von Verflechtung und grenzübergreifendem Austausch zu sein scheinen, auch mit globalhistorischen Narrativen erfassen? Andere Themen, die mit Gewalt und Unterdrückung zu tun haben – man denke etwa an die Geschichte von Kolonialismus und Sklaverei –, sind ja durchaus als Gegenstand der Globalgeschichte etabliert. Wie sieht es aber aus mit Themen, die eher Entflechtung als Verflechtung implizieren, in denen Nationenbildung mit der gewaltsamen Auflösung von Diversität und grenzübergreifenden Verbindungen einhergeht?

Globalhistorikerinnen und -historiker legen von Haus aus ihr Augenmerk auf Verflechtungen und deren Folgen. So wirkt es einerseits überflüssig darauf hinzuweisen, dass Konnektivität und Austausch in allen in diesem Beitrag besprochenen Studien im Vordergrund stehen, andererseits mahnt Benedikt Stuchtey bei all seinem Lob für Thomas Goebels „Anti-Imperial Metropolis“ zu Recht, die Momente des Austauschs und der gegenseitigen intellektuellen Befruchtung seien nur eine Facette antikolonialer Nationsbildung – „Gewalt, Krieg, Konkurrenz etc.“[59] eine andere. Es wäre allerdings ein Missverständnis, anzunehmen, dass die „dunklen Seiten“ von Nationsbildung per se das Gegenteil von Verflechtung seien und daher außerhalb des Sichtfelds von Globalhistorikerinnen und -historikern liegen würden. In seiner Studie zu Nation und Globalisierung im deutschen Kaiserreich vertritt Sebastian Conrad die These, dass Erfahrungen mit grenzübergreifender Migration eine „aggressive Germanisierungspolitik“[60] und – zumindest zeitweise – Reaktionen der Abschottung nach sich zogen. Und Jan C. Jansen hat in einem Essay Überlegungen dazu angestellt, wie Zwangsmigration und ethnoreligiöse Homogenisierungsprozesse im Mittelmeerraum wiederum mit der „Globalisierung des Nationalstaates“[61] zusammengehangen haben. Geht man etwa von der Tatsache aus, dass der 1923 beschlossene zwangsweise Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei vom Flüchtlingskommissar und der Minderheitenabteilung des Völkerbundes für notwendig befunden und koordiniert wurde, stellt man fest, dass das Narrativ eines Zusammenspiels von Nationalisie-

[58] In Anlehnung an Philipp Ther: Die dunkle Seite der Nationalstaaten. „Ethnische Säuberungen“ im modernen Europa. Göttingen 2012.

[59] Benedikt Stuchtey: Rezension zu Daniel Brückenhaus: Policing Transnational Protest. Liberal Imperialism and the Surveillance of Anticolonialists in Europe, 1905–1945. New York 2017. In: H-Soz-Kult, 25. 1. 2018, http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-25606 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[60] Conrad: Globalisierung (wie Anm. 25), S. 136.

[61] Jan C. Jansen: Unmixing the Mediterranean?. Migration, demografische „Entmischung“ und Globalgeschichte. In: Boris Barth/Stefanie Gänger/Niels P. Petersson (Hg.): Globalgeschichten. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt a. M. 2014, S. 289–313, hier: S. 309.

rung und Internationalisierung auch für diesen Fall von „ethnischer Säuberung" funktioniert.[62] Auch *worldmaking* ist kein abwegiges Narrativ. Die politischen Führer der türkischen Nationalbewegung, um bei dem Beispiel zu bleiben, hatten ein reges Interesse daran, griechisch-orthodoxe und andere christliche Minderheiten von ihrem neuen Nationalstaat ideologisch und physisch auszuschließen. Dahinter standen nicht nur radikale, ethnonationalistische Überzeugungen, sondern auch die Vision einer postimperialen Weltordnung, in der allein der souveräne Nationalstaat und nicht länger die westlichen Großmächte, die traditionell eine Schutzrolle für christliche Minderheiten im Osmanischen Reich ausgeübt hatten, die politischen Geschicke bestimmen sollte.[63]

Das Potenzial, auch gewaltsame und ausgrenzende Seiten von Nationsbildung zu erfassen, ist also prinzipiell in den hier vorgestellten Narrativen vorhanden – wenn es auch, hier ist Jan C. Jansen zuzustimmen, von der Forschung noch stärker als bisher ausgeschöpft werden sollte.[64] Das heißt nicht, dass die Anwendung eines globalhistorischen Narrativs für alle Fälle und Aspekte von Nationsbildung immer die erste Wahl sein sollte. Die Argumentation lautet lediglich, dass Ver- und Entflechtungen in der Globalgeschichte längst nicht mehr als Gegensätze begriffen werden und dass hierin das Potenzial einer differenzierten globalhistorischen Betrachtung von Nationsbildung liegt, in der Austausch und Integration ebenso Platz finden wie Exklusion und Aggression.

Das führt zurück zu den aktuellen Debatten, in denen es in Wahrheit weniger um die fachinterne Frage nach der Ausgewogenheit von Konnektivität und Fragmentierung in globalhistorischen Analysen geht als um eine politische Frage: Produziert die Globalgeschichte Narrative, die sich nur an kosmopolitische Teilschichten von Gesellschaften richten und mithin gegenwärtige gesellschaftliche Polarisierungstendenzen fördern? Dies legt nicht nur Adelman nahe, sondern jüngst auch Jill Lepore. Sie wirbt für eine Rückkehr zu nationalgeschichtlichen Narrativen, die sich einem kritischen, liberalen Patriotismus statt einem kosmopolitischen Globalismus verschreiben und integrativ wirken sollen. Zu Recht gibt Mischa Honeck dagegen zu bedenken, ob die „methodische Rückbesinnung auf die Nation" der Weisheit letzter Schluss sei, und verweist auf die Möglichkeit, „nationale und globale Analyserahmen miteinander zu verbinden".[65] Am Ende bleibt zu fragen, ob die gesellschaftliche Relevanz geschichtswissenschaftlicher Narrative tatsächlich in der Bereitstellung integrativer Identitätsangebote liegt – gleich ob nationaler oder kosmopolitischer Art – oder ob es nicht, mit den Wor-

[62] Vgl. etwa Sarah D. Shields: Forced Migration as Nation-Building. The League of Nations, Minority Protection, and the Greek-Turkish Population Exchange. In: JHIL 18 (2016), S. 120–145.
[63] Vgl. Carolin Liebisch-Gümüş: Embedded Turkification. Nation Building and Violence within the Framework of the League of Nations. In: IJMES 52/2 (2020), S. 229–244.
[64] Vgl. Jansen: Unmixing (wie Anm. 61).
[65] Mischa Honeck: Rezension zu Jill Lepore: These Truths. A History of the United States. New York 2018. In: H-Soz-Kult, 22. 8. 2019, http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-28705 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Vgl. auch Jill Lepore: This America. The Case for the Nation. New York 2019.

ten eines altgedienten Nationalhistorikers gesprochen, um das „Bedürfnis nach Orientierung in der Gegenwart“[66] gehen sollte. Dabei steht fest: Orientierung in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts ist ohne den Preis einer Verkomplizierung nationaler Deutungsangebote kaum zu haben.

Abstract

The current rise of national populism and resentments towards liberal globalism in different countries has sparked debates among historians on whether global history is still a meaningful perspective or if it, by focusing on connections and exchange, unduly neglects the lasting significance of nations and nationalism. Against the background of this debate, this chapter examines the place of nationalism and nation-building in studies in the field of global history. Surveying selected publications in English and German, the chapter argues that nations and their making is the main subject of numerous works written by global historians. It portrays four different narratives that global historians have developed over the past 25 years, with all stressing entanglements between global and national trajectories. The first narrative purports that the nation was itself a transnational product shaped by developments beyond its boundaries. The second narrative highlights the role of mobile actors, networks, and the exchange of political ideas that inspired nationalists and national movements, especially in (semi-)colonial contexts. Historians making use of the third narrative, referred to as “worldmaking”, stress that nationalist ideologies often went hand in hand with visions concerning the global order. The fourth narrative reveals how nation-building was paralleled by internationalization, i. e. the participation of nationalists and state actors in international organizations and internationalisms. Lastly, the chapter discusses studies that show how even “the dark side” of nation states – violent ideologies, exclusion, and minority politics – can be combined fruitfully with global perspectives. The chapter ends with a brief comment on the recent debate; it suggests that more fully tapping the potential to link global and national analytical frameworks could be a useful way to account for recent political developments as well as for the dialectic between entanglement and disentanglement in general.

[66] Lothar Gall: Aufklären, Vergegenwärtigen, Orientieren. Die Aufgaben der Geschichtswissenschaft. In: Forschung & Lehre 7 (1995), S. 377–379, hier: S. 377.

Matthias Middell

Weltgeschichte erzählen

Das Beispiel der „Cambridge World History“

Vor einem knappen halben Jahrhundert konnte Hayden White die internationale Historikerschaft noch mit der Nachricht schockieren, ihre gesamte Produktion ließe sich letztlich auf ein paar Tropen reduzieren.[1] Zwar war seit Theodor Mommsen die Idee geläufig, man könne zur Not auch mit einem Literaturnobelpreis vorliebnehmen, solange es an geeigneten Auszeichnungen für die Spitzenprodukte der Geschichtswissenschaft mangele, aber mit dieser Einordnung in literarische Wettbewerbskriterien war nur die sprachlich elegante Einkleidung eines zutiefst objektivistischen Wissenschaftsverständnisses gemeint. Umfassende und umsichtige Quellenauswahl und -interpretation garantierten Zugang zur historischen Wahrheit; wer die komplexen und arbeitsaufwendigen Techniken des Faches nicht vollkommen beherrschte, verfehlte ebenjene Wahrheit, die es nur im Singular gibt. Mythenproduktion gehörte jedenfalls nicht explizit zu den Aufgaben der Historiker, so der weit geteilte Konsens im Fach bis in die späten 1960er-Jahre – auch wenn man Konkurrenten schon gern der Unglaubwürdigkeit zieh. Der Kalte Krieg tat sein Übriges, denn der anderen Seite zu konzedieren, sie verfasse nicht schlechthin Ideologie, sondern tue dies nur seitenverkehrt zur eigenen Mythenproduktion, wäre denn doch zu viel der Abrüstung und friedlichen Koexistenz gewesen. Beide Seiten bestanden für sich darauf, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu liefern.

Interessanterweise ging der *cultural turn*, mit dem sich – inspiriert von konstruktivistischen Ansätzen – mehr und mehr Autoren für die Frage interessierten, wie eigentlich die jeweils dominante Gesellschaftserzählung zustande komme und was sie mit der Diskursmacht in einer gegebenen Gesellschaft zu tun habe, einher mit einem erheblichen Aufschwung der Historiografiegeschichte sowie der Untersuchungen von Geschichtskultur und -politik als Teil einer neu gefassten Historik.[2] Innerhalb eines Jahrzehnts verdoppelten die Historiker so ihren Arbeits-

[1] Vgl. Hayden White: Metahistory. The Historical Imagination in the Nineteenth Century. Baltimore 1973.

[2] Vgl. Jörn Rüsen: Grundzüge einer Historik. Bd. 1: Historische Vernunft. Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Göttingen 1983; Bd. 2: Rekonstruktion der Vergangenheit. Göttingen 1986; Bd. 3: Lebendige Geschichte. Formen und Funktionen des historischen Wissens. Göttingen 1989.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-006

gegenstand. Es ging nun nicht mehr nur darum, herauszufinden, wie es gewesen war, sondern auch um die Bedingungen, unter denen diese und andere Versionen der Vergangenheit entstanden. Getragen von der neuen Energie, die das Fach für die Produktion von Erinnerung und Erinnerungsorten aufbrachte, gelang 1983 gleich mehreren Autoren[3] eine Trendwende in der Deutung des bis dahin wichtigsten Rahmens für Geschichtserzählungen – der Nation und des Nationalstaates. Statt tiefe Wurzeln einer durch lange Dauer legitimierten Schicksalsgemeinschaft in grauer Vorzeit mittels Archäologie und Lektüre der ältesten literarischen Überlieferungen freizulegen, wurde nun die Erfindung der Nation im späteren 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt gerückt und empirisch untersucht. Deren Erfinder ließen sich ebenso ermitteln wie die Medien, in denen diese Erfindung massenwirksam kommuniziert wurde, und die Interessen, die sich mit diesem keineswegs willkürlichen Prozess verbanden. Und natürlich geriet auch die Rolle der Historiker, die sich gerade in dieser Zeit professionalisiert und die Geschichtswissenschaft zu einem Fach institutionalisiert hatten, in den Blick. Der konstitutive Objektivismus, auf dem das öffentliche Ansehen der Geheimräte auf Lehrstühlen[4] fußte, stieß sich heftig mit dem neuen konstruktivistischen Zeitgeist.[5] Warum sollten zwar herrschende Monarchen, Zeremonienmeister, Architekten, Verleger, Komponisten und Ausstellungsmanager, Gewerkschafter und Frauenrechtlerinnen an der Erfindung der Nation beteiligt sein, die ganz explizit sich selbst dafür berufen erklärenden Historiker aber völlig frei von dekonstruierbarer Konstruktionsfreudigkeit sein?[6] Entsprechend nervös reagierte die Community der Betroffenen und wies zu Recht auf das hohe Maß inzwischen entwickelter Professionalität, auf die Einhegung der Historikerfantasie durch Selbstreflexion und intersubjektive Kontrolle via Gutachten, Rezensionen und Berufungsverfahren, hin.

Der Konstruktion nationaler Geschichten war von vornherein eine unwiderstehliche chronologische Struktur eingeschrieben, denn ihre ideologische Wirkung beruhte ja gerade auf dem „Götzen Ursprung", wie schon Marc Bloch kritisch angemerkt hatte.[7] Die „Besessenheit von den Ursprüngen", die die Historiker zur Perfektion getrieben hätten, verweise, so Bloch, auf die gefährliche Kontamination der rein zeitlichen Frage nach den Anfängen eines Phänomens mit der nach ihren Ursachen. Bloch hatte als zwei intellektuelle Verursachungen dieser Kontamination genannt: die aus der Biologie in die Geschichtswissenschaft über-

[3] Vgl. Benedict R. Anderson: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London/New York 1983; Ernest Gellner: Nations and Nationalism. Ithaca 1983; Eric John Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983.

[4] Vgl. Fritz K. Ringer: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933. Stuttgart 1983.

[5] Als Zusammenfassung vgl. Frank R. Ankersmit: Meaning, Truth, and Reference in Historical Representation. Ithaca 2012.

[6] Vgl. Stefan Berger/Chris Lorenz (Hg.): Nationalizing the Past. Historians as Nation Builders in Modern Europe. New York 2010.

[7] Vgl. Marc Bloch: Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers. Hg. von Peter Schöttler. Stuttgart 2002, S. 33–40.

nommene Evolutionslehre und die Faszination für die dem Christentum eigene historische Legitimation von Letztbegründungen.[8] Dagegen, so Bloch, sei festzuhalten, dass jede historische Zeit ihr eigenes Verständnis auch schon länger existierender Strukturen und Sachverhalte auspräge. Diese kritische Haltung, die der Mitbegründer der *Annales* und Widerstandskämpfer in seiner Historik bereits in den frühen 1940er-Jahren als Vermächtnis an seine Kinder niedergelegt hatte, setzte sich in der Geschichtswissenschaft allerdings nur langsam durch. Sie lehrte einen distanzierten Blick auf die problematische Rolle der Historiker bei der Erfindung von Nationen.

Der Kalte Krieg und die Dekolonisierung großer Teile Asiens und Afrikas verschoben die Koordinaten auch der Historiker. In manchen Geschichtskulturen blieb das Nationale zentral und wurde sogar durch Sieger- oder Opfergeschichten im Gefolge des Zweiten Weltkriegs beziehungsweise durch die im Zuge staatlicher Unabhängigkeit genährte Hoffnung auf souveränere Teilhabe an den globalen Verflechtungen gestärkt.[9] In anderen Fällen traten dagegen transnationale und sogar transregionale Perspektiven stärker in den Vordergrund. Egal ob es Vorstellungen von einer europäischen Einigung, von einem endlich zu realisierenden Panafrikanismus oder von einer weltumspannenden kommunistischen Zukunft waren – all diese Imaginationen verhielten sich kritisch zu nationaler Konkurrenz und den daraus zuweilen abgeleiteten mörderischen Distinktionsbestrebungen.[10]

Insbesondere die sowjetisch geführte Allianz der realsozialistischen Regime verlor allerdings zwischen den Interventionen in Budapest 1956 und Kabul 1979 den größten Teil ihrer grenzüberschreitenden Attraktivität und Legitimation – selbst vormalige Verbündete suchten nun nach Alternativen, etwa im Maoismus, im Euro- oder im Nationalkommunismus. Der ehemals siegesgewiss auftretende Marxismus, dessen Vertreter glaubten, den Schlüssel für das Verständnis aller historischen Probleme in der Hand zu halten, sah sich nun mit dem Vorwurf konfrontiert, auch nicht mehr als eine große Erzählung anzubieten, deren ideologischen Charakter es zu durchschauen gelte.[11] Diese Verdammung des *méta-récit* schloss an Claude Levi-Strauss' Beobachtungen an, dass die kolonialen Narrative wesentlich von den Herrschenden (*master narratives*) und kaum von den Beherrschten (*slave narratives*) bestimmt würden. Denkt man diesen Gedanken auch jenseits der heute in die Kritik geratenen Terminologie weiter, lassen sich auf der Grundidee, dass es Meistererzählungen gäbe, die unsere Geschichtsbilder prägen und die eine instrumentelle Formung des Geschichtsverlaufs für die Deutung und Beherrschung der Gegenwart darstellen, mehrere Forschungsstränge etablieren: Die einen interessieren sich für die narratologische Qualität der Geschichts-

[8] Vgl. ebd., S. 36.
[9] Vgl. Stefan Berger: Writing the Nation. A Global Perspective. Basingstoke 2007.
[10] Vgl. Matthias Middell/Lluis Roura (Hg.): Transnational Challenges to National History Writing. Basingstoke/New York 2013.
[11] Vgl. Jean-François Lyotard: La condition postmoderne. Rapport sur le savoir. Paris 1979.

darstellungen,[12] die anderen für die darin eingeschmolzenen Machtverhältnisse und wieder andere für die bislang unterdrückten Stimmen der Subalternen.[13]

Das allen diesen Varianten zugrunde liegende Verständnis von Narrativen blieb in Opposition zur davor dominanten Strukturgeschichte allerdings relativ einfach: „Narrative is taken to mean the organization of material in a chronologically sequentially order and the focusing of the content into a single coherent story, albeit with sub-plots."[14] Eine solche Organisation des Materials bevorzuge Deskription und Akteurszentriertheit statt Analyse und Fokussierung der Umstände, unter denen die Menschen ihre Geschichte machen, argumentierten Lawrence Stone und andere Anhänger der Narrativistik. Gemeint waren National- und Weltgeschichten gleichermaßen, die auf je eigene Weise den Historiker zum Sinndeuter oder sogar Sinnstifter für ein historisches Kollektiv machten, wobei diese neu betonte Funktion der Historiker in einem nunmehr näher zu bestimmenden Verhältnis zu den historischen und zeitgenössischen Sinnstiftungsprozessen stünden.

Hieran schloss die neuere Kulturgeschichte an, die auf den Reichtum der ethnologischen Forschungstraditionen zurückgriff, dem Repertoire der Sozialwissenschaften dagegen aber weniger Bedeutung zumaß. Clifford Geertz mit seinem Plädoyer für eine *thick description* sagte dieser Richtung deutlich mehr als die Faktoren- und Kausalanalyse der älteren Soziologie. Das Erzählen trat in den Vordergrund und die strenge Herleitung historischer Phänomene aus strukturellen Verursachungen erschien mehr und mehr verpönt, weil der Komplexität des Geschehens und seiner Mitgestaltung durch die Sinnstiftung der Akteure nicht angemessen.

Für die Weltgeschichtsschreibung war dies indes kein günstiges Klima. Nachdem sie sich bereits in mehreren Wellen entwickelt und immer wieder Auf- und eben auch Abschwünge erlebt hatte, brach der erneut aufgekommene Optimismus der 1940er- bis 1960er-Jahre, der gewaltige Projekte wie Arnold J. Toynbees zwölfbändige Geschichte des Aufstiegs und Niedergangs von Kulturen,[15] die sowjetische „Vsemirnaja Istorija" mit ihrer weiten Verbreitung im gesamten Ostblock,[16] die von Lucien Febvre angestoßene UNESCO-Initiative zu einer Weltgeschichte der Menschheit[17] oder William Hardy McNeills geschickte Ver-

[12] Vgl. Lawrence Stone: The Revival of the Narrative. Reflections on a New Old History. In: P & P 85 (1979), S. 3–24.

[13] Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: Can the Subaltern Speak?. In: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana 1988, S. 271–313.

[14] Stone: Revival (wie Anm. 12), S. 3.

[15] Vgl. Arnold J. Toynbee: A Study of History. 12 Bde. London 1934–1961.

[16] Vgl. I. M. Shukow: Weltgeschichte in zehn Bänden. Berlin 1962–1968 (russisches Original ab 1955).

[17] Vgl. Katja Naumann: Mitreden über Weltgeschichte – die Beteiligung polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Historiker an der UNESCO-Scientific and Cultural History of Mankind (1952–1969). In: Comparativ 20 (2010), 1–2, S. 186–226; Chloé Maurel: L'Histoire de l'Humanité de l'Unesco (1945–2000). In: RHSH 22 (2010) 1, S. 161–198; Poul Duedahl: Selling Mankind. UNESCO and the Invention of Global History, 1945–76. In: JWH 22 (2011) 1, S. 101–133. Vgl. auch den Beitrag von Katja Naumann im vorliegenden Band.

knüpfung einer Weltgeschichte Westeuropas und der USA als eine Geschichte des Aufstiegs des Westens[18] hervorgebracht hatte, in den 1970er-Jahren in sich zusammen. Ernst Schulins Sammelband „Universalgeschichte" von 1974, der versuchte, das Thema in der Bundesrepublik populär zu machen, erscheint im Rückblick wie der unfreiwillige Abgesang auf eine zu Ende gehende Epoche.[19]

Weltgeschichtsschreibung verlor an öffentlicher Resonanz, die Historiker der neueren Kulturgeschichte wandten sich den bislang Vernachlässigten zu und die Sozialgeschichte nutzte ihre Herrschaft über die Kommandohöhen der Wissenschaft für eine heftige Polemik gegen die „Missionare im Ruderboot"[20] – beiden gemeinsam war aber eine ganz selbstverständliche Rückbesinnung auf den gesellschaftlichen Nahraum und die nationalgeschichtliche Rahmung vieler Deutungen.[21] Die Weltgeschichtsschreibung, die schon am Anfang des 20. Jahrhunderts zum Objekt harter Verfluchung seitens professioneller Historiker geworden war, die es für unmöglich hielten, dass man angemessen Quellenstudien zu weltweiten Problemlagen durchführen könne, sah sich nun zusätzlich mit der Last des Vorwurfs beladen, pure Ideologie zu sein, die allein der Rechtfertigung politischer Regime diene.

Die Teile, aus denen sich vordem das Interesse an Weltgeschichte gespeist hatte, nämlich die Ausweitung des „Weltwissens" im Zuge einer Expansion der *area studies*,[22] die Verknüpfung von empirischer Arbeit und theoretisch ambitionierter Großdeutung und die Versuche, der Geschichtswissenschaft eine partielle Prognosefähigkeit zuzuschreiben, fielen unter dem Druck der postmodernen Kritik und der kulturgeschichtlichen Wende beinahe völlig auseinander. Die Innovationszentren der Geschichtswissenschaft wollten mit Universal- oder Weltgeschichte nichts mehr zu tun haben und verbliebene Vertreter dieser scheinbar dem Untergang geweihten Spezies wurden belächelt. Dies hatte auch Folgen für die Institutionalisierung globaler Untersuchungsansätze, die fast überall auf dem Rückzug war. Vorerst blieb die Gründung der *World History Association* in den USA 1982 international ebenso unbemerkt wie das Über-

[18] Vgl. William Hardy McNeill: The Rise of the West. A History of the Human Community. Chicago 1963.

[19] Vgl. Ernst Schulin (Hg.): Universalgeschichte. Köln 1974.

[20] Hans Medick: „Missionare im Ruderboot"?. Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: GG 10 (1984) 3, S. 295–319.

[21] Dies lässt sich auch für die sogenannte dritte Generation der *Annales*-Schule konstatieren, wie sich leicht an den Überblicksdarstellungen nachvollziehen lässt, z. B. Peter Burke: The French Historical Revolution. The Annales School, 1929–89. Stanford 1990. Vgl. auch Matthias Middell: French Historical Writing. In: Daniel Woolf (Hg.): Oxford History of Historiography. Bd. 5: Historiography after 1945. Oxford, S. 266–290.

[22] Vgl. Katja Naumann: Laboratorien der Weltgeschichtsschreibung. Lehre und Forschung an den Universitäten Chicago, Columbia und Harvard 1918 bis 1968. Göttingen 2018; Anne Kwaschik: Der Griff nach dem Weltwissen. Zur Genealogie von Area Studies im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen 2018.

dauern einer marxistischen Debatte zur Weltgeschichte im unübersehbar zerfallenden Ostblock.[23]

Die Zäsur der 1970er- und 1980er-Jahre führte indes nicht nur zur Renationalisierung (oder zur Hinwendung zu subnationalen Untersuchungseinheiten) und zu einem Interesse an der Kulturgeschichte, sondern verschaffte auch der Historiografiegeschichte einen Aufschwung. Die Selbstbeobachtung der Historiker erlebte einen gehörigen Professionalisierungsschub und verwandelte sich in ein relativ eigenständiges Subfeld der Geschichtswissenschaft, in dem man promovieren, sich habilitieren und Karriere machen konnte (und kann), wie es vielleicht prototypisch Georg G. Iggers vorgeführt hat, der nicht zufällig einer der bekanntesten Vertreter dieser neuen Tendenz wurde.[24]

Während die Revolutionen des Jahres 1989 die realsozialistischen Regime hinwegfegten und die vielen Spielarten des Marxismus in eine tiefe Legitimationskrise gerieten, erlebte das Interesse an Weltgeschichte eine völlig neue Konjunktur.[25] Die Lust an Großerzählungen kam paradoxerweise gerade in jenem Moment zurück, als eines dieser Narrative politisch abdankte. Ein liberaler Triumphalismus, der das Ende der Geschichte herbeiträumte,[26] ließ erkennen, dass ja keineswegs alle Geschichtserzählungen blamiert waren. Aber die Sache erwies sich am Ende doch als komplizierter. Zum einen war relativ rasch absehbar, dass sich zwar Marktmechanismen ausdehnten und Einvernehmen über den Begriff einer neuen Weltordnung[27] herzustellen sei, aber damit weder Ausbeutung noch Konflikte aus der internationalen Arena verschwinden würden. Die reiches Echo provozierende

[23] Zur Gründungsgeschichte der WHA vgl. World History Association. About, https://www.thewha.org/about (letzter Zugriff am 10. 6. 2021); zu den Bemühungen um eine Weiterführung der Weltgeschichtstradition an der Leipziger Universität nach 1990 vgl. Matthias Middell: Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte 1890–1990. Bd. 3. Leipzig 2005, S. 1044–1054.

[24] Zu dessen Lebensweg vgl. Wilma Iggers: Georg G. Iggers. Zwei Seiten einer Geschichte. Lebensbericht aus unruhigen Zeiten. Göttingen 2002; Andreas W. Daum: Georg G. Iggers (1926–2017). In: CEH 51 (2018) 3, S. 335–353; Remembering Georg G. Iggers (1926–2017) (= StorStor 73 (2018) 1); Matthias Middell: Georg G. Iggers and the Programme of a Critical History of Historiography. In: StorStor 75 (2019) 1, S. 47–57.

[25] Als frühen Beleg für dieses Interesse vgl. den Band von Ralph Buultjens/Bruce Mazlish (Hg.): Conceptualizing Global History. Boulder 1993, der eine Tagung zusammenfasst, die schon 1989 im italienischen Bellagio stattgefunden hatte, und den noch ungewohnten Neologismus *global history* propagierte.

[26] Vgl. Francis Fukuyama: The End of History?. In: The National Interest 16 (1989), S. 3–18.

[27] Verwiesen sei auf die bemerkenswerte Koinzidenz in der Wortwahl des sowjetischen Staatschefs Michail Gorbatschow in seiner Adresse an die 43. UN-Vollversammlung am 7. 12. 1988 (https://digitalarchive.wilsoncenter.org/document/%20116224%20.pdf, letzter Zugriff am 10. 6. 2021) und des US-amerikanischen Präsidenten George Bush in seiner Rede zur Lage der Nation am 31. 1. 1990 (https://www.presidency.ucsb.edu/documents/address-before-joint-session-the-congress-the-state-the-union-2, letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Allerdings verbargen sich völlig unterschiedliche Konzepte hinter der Begrifflichkeit. Vgl. Ulf Engel/Matthias Middell: Global Cities, New Regionalisms, Decline and Re-Emergence of the Nation State, Empire, G 20 or Global Governance – Is there a Point of Convergence in the Debate on Changing World Orders?. In: dies. (Hg.): World Orders Revisited. Leipzig 2010, S. 7–15.

Widerrede zu Fukuyamas aufpoliertem Hegelianismus formulierte Samuel P. Huntington mit seiner Voraussage künftiger Kulturkämpfe.[28] Damit lagen die beiden Elemente einer dialektischen Erzählung früh auf dem Tisch: Die Chance auf einen raschen Ausbau der globalen Verflechtungen und Marktlogiken gehe einher mit dem Streben nach möglichst großer Souveränität bei der Bestimmung der Bedingungen, unter denen diese Verflechtungen eingegangen werden. An die Stelle nationaler und sozialer Kriterien für die Bildung von Gemeinschaften, die eine solche Souveränität verteidigten, würden – so die Erwartung – nun vor allem kulturell geprägte Gemeinschaften mit der Mobilisierungskraft ihrer Identitätspolitiken treten. Dieses im politischen Raum Geltung gewinnende Narrativ traf auf eine Historikerschaft, die in ihren Theoriedebatten, Disziplinpolitiken und bei der praktischen Erschließung neuer Forschungsfelder ebenfalls aushandelte, ob sie zu naiven Teleologien (des Nationalen, des Ethnischen, des Großregionalen, der Weltgesellschaft) zurückkehren oder die Lektion aus dem Jahrzehnt der postmodernen Herausforderung verarbeiten sollte.

Nicht zufällig tauchte neben den bis dahin gebräuchlichen Begriffen „Universal-“ und „Weltgeschichte“ mit der „Globalgeschichte“ ein neues Label auf, das signalisieren sollte, dass eine neue Art, die Einheit der Welt historisch zu fassen, die Bühne betrete. Als innovativ wurde zum einen die Allianz mit den *area studies*, aus deren Regionalexpertise viele Vertreter der Globalgeschichte ihre Zugänge ableiteten und durch die sie gleichzeitig beanspruchten, den tradierten Eurozentrismus zu überwinden, zum anderen die Konzentration auf die Verflochtenheit der Welt hervorgehoben. Letzteres brachte zwei wesentliche methodische Neuerungen: die Kritik am „Container-Denken“ des methodologischen Nationalismus, der die Welt in territoriale Einheiten untergliedert und diese dann vergleicht, damit aber die grundsätzliche (grenzüberschreitende) Verflochtenheit dieser Einheiten unterschätzt, sowie die Kritik am Diffusionismus, der die Qualität einer Verflechtung primär aus der Stärke des abgegebenen Impulses, nicht aus der Größe der Bereitschaft, sich dem Fremden zu öffnen und sich dessen Innovationen anzueignen, herleitet.

Darüber hinaus bot diese neue Art, Geschichte zu konzipieren, eine Historisierung der in den 1990er-Jahren zur vorherrschenden Zeitdiagnose aufsteigenden Globalisierung an, die zu der Frage führte, wann eigentlich die Gegenwart begonnen habe. Diese Frage spaltete wiederum die Globalhistoriker tief, da sie zwar einerseits einig darüber waren, dass die aktuelle Globalisierung eine Geschichte habe, sich andererseits aber verschiedenen Lagern zuordneten, wie weit diese Geschichte zurückreiche und ob es in dieser Geschichte qualitative Umbrüche gegeben habe, die eine neuere Phase von einer oder mehreren älteren Phasen abgrenzen würden. Mit einem solchen Vogelblick ließ sich die Verflechtungsgeschichte des *human web* bis zu den Stadtstaaten des alten Mesopotamiens zurückverfolgen, wie es John Robert und William Hardy McNeill

[28] Vgl. Samuel P. Huntington: The Clash of Civilizations?. In: Foreign Affairs 72 (1993) 3, S. 22–49.

taten.[29] Dies entsprach einer breiteren – vor allem in den USA existierenden – Tendenz, kulturelle Begegnungen als Signatur aller Weltgeschichte zu betonen[30] und damit dem amerikanischen Exzeptionalismus in der Schul- und Hochschulausbildung entgegenzutreten.[31] Aus einer Weltsystem-Perspektive wurde mit dem (erneuten) Aufstieg Chinas zwar die Starrheit einer angeblich seit 1450 unverändert fortbestehenden Teilung der Welt in Zentrum und Peripherie prekär,[32] aber das entsprechende Denkmodell ließ sich in Richtung einer Entdeckung weiterer („präatlantischer") Weltsysteme flexibilisieren, nach Ostasien ausweiten[33] und damit auch für „post-eurozentrische" Weltsysteme öffnen.[34] Dem stand und steht die Idee einer *new global history* gegenüber, die den Einsatz der Atomwaffen am Ende des Zweiten Weltkriegs und die erwachende Kritik an Umweltschäden als Indikatoren für den Eintritt der Menschheit in eine neue Phase der Weltgeschichte betrachtet, in der sich erst ein globales Bewusstsein (für die Fragilität der *human condition*) herausgebildet habe.[35]

Zählt man die Publikationen und die jeweils zu einem Jahrhundert arbeitenden Historiker, dann gilt die Hauptaufmerksamkeit der Globalgeschichtsschreibung dem (mehr oder minder lang bemessenen) 19. Jahrhundert als Epoche einer „Verwandlung der Welt"[36] beziehungsweise der „Geburt der modernen Welt".[37] Die dramatischen Veränderungen, die unter diesen Überschriften gründlich erforscht und erzählt werden, betreffen die Herausbildung von Weltmärkten[38] aufgrund der wachsenden Zirkulation von Waren und Kapital infolge einer Transport- und Kommunikationsrevolution[39] ebenso wie die Formierung neuer Gesellschafts-

[29] Vgl. John Robert McNeill/William Hardy McNeill: The Human Web. A Bird's-Eye View of World History. New York 2003.
[30] Vgl. Jerry H. Bentley: Old World Encounters. Cross-Cultural Contacts and Exchanges in Pre-Modern Times. New York 1993.
[31] Vgl. ders.: Myths, Wagers, and Some Moral Implications of World History. In: JWH 16 (2006) 1, S. 51–82; Michael Geyer: World History and General Education. How to Bring the World into the Classroom. In: Hanna Schissler/Yasemin Nuhoğlu Soysal (Hg.): The Nation, Europe, and the World. Textbooks and Curricula in Transition. New York 2005, S. 193–210.
[32] Vgl. Immanuel Wallerstein: The Modern World-System I. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century. New York/London 1974; ders.: The Modern World-System II. Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600–1750. New York u. a. 1980; ders.: The Modern World-System III. The Second Era of Great Expansion of the Capitalist World-Economy, 1730–1840s. San Diego u. a. 1989; ders.: The Modern World-System IV. Centrist Liberalism Triumphant, 1789–1914. Berkeley 2011.
[33] Vgl. Andre Gunder Frank: ReORIENT. Global Economy in the Asian Age. Berkeley 1998.
[34] Vgl. Immanuel Wallerstein: Wegbeschreibung der Analyse von Weltsystemen, oder: Wie vermeidet man, eine Theorie zu werden?. In: ZfW 2 (2001) 2, S. 9–31.
[35] Vgl. Bruce Mazlish: The New Global History. New York 2006.
[36] Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009.
[37] Christopher A. Bayly: The Birth of the Modern World, 1780–1914. Global Connections and Comparisons. Malden 2004.
[38] Vgl. Kevin H. O'Rourke/Jeffrey G. Williamson: When Did Globalisation Begin?. In: EREH 6 (2002), S. 23–50.
[39] Vgl. Roland Wenzlhuemer: Connecting the Nineteenth-Century World. The Telegraph and Globalization. Cambridge/New York 2013.

und Regierungsformen (allen voran des Nationalstaates, der bald in den wohlhabenderen Zentren zu einem auf breitere Partizipation ausgerichteten Wohlfahrtsstaat erweitert wurde, der möglicherweise nicht ohne imperialistische Expansion zu haben war). Doch neben solchen strukturellen Veränderungen bleiben auch die vielfältigen neuen Weltwahrnehmungen und die damit einhergehenden kulturellen Verflechtungen nicht unbemerkt, die sich interessanterweise bereits im Kontext der tiefen Krise der imperialen Ancien Régimes ab circa 1770 beobachten lassen.[40]

Aus der Höhe solcher Satellitenfotografie ergibt sich aus dem Bemühen vieler Hundert Globalhistoriker ein scheinbar einheitliches Narrativ, das man in unterschiedlicher Granulierung beschreiben kann. Forschungsberichte und programmatische Aufsätze funktionieren nach diesem Prinzip und sind zu einem wichtigen Genre der Historiografiegeschichte geworden,[41] auch wenn sie zunächst für einen anderen Zweck verfasst wurden. Die individuelle Leistung einzelner Spezialisten wird zwar durchaus gewürdigt, aber sie erscheinen doch als Teilnehmer an dem kollektiven Unternehmen, Weltgeschichte gewissermaßen gemeinsam zu erzählen. In diesem Modus wird reflektiert, dass sich Erzählmuster erst in einem längeren Prozess etablieren, in dem einzelne Bausteine auf ihre Passfähigkeit zu den bereits bestehenden Narrativen geprüft werden. Viele Arbeiten beschränken sich in der Tat darauf, neue empirische Belege für die gewohnten Erzählungen bereitzustellen und gegebenenfalls Nuancierungen einzufügen, die die Erzählung stabilisieren. Dem stehen Beiträge gegenüber, die in grundsätzlicherer revisionistischer Absicht geschrieben sind. Das heißt aber nicht, dass sie sich unbedingt durchsetzen. Dabei kann man weiter differenzieren zwischen jenen, die (zunächst) kein Gehör finden, aber auch nicht fundamental zurückgewiesen werden, und jenen, die im Zuge von Rezensionen und kritischen Begutachtungen (öffentlich auf Tagungen oder halböffentlich im Zuge von Anträgen auf Forschungsmittel) erheblich in Zweifel geraten oder sogar explizit widerlegt werden. Warum welcher Revisionsvorschlag welches Schicksal erfährt, ist nicht einfach zu erklären.

Illustrieren lässt sich dies am Beispiel des klassischen „Sklavenhandelsdreiecks", das fast zu einer Ikone der Geschichtsdarstellungen geworden ist. In seiner ur-

[40] Vgl. David Armitage/Sanjay Subrahmanyam (Hg.): The Age of Revolutions in Global Context, c. 1760–1840. Basingstoke/New York 2010; Alan Forrest/Matthias Middell (Hg.): The Routledge Companion to the French Revolution in World History. London 2015.

[41] Als ein prominentes Beispiel sei auf den Eröffnungsaufsatz von Patrick K. O'Brien für das 2006 neu begründete „Journal of Global History" verwiesen: Patrick K. O'Brien: Historiographical Traditions and Modern Imperatives for the Restoration of Global History. In: JGH 1 (2006), S. 3–39. Aber selbstverständlich ist das Genre nicht auf diesen Fall beschränkt, wie allein schon die Bemühungen des gleichen Verfassers um die Forschungsgeschichte der Debatte über die *great divergence* belegen; vgl. ders.: Ten Years of Debate on the Origins of the Great Divergence between the Economies of Europe and China during the Era of Mercantilism and Industrialization. In: Reviews in History, 30. 11. 2010, http://www.history.ac.uk/reviews/review/1008 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021); ders.: Coping with Accelerated Population Growth during the Centuries of Divergence. The Economies of Imperial China and Western Europe from the Demise of the Ming, 1618–44, to the Industrialization of Western Europe. Debating the Great Divergence. London 2020.

sprünglichen Ausrichtung sollte es – in ganz und gar eurozentrischer Manier – die Expansion der Europäer in Richtung Atlantik zeigen, die sich gewaltsam der Körper afrikanischer Menschen bemächtigten, diese nach Amerika transportierten, um dort eine auf Sklavenarbeit beruhende Plantagenökonomie aufzubauen, aus der sie Ressourcen bezogen, die den Konsum in Europa ankurbelten und Kapital für die bald startende (Proto-)Industrialisierung bereitstellten. Die Tatsache, dass der Handel mit Sklaven ein zutiefst unmenschlicher Akt war, der gegen die Vorstellung einer grundsätzlichen Gleichheit der Menschen überall auf der Erde verstieß, hat viele Debatten über Ungleichheit und Emanzipation befeuert. Indem das Narrativ vom „Sklavenhandelsdreieck" der Geschichtswissenschaft lange Zeit als Grundlage zur Erklärung verhinderter Entwicklungschancen Afrikas diente, verstärkte es im Umkehrschluss einen Eurozentrismus, der im Laufe der Zeit immer weniger den Befunden der empirischen Forschung standhielt. Denn einerseits bildete das „Sklavenhandelsdreieck" die eigentliche Antriebskraft des Vorgangs – die ostasiatische Nachfrage nach südamerikanischem Silber – nicht ab, andererseits gab es keine Antwort auf die Frage, ob nicht vielleicht auch Afrikaner, die andere Bewohner ihres Kontinents versklavten und verkauften, über ein beträchtliches Maß an *agency* verfügten – über Handlungsmacht, die es ihnen gestattete, ihre Souveränität zu verteidigen und Afrika bis in das späte 19. Jahrhundert hinein von direkter Besetzung weitgehend freizuhalten. Es brauchte eine geraume Zeit, um dieser in vielerlei Hinsicht irritierenden Neuinterpretation Geltung zu verschaffen, nicht zuletzt, weil die Gefahr einer Verwechslung mit älteren Mustern der Kolonialapologetik erst gebannt werden musste.[42] Afrikanische Historiker wie Ibrahima Thioub haben dem mit ihren Lokal- und Regionalstudien eine wichtige Basis verschafft und verhindert, dass die geschichtswissenschaftliche Kontroverse zu einer geschichtspolitischen Kampfkonstellation wurde.[43]

Betrachtet man die sich immer weiter ausdifferenzierende Historiografiegeschichtsschreibung, so stehen ihr im Grundsatz drei Verfahren zur Verfügung, um das Erzählen von Weltgeschichte zu rekonstruieren:

Das erste Verfahren erscheint in methodischer Hinsicht am einfachsten und erfreut sich in Form der Intellektuellenbiografie ungebrochener Beliebtheit. Hierbei werden die Erzählweisen eines einzelnen (zumeist prominenten) Historikers und die von ihm genutzten narrativen Komponenten rekonstruiert. Diese Methode hat Hayden White seiner Analyse von Tropen in der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts zugrunde gelegt und dann geprüft, welche der individuell nachweisbaren Erzählmuster sich auch bei anderen Autoren finden lassen.

[42] Vgl. Olivier Pétré-Grenouilleau: Les traites négrières. Essai d'histoire globale. Paris 2004.

[43] Vgl. Giacomo Maihofer: Wie afrikanische Eliten mit kolonialen Regimen zusammenarbeiteten. Nicht nur Opfer der Sklaverei. Der senegalesische Historiker Ibrahima Thioub erklärt in Berlin, warum westafrikanische Gesellschaften auch Täter waren. In: Der Tagesspiegel, 2. 10. 2019, https://www.tagesspiegel.de/wissen/historikerstreit-um-sklaverei-wie-afrikanische-eliten-mit-kolonialen-regimen-zusammenarbeiteten/25079674.html (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

Das zweite Verfahren folgt dem Muster „Zeitgeschichte als Streitgeschichte“[44] und orientiert sich an den kontroversen Punkten in bestehenden Erzählungen. Es entsteht damit eine Art Innovationsgeschichte, die die Kämpfe um die Veränderungen etablierter Narrative beschreibt und dabei entweder die Debatten oder die sich letztlich durchsetzende Version in den Mittelpunkt rückt. Für die jüngere Weltgeschichte ist eine ganze Reihe solcher Kontroversen auszumachen. Die bekannteste ist vielleicht die um die *great divergence* – ein Streit, der vor allem unter Wirtschafts- und Sozialhistorikern ausgefochten wird und sich um die Frage eines (vermeintlichen) Exzeptionalismus Europas beim Durchbruch zur Moderne, zum industriell basierten Kapitalismus und zur Überwindung der malthusianischen demografischen Falle, dreht.[45] Aber auch Fragen wie die, ob aus der imperialen Vergangenheit etwa Großbritanniens etwas für gegenwärtige Weltordnungsentwürfe zu lernen sei,[46] oder die, ob der Imperialismus der Vergangenheit angesichts seiner Kosten an Ausbeutung, Konflikthaftigkeit und Unterdrückung sowie der breiten Widerstandsbewegungen, auf die er getroffen ist, jeglichen Versuch einer Rückkehr zu solchen Mustern diskreditiert habe,[47] bewegen nicht nur Fachhistoriker, sondern auch eine politisierte Öffentlichkeit. Dagegen ist der Bezug zu gesellschaftlichen Debatten bei der Diskussion über das Verhältnis von Mikrogeschichten und Makroerklärungen in der neueren Globalgeschichte vielleicht weniger offensichtlich.[48] Aber auch diese Kontroverse enthält letztlich einen hochbrisanten Kern, nämlich die Frage nach der strukturellen Allmächtigkeit von Großprozessen (wie „der Globalisierung“) und die nach der Handlungsmacht des Einzelnen. Die Liste solcher Kontroversen ließe sich fast endlos fortsetzen – als Beispiele seien hier nur genannt: das Verhältnis von Eurozentrismus und Postkolonialismus, die Betonung von Entgrenzungsprozessen und die Aufmerksamkeit für Neuverräumlichungen. Die Zahl der Debatten verweist mindestens auf zwei Aspekte, nämlich auf die Vielfalt der Felder, auf denen gegenwärtig Innovationsversuche unternommen werden, und auf die gesellschaftliche Relevanz der Beschäftigung mit Globalgeschichte für das Verständnis aktueller Prozesse, denn keine dieser Debatten kommt ohne eine solche Inspiration aus Gegenwartsbeobachtungen aus.

Das dritte Verfahren betrachtet die Gesamtheit der Veröffentlichungen zu einem Gegenstand als einen kollektiven Diskurs. Insbesondere für die Vermittlung der Forschungserträge an die breitere, nicht fachlich vorgeprägte Öffentlichkeit –

[44] Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große-Kracht (Hg.): Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945. München 2003.

[45] Vgl. O’Brien: Population Growth (wie Anm. 41); Matthias Middell/Philipp Robinson Rössner: The Great Divergence Debate. In: Comparativ 26 (2016) 3, S. 7–24.

[46] Vgl. Niall Ferguson: Empire. The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power. New York 2002.

[47] Vgl. Priyamvada Gopal: Insurgent Empire. Anticolonial Resistance and British Dissent. London/New York 2019.

[48] Vgl. Stefanie Gänger: Mikrogeschichten des Globalen. Chinarinde, der Andenraum und die Welt während der „globalen Sattelzeit“ (1770–1830). In: Boris Barth/dies./Niels P. Petersson (Hg.): Globalgeschichten. Bestandsaufnahmen und Perspektiven. Frankfurt a. M./New York 2014, S. 19–40.

sei sie nicht-akademisch, studentisch oder aus anderen Fächern stammend – bietet sich diese Konstruktion eines kollektiven Erzählgestus an. Die Rede ist dann von „der Globalgeschichte", die bestimmte Fragen in einer bestimmten Weise behandle. So problematisch diese Erfindung eines Erzählkollektivs auch ist, lässt sich doch der Bedarf an diesem Verfahren nicht von der Hand weisen. Er manifestiert sich in universitären Einführungsveranstaltungen ebenso wie in interdisziplinären Zusammenhängen und im Wissenstransfer jenseits der oft beschworenen Elfenbeinturmmauern.

Allerdings ergibt sich gerade für das dritte Verfahren eine besondere Schwierigkeit aus der Tatsache, dass Geschichte eben kein Proprium der Historikerschaft ist, sondern gesellschaftlich breit erörtert wird und auch in vielen anderen Fächern historisch arbeitende Wissenschaftler tätig sind. Vielleicht ist die Annahme nicht einmal völlig falsch, dass deren Einfluss auf die Geschichtskultur und -politik einzelner Gesellschaften sogar dominant ist oder diesem – jedenfalls zuweilen – eine Initiativrolle zukommt.

Ein Hybrid aus dem zuerst und zuletzt genannten Verfahren soll im Folgenden genutzt werden, um der Frage näherzukommen, wie Weltgeschichte aktuell erzählt wird. Anstatt das Werk eines einzelnen Historikers herauszugreifen, soll hier eine (allerdings doch genau umrissene) Gruppe von Autoren, die gemeinsam eine Weltgeschichte von unbestreitbarer akademischer Autorität geschrieben hat, im Mittelpunkt des Interesses stehen. Es handelt sich dabei um die Verfasser der „Cambridge World History", die im Jahr 2015 in insgesamt neun Büchern erschienen ist. Man mag zwar darüber streiten, ob sie von allen Rezipienten als Ausweis des aktuellen State of the Art akzeptiert wird – gerade Weltgeschichten sind in hohem Maße perspektivenabhängig und können kaum dem Anspruch auf Berücksichtigung jeglicher Sichtweise genügen.[49] Unleugbar besitzt das Werk aber eine hohe Reputation im Feld, nicht zuletzt weil es auf eine lange Tradition zurückverweist, denn es ist nicht die erste weltgeschichtliche Synthese, bei der die *Cambridge University Press* auf einen illustren Autorenkreis zurückgegriffen hat.[50] Allerdings

[49] Eine bemerkenswerte Klage über die fatalen Folgen dieser fehlgeleiteten Erwartungen formulierte Louis Gottschalk bereits 1968 im Rückblick auf seine Erfahrungen mit dem Revisionsbedürfnis zahlloser Historiker aus aller Welt gegenüber der UNESCO-„History of Mankind"; vgl. Louis Gottschalk: Writing World History. In: The History Teacher 2 (1968) 1, S. 17–23, hier: S. 18.

[50] Zur Vorläuferkonstellation mit Lord Acton, der sich dem Anspruch einer *universal history* entzog und die Begrenzung auf die letzten fünf Jahrhunderte durchsetzte, vgl.: Chadwick Owen: Professor Lord Acton. The Regius Chair of Modern History at Cambridge, 1895–1902. Grand Rapids 1995, S. 26–30; Josef L. Altholz: Lord Acton and the Plan of the Cambridge Modern History. In: HistJ 39 (1996), 3, S. 723–736; Matthias Middell: Weltgeschichtsschreibung zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg in der europäischen Historiographie. In: Periplus 18 (2008), S. 95–126. Obwohl nach 1945 zunächst eher ungnädig beurteilt, wurde Actons „Cambridge Modern History" in der Einleitung zum Nachfolgewerk vom Herausgeber schließlich doch als höchst einflussreiches Narrativ gelobt: „It was the most influential survey in the English language of the history of the five previous centuries as they appeared to the scholars of that time." George N. Clark: General Introduction. History and the Modern Historian. In: George R. Potter/Denys Hay: The New Cambridge Modern History. Bd. 1: The Renaissance, 1493–1520. Cambridge 1957, S. XVII–XXXVI, hier: S. XVII.

fällt auf, dass im Titel des 2015 vorgelegten Opus erstmals von „Weltgeschichte" anstelle von „Moderner Geschichte" oder von „Geschichte" ganz allgemein die Rede ist – offensichtlich, weil sich Begleitpublikationen wie die „Weltgeschichte der Sklaverei", die „Weltgeschichte der Gewalt" und die „Weltgeschichte des Essens" als marktfähig erwiesen haben.[51]

Eine neue Weltgeschichte aus vielen Federn: Die „Cambridge World History"

Mit über 200 Beiträgern bieten die Bände der „Cambridge World History" (CWH) einen beeindruckenden Querschnitt durch die aktuelle Forschung auf dem Gebiet der Weltgeschichte, weshalb es interessant sein dürfte, die Konstruktionsprinzipien des darin verfolgten Narrativs näher zu betrachten. Selbstverständlich ist die Autorität über die Struktur der Erzählung hierarchisch verteilt. Die Gesamtherausgeberin, Merry E. Wiesner-Hanks, vertrat die CWH als Ganzes.[52] Ihr stand ein 17-köpfiges *editorial board*, aus dem auch die Bandherausgeber rekrutiert wurden, zur Seite. Da die Gliederung in eine Bandstruktur sowohl Grundsatzentscheidungen über die Periodisierung mit sich bringt als auch die Proportionen zwischen den zu berücksichtigenden Themen determiniert, kann man von einer engen Interaktion zwischen Gesamtherausgeberin und Herausgebergremium ausgehen.

Schaut man sich die Bandstruktur an, fällt zunächst die Entscheidung für eine weitgefasste Chronologie auf, die die Zusammenarbeit zwischen Historikern und Archäologen ebenso wie die Einbeziehung von Anthropologen zwingend erforderlich werden ließ. Obwohl das Vorwort mit dem kritischen Hinweis auf die Tradition der „Cambridge Histories" beginnt, die als die „largest and most comprehensive" Werke in englischer Sprache ihrer jeweiligen Zeit angekündigt worden seien und sich zuweilen sogar zum Versprechen, „every major theme" abzubilden, hätten hinreißen lassen, wird für das aktuelle Werk der Anspruch „comprehensive but not exhaustive" vertreten.[53] Damit schließt das Projekt zunächst eher an das Konzept der nordamerikanischen *world history* an, das nicht unwesentlich von den Bemühungen um eine Reform der Ausbildung der *undergraduates* an den Colleges inspiriert ist. Sieht man auf die Zusammensetzung des Herausgeberkreises, ist diese Entscheidung wenig überraschend: Elf der achtzehn Herausgeber arbeiten an nordamerikanischen Universitäten, zwei an australi-

[51] Die Zahl der *world histories* im Verlagskatalog der *Cambrige University Press* nimmt stetig zu; vgl. Cambridge University Press (Hg.): Catalogue 2020. History, 2. 10. 2019, https://issuu.com/academicpublishing/docs/history_2020_catalogue-web (letzter Zugriff am 17. 8. 2020).

[52] Vgl. neben Clark: General Introduction (wie Anm. 50) auch Wiesner-Hanks' Kurzpräsentation auf Youtube: Merry Wiesner-Hanks Introduces the Cambridge World History, https://www.youtube.com/watch?v=NVLUwLxiTOo (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[53] Merry E. Weisner-Hanks: Preface. In: David Christian (Hg.): The Cambridge World History. Bd. 1: Introducing World History, to 10000 BCE. Cambridge 2015, S. XV–XX, hier: S. XV.

schen, einer in Großbritannien, einer in Israel, einer in Japan, einer in Jamaika und einer in den Niederlanden.

Die Dominanz der an US-amerikanischen Universitäten Lehrenden setzt sich in der Zusammensetzung der Autorenschaft ungebrochen fort, was auch nicht besonders verwundert, wenn man sich die Rolle des Herausgeberkreises und der Bandverantwortlichen bei der Rekrutierung der Verfasser einzelner Artikel vergegenwärtigt. Die Herausgeber der CWH-Einzelbände kommen aus lediglich fünf unterschiedlichen Ländern (USA, Großbritannien, Australien, Israel und in einem Fall bringt eine zeitweilige Doppelassoziation mit dem französischen *Collège de France* etwas mehr Farbe in die Komposition). Die Autoren stammen dagegen aus immerhin 19 verschiedenen Ländern. Jedoch ist auch hier die ganz überwiegende Mehrheit an US-Einrichtungen tätig. Legitimiert wird diese Dominanz von der Gesamtherausgeberin mit dem Befund, dass „contemporary world and global history is overwhelmingly Anglophone, and, given the scholarly diaspora, disproportionally institutionally situated in the United States and the United Kingdom".[54] Ob dies zutrifft oder nicht, ist Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.[55] Vor allem aber stößt sich eine solche Einschätzung an der im selben Band vertretenen These, wonach Weltgeschichte letztlich überall, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise betrieben würde, weil sie eine Notwendigkeit für die Orientierung von Gesellschaften in ihrer breiteren Umgebung darstelle.[56] Nachdem man zunächst die heftige Abgrenzung zu früheren „Cambridge Histories", die sehr deutlich des Eurozentrismus geziehen werden,[57] gelesen und daher von dem neuen Projekt eine möglichst multizentrische (vielleicht sogar „globale") Anlage erwartet hat, wird man von solch normativen Annahmen darüber, wer die „eigentliche" *world* oder *global history* repräsentiere, überrascht. Auf jeden Fall beruht offensichtlich die Auswahl derer, die das Narrativ in seinen vielen Kapiteln verantworten, nicht lediglich auf pragmatischen Gründen, sondern auf der Vermutung einer wie auch immer entstandenen Konzentration von Kompetenz für weltgeschichtliches Erzählen in einem nationalen Wissenschaftssystem. Damit wird zugleich ein naiver Multiperspektivismus abgelehnt, wie er den Herausgebern der UNESCO-„History of Mankind" unterlaufen war und später, als sich die verschiedenen Nationalismen als inkompatibel erwiesen hatten, nur schwer gebändigt werden konnte.

[54] Ebd., S. XIX.

[55] Belege für eine zeitweise quantitative Dominanz präsentiert Dominic Sachsenmaier: Global Perspectives on Global History. Theories and Approaches in a Connected World. Cambridge/New York 2011. Allerdings hat er bei seinen Erhebungen das nordamerikanische Modell einer relativ schwachen Institutionalisierung der *area studies* zugrunde gelegt, deren Vertreter in den 1990er-Jahren häufig aus temporär finanzierten Zentren unter das mehr Sicherheit verheißende Dach historischer Institute gewechselt sind. Beachtet man die wissenschaftsgeschichtlich ganz anders gelagerte Entwicklung etwa der europäischen Regionalwissenschaften, kommt man zu deutlich abweichenden Befunden.

[56] Vgl. Marnie Hughes-Warrington: Writing World History. In: Christian (Hg.): Cambridge World History (wie Anm. 53), S. 41–55, hier: S. 41–53.

[57] Vgl. Weisner-Hanks: Preface (wie Anm. 53), S. XIX.

Nun ist es zweifellos nicht so, dass die geografische Herkunft oder die Übernahme einer Stelle an einer akademischen Einrichtung unbedingt einen determinierenden Einfluss auf das Verhältnis zu den verschiedenen Zentrismen (unter denen der Eurozentrismus ja nur einer ist) hat. Man muss sich auch nicht der Vorstellung anschließen, dass die Mischung der Autorenschaft bereits eine ausreichende Immunisierung gegen die Gefahr des Eurozentrismus biete. Das Problem in der CWH scheint vielmehr darin zu bestehen, dass eine anti-eurozentrische Programmatik an unzähligen Stellen zwar formuliert wird, Strategien zu deren Umsetzung allerdings nirgendwo systematisch reflektiert werden.

Das eine Argument ist institutionell: Die nordamerikanische *world history*-Bewegung repräsentiere einen Neuanfang der Weltgeschichtsschreibung und eine klare Abkehr von deren europäischen Vorläufern, heißen sie Hegel, Marx oder Weber. Es wird allerdings nicht klar, welche theoretischen Wurzeln an deren Stelle treten sollen oder ob sich aus diesem Argument eine Theorieabstinenz ergibt.

Das zweite Argument manifestiert sich auf sehr überzeugende Weise in der Praxis der verschiedenen Bände, nach synthetisierenden Beiträgen die gesamte Breite der regionalwissenschaftlichen Expertise in Kapiteln zu verschiedenen Weltregionen zu präsentieren. Der CWH wird damit die Wissensordnung der *area studies* zugrunde gelegt, deren weltregionale Basiseinheiten allerdings ebenfalls historisch gebundene Konstrukte sind. Was aus dieser Perspektive einer Unterteilung der Welt in verschiedene Erfahrungswelten allerdings zu schlussfolgern sei, bleibt ebenfalls unausgesprochen. Denkbar wäre ein Konzept der *multiple modernities* ebenso wie die Idee einer schrittweisen Synchronisierung von vielen Weltgeschichten zu einer Globalgeschichte. Auf diese Frage bleibt man jedoch nach Lektüre der Einleitung des Gesamtwerks zunächst ohne Antwort und muss sich schließlich mit den verschiedenen Antworten in den einzelnen Bänden beziehungsweise sogar einzelnen Kapiteln begnügen. Die narrative Strategie, die daraus folgt, ist eine der Vielfalt der nebeneinanderliegenden losen Enden.

Wie Marnie Hughes-Warrington nachvollziehbar vermutet, sind Universalgeschichten die Primitivformen der Weltgeschichtsschreibung.[58] Die CWH gibt den Konsens vieler heutiger Historiker wieder, dass diese nicht mehr zeitgemäß seien, weil sie die vielfältigen historischen Erfahrungen in eine kohärente Erzählung zu zwingen versuchen. Ersetzt wurde dieses Modell durch eine gewaltige Mobilisierung des Wissens aus den *area studies* und von Wissenschaftlern aus allen Teilen der Welt. Im Ergebnis entsteht ein riesiges Panorama neuer empirischer Befunde, unter dem nicht nur universalhistorische Konzepte der Vergangenheit zusammenbrechen, sondern auch kohärente Erzählstrategien ganz offensichtlich obsolet werden, die aus dem Zeitalter der Professionalisierung (auch) der historischen Disziplinen stammen, das zugleich das Zeitalter einer sehr spezifischen Antwort auf die Herausforderung des Globalen war: nämlich Imperialismus und Nationalismus.

[58] Vgl. Hughes-Warrington: Writing (wie Anm. 56), S 47.

Die Zusammensetzung des Herausgeberkreises erweist sich indes nicht nur in Hinsicht auf die geografische Verortung als erstaunlich homogen: Vier Historikerinnen stehen vierzehn Historikern gegenüber, die Männer gehören zu den Geburtsjahrgängen 1938 bis 1961, die Frauen sind mit einer Ausnahme zwischen 1950 und 1953 geboren. Das Durchschnittsalter des Herausgebergremiums betrug 2015 knapp über 64 Jahre, wobei die Streuung bemerkenswert gering ist; die meisten Herausgeber befanden sich bei Erscheinen des Gesamtwerks in der ersten Hälfte ihres siebten Lebensjahrzehnts, standen also während des Produktionsprozesses der CWH in der Regel auf dem Höhepunkt ihrer akademischen Karrieren. Die Nähe zahlreicher, wenn auch beileibe nicht aller Herausgeber zu der 1982 gegründeten und seit 1990 mit eigener Zeitschrift auftretenden *World History Association* ist auffällig. Ihre Zentralfigur, der bis zu seinem Tod im Jahr 2012 an der *University of Hawaii* lehrende Jerry H. Bentley, hatte parallel zur Entstehung der CWH ein „Handbuch der Weltgeschichte" herausgegeben[59] und mit seinem Kollegen Herbert F. Ziegler zusammen ein weitverbreitetes Hochschullehrbuch verfasst,[60] während andere Mitherausgeber an dem ebenfalls weit über nordamerikanische Colleges hinaus genutzten Lehrbuch „Worlds Apart, Worlds Together" mitgewirkt hatten.[61] Die CWH konnte also an bereits erprobte narrative Muster anknüpfen und ergänzte diese punktuell durch den Einbezug von Ergebnissen der Debatte um die sogenannte *big history*, die sich vor allem mit dem Verhältnis von Erd- und Menschheitsgeschichte beschäftigt hatte, der *Californian School of Global History* mit ihrem Fokus auf dem Vergleich zwischen europäischen und asiatischen Entwicklungen sowie einer größeren Zahl von Erträgen aus den verschiedenen *area studies*. Bei der CWH handelt es sich also um ein umfangreiches Kollektivunternehmen, dessen Autorenschaft unerwartet homogen ist und dabei geprägt wurde von der organisatorischen und intellektuellen Konsolidierung der *world history*-Bewegung in den USA seit Anfang der 1980er-Jahre, die sich für die Durchsetzung eines neuen Geschichtsunterrichts an den Colleges und eines neuen Geschichtsbildes in universitärer Forschung und Lehre eingesetzt hatte.

Dieses Gesamtmotiv zeigt sich in den einzelnen Bänden dann verschiedentlich. So gibt David Christian im Anschluss an Massimo Livi-Baccis Schätzungen der Weltbevölkerung[62] eine sehr einprägsame Faustformel für die Gliederung in insgesamt sieben Bänden (davon zwei bestehend aus zwei Teilbänden) an: Trotz der riesigen Zeitspanne, die ein (wie auch immer kalkuliertes) Paläolithikum abdecke, hätten doch nur etwa 12 Prozent aller jemals lebenden modernen Menschen in dieser Periode gelebt, deshalb sei ihnen auch nur die zweite Hälfte des ersten CWH-Bandes gewidmet. Auf die Zeit zwischen dem Ende des Paläolithikums und 1750 entfielen dagegen 80 Prozent der Menschheit, weshalb sich diesem

[59] Jerry H. Bentley (Hg.): The Oxford Handbook of World History. Oxford/New York 2011.
[60] Ders./Herbert F. Ziegler: Traditions & Encounters. A Global Perspective on the Past. Boston 2000.
[61] Robert L. Tignor u. a. (Hg.): Worlds Together, Worlds Apart. A History of the World from the Beginnings of Humankind to the Present. 2 Bde. New York/London 2008.
[62] Vgl. Massimo Livi-Bacci: A Concise History of World Population. Oxford 1992.

Abschnitt der Geschichte insgesamt sechs CWH-Bände zuwendeten. Die zwei letzten Bände der Reihe behandelten schließlich die vergleichsweise wenigen Jahre seit 1750, in denen trotz rapide steigender Bevölkerungszahl lediglich circa 8 Prozent der Menschheit ihr Leben verbrachte.[63] Solch eine planetarische Perspektive auf die gesamte Gattung setzt den Ton in Band I für das Narrativ: Es geht darum, das Schicksal und die Erfahrungen der Menschheit in den Blick zu nehmen – dies allerdings nicht mehr in naiv positivistischer Aufzählung aller Geschichte im Rundgang durch die Weltregionen, sondern als problematisierte historische Konstruktion. David Christian verweist auf die Rolle des Klimawandels für den Ausgang der Menschheit aus ihrem Ursprungshabitat in Afrika und auf die Beherrschung des Feuers als ein maßgebliches Unterscheidungsmerkmal des modernen Menschen von seinen mehr oder minder nahen Verwandten. Migration wird zur zentralen Technik der nomadisch lebenden Menschen im Paläolithikum für die Entwicklung der faszinierenden Fähigkeit zur Anpassung an unterschiedliche Lebensumstände, die sich in ganz verschiedenen Dimensionen ihrer kulturellen Ausstattung (von der Sprache bis zum Werkzeuggebrauch und der Ausprägung spezifischer Sozialstrukturen) manifestierte. Da diese Migration asynchron verlief und stark von den jeweiligen Umweltbedingungen geprägt war, liegt als Erzählprinzip eine Aufsplitterung der Darstellung in verschiedene Regionalvarianten, die in der Einleitung auch *case studies* genannt werden, nahe. *Out of Africa* ist das große Motiv dieser Erzählung des ersten Bandes. Ein gemeinsamer Ursprung und gemeinsame Charakteristika des Menschen, die ihn von anderen Gattungen unterscheiden, sind die soliden Grundpfeiler, die die Einheit der Welt(-Geschichte) tragen.

Gleichzeitig ist den Herausgebern und Autoren aber bewusst, dass gerade ein solch eindeutiges Narrativ tiefe Zweifel und grundsätzliche Kritik auf sich zieht. Diesen zu begegnen verlangt mehr als eine regionale Nuancierung. Eine Weltgeschichte, die einfach nur den Erdball Epoche für Epoche abschreitet, war am Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgreich, würde jedoch den fachlichen Standards des 21. Jahrhunderts nicht mehr genügen. Wohl deshalb überrascht der erste Band der CWH damit, dass er sich je zur Hälfte der Historiografiegeschichte der Weltgeschichtsschreibung und der Frühgeschichte der Menschheit widmet. Der historiografiegeschichtliche Teil versucht gleich mehrfach, dem Vorwurf jedweden Zentrismus zu begegnen. Marnie Hughes-Warrington hatte schon 2010 in der „Encyclopedia of World History“ formuliert: „World History is, and probably will continue to be, characterised by multiplicity: first, in the use of data from different times and places; second, in the blending of many methods from a broad range of disciplines; third, in the diverse backgrounds and purposes of authors; and finally, in the mixture of narrative styles and organizational concepts.“[64] Die-

[63] Vgl. David Christian: Introduction and Overview. In: ders. (Hg.): Cambridge World History (wie Anm. 53), S. 1–38, hier: S. 23.

[64] Marnie Hughes-Warrington: World History, Writing of. In: William H. McNeill u. a. (Hg.): Encyclopedia of World History. Great Barrington ²2010, S. 2847–2856, hier: S. 2856; vgl. auch Hughes-Warrington: Writing (wie Anm. 56), S. 53.

ser Text wurde in die CWH aufgenommen und scheint deshalb durchaus die anderswo verborgene Programmatik des Projekts zu artikulieren. Die in dem Zitat anklingende Idee gehört inzwischen zu den Standards der Erzählung von Weltgeschichte. Vielstimmigkeit, überlappende Periodisierungen, Perspektivenwechsel sind die Leitworte einer solchen narrativen Technik.

Entsprechend diesem programmatischen Auftakt sind die Bände der CWH auch nur bedingt chronologisch konzipiert. Sie beanspruchen zwar jeweils einen epochalen Zusammenhang zu behandeln, tragen aber gleichzeitig der Tatsache Rechnung, dass dieser Zusammenhang in den verschiedenen Teilen der Welt eben nicht gleichzeitig zu beobachten ist. Nach dem Paläolithikum in Band I widmet sich der Folgeband der Neolithischen Revolution und der Herausbildung von Landwirtschaft sowie der damit einhergehenden Entfaltung der Wechselwirkung zwischen Sesshaftigkeit und Nomadismus. Der Band behandelt den Zeitraum von 12000 vor bis circa 500 nach Christus. Band III rückt dagegen die Entstehung von Städten mitsamt den neuen Techniken der Verwaltung und Information sowie die Bedeutung von Ritualen und von Machtausübung für den Zeitraum von 4000 vor bis 1200 nach Christus in den Mittelpunkt und bereitet damit den vierten Band vor, der sich den großen Reichen und Netzwerken zwischen 1200 vor und 900 nach Christus zuwendet. Auch Band V überschneidet sich im behandelten Zeitraum mit den Bänden zuvor, indem er die Ausdehnung der transregionalen Netze durch Austausch und Eroberung zwischen 500 vor und 1500 nach Christus präsentiert. Damit werden drei sich überlappende Prozesse in jeweils einzelnen Bänden vorgestellt. Dies unterscheidet die CWH von früheren Weltgeschichten, die versucht haben, diese Geschehen in eine eindeutige Chronologie zu zwingen und dabei notwendigerweise die Entwicklung in einer einzelnen Region gegenüber der zeitversetzten Beobachtung ähnlicher Vorgänge in anderen Regionen privilegiert haben. Indem sie für die Behandlung der einzelnen Weltregionen jeweils die prominenteste Expertise der (zumeist angelsächsischen) Welt aufbieten kann, zeigt sich die Stärke der CWH. Weltregionen werden dabei zwar nicht anachronistisch dem „myth of continents“[65] folgend konstruiert, ihre analytische Herleitung folgt aber nicht immer von den gleichen Kriterien. Manchmal ergibt sich eine Untersuchungsregion aus den Befunden vor allem der archäologischen (und nun auch vermehrt darauf aufbauend: der genetischen) Forschung, manchmal folgt deren Zuschnitt und Benennung einer akademischen Tradition, die an die früheren Staatsbildungen anschließt. Aber ungeachtet solcher Einzelfragen stellt sich bei der Lektüre der ersten Bände der CWH der Eindruck ein, dass die Welt zwar zuweilen durch verschiedene Bewegungen von Menschen, Waren und Viren (schwach) verbunden war, aber letztlich in ihre Teile zerfällt, in denen sich allerdings mit mehr oder minder Zeitverzug Ähnliches abspielt. Einem evolutionistischen Erzählstil, der das Früher oder Später ins Zentrum rückt, tritt hier jedoch die Bandstruktur entgegen, die die Ungleichzeitigkeit zu einem Binnenproblem

[65] Martin W. Lewis/Kären Wigen: The Myth of Continents. A Critique of Metageography. Berkeley 1997.

im einzelnen Band herunterstuft und stattdessen das gemeinsame Schicksal der Menschheit betont – ein Grundmotiv der nordamerikanischen *world history*-Bewegung.

Eine solche Perspektive rückt zwei Gesichtspunkte in den Vordergrund: Zum einen versucht sie um jeden Preis, dem Vorwurf eines Eurozentrismus zu entgehen, der wie ein Odium auf vielen älteren Traditionen der Weltgeschichtsschreibung liegt, die im ersten Band (quasi als Hintergrundfolie der neuen Weltgeschichte) präsentiert werden. Zum anderen liegt es in dieser Perspektive nahe, die Konvergenzen möglichst früh zu datieren, nachdem sich aus dem gemeinsamen Verlassen der afrikanischen Urheimat eine durch Umwelteinflüsse und die darauf reagierenden Anpassungsvorgänge determinierte Heterogenität der Lebensbedingungen und Lebensformen entwickelt hatte. Diesen Part der Erzählung macht vor allem David R. Northrup in seinem Beitrag „From Divergence to Convergence. Centrifugal and Centripetal Forces in History" zu Band I stark,[66] nachdem Michael Lang in einem unmittelbar davor platzierten Beitrag zum Umgang mit Periodisierung in der Weltgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts Skepsis gegenüber Universalien zum Ausdruck gebracht hat.[67] Anschließend entfaltet Northrup sein Plädoyer für eine etwa seit dem Jahr 1000 zu beobachtende Tendenz hin zu konvergierenden Entwicklungen, das sowohl den oft in eurozentrischen Narrativen betonten Einschnitt um 1500 als auch die alleinige Fokussierung auf das 19. Jahrhundert vermeidet.

Ein Blick auf die Organisation der letzten beiden Bände, die – in jeweils zwei Teilbänden publiziert – immerhin fast die Hälfte des Umfangs der CWH ausmachen, zeigt dann aber doch, dass auch diese Weltgeschichte nicht ohne „frühe Neuzeit" und „Neuzeit" auskommt. Während sich Band VI um die Konstruktion der globalen Welt zwischen 1400 und 1800 dreht, widmet sich Band VII dem Zusammenhang von „Production, Destruction, and Connection" seit 1750 in zwei Teilbänden, die einerseits Grenzziehungen und andererseits gemeinsame Transformationen erörtern.

Die jüngere Geschichte wird dabei – dem allgemeinen Muster der Bände folgend – zunächst in Überblicken präsentiert, denen detailliertere Problembeschreibungen angeschlossen werden. In Band VII.1 sind das zunächst Abschnitte über die Materialität der Weltgeschichte – erörtert werden der Eintritt in das Anthropozän sowie die wirtschaftliche Entwicklung auf dem Land und in der Industrie. Hierauf folgen Ausführungen zur Bevölkerungsentwicklung und zu den neuen Möglichkeiten, Pandemien einzuhegen. Der Abschnitt zur Politikgeschichte reicht von Nationalismus, Imperialismus und Dekolonisierung bis zu einem Kapitel, das Kommunismus und Faschismus gemeinsam als beinahe gleichzeitig auftretende und miteinander verbundene Bewegungen und Ideologien diskutiert.

[66] Vgl. David R. Northrup: From Divergence to Convergence. Centrifugal and Centripetal Forces in History. In: Christian (Hg.): Cambridge World History (wie Anm. 53), S. 110–131.
[67] Vgl. Michael Lang: Evolution, Knowledge, and Language. In: Christian (Hg.): Cambridge World History (wie Anm. 53), S. 84–109.

Daran anschließend wird in Kapiteln über einzelne Weltregionen (der Mittlere Osten, Ostasien, Lateinamerika, Afrika, die USA (sic!) und der Pazifik) detaillierter auf die Politikgeschichte eingegangen. Band VII.2 greift zunächst Themen der Sozialgeschichte (Migration, Urbanisierung, Familie, Sexualverhalten und Abolition) auf. Ob Sozialgeschichte in einer Weltgeschichte über die der national gerahmten Gesellschaften hinausgeht und inwieweit grenzüberschreitende soziale Formationen zu beobachten sind, wird in den Beiträgen jedoch nicht erörtert. Ein Abschnitt zur Kultur versammelt Konsum-, Religions-, Wissenschafts-, Musik-, Sport- und Kinogeschichte(n), während die folgende Passage über *moments* mit dem Fokus auf die atlantischen Revolutionen, die Weltkriege 1914 bis 1945, den Kalten Krieg sowie die Jahre 1956 und 1989 nur mühsam verdeckt, dass sich aus dem Dargebotenen keine zusammenhängende Geschichte globaler Verdichtungen und Verflechtungen ergibt und der Begriff des Moments von den Verfassern auch ganz unterschiedlich gedeutet und benutzt wird. Den Band beschließt ein Abschnitt über Verknüpfungen (*ligaments*), der eröffnet wird mit den Aspekten Transport und Kommunikation, woran sich die Themen Gummi, Drogen und das Automobil als Exempel für eine mehr und mehr transregional verbundene Welt anschließen. Am Ende des Abschnitts und des Gesamtwerks steht ein Kapitel über „Globalization, Anglo-American Style" aus der Feder von Thomas W. Zeiler. In gewisser Weise führt der Autor darin nicht nur in ein Konzept ein, das seit dem Ende des Kalten Kriegs zentral geworden ist und als Tool für die Herstellung einer neu gedachten Einheit der Welt Behandlung verdient. Vielmehr geht seine Ambition weiter und setzt einen Gegenpunkt zur Einleitung, die sich vor klaren Festlegungen scheut und für die Vielfalt der verwobenen Narrative plädiert. Im Gegensatz dazu positioniert sich Zeiler, indem er ausführt: Globalisierung hat lange historische Wurzeln, aber im engeren Sinne kann man von ihr erst für den Zeitraum ab circa 1800 sprechen. Da seitdem zunächst Großbritannien und später die USA über eine weit überlegene Macht verfügten, haben diese beiden Staaten die Globalisierung geprägt, so vielfältig auch die Ursprünge ihrer zahlreichen Phänomene sein mögen. Vom Liberalismus des 19. Jahrhunderts bis zu den *Reagonomics* der 1980er-Jahre zieht sich die intellektuelle Tradition, die Globalisierung als die der Märkte verstand. Unter der gemeinsamen Wirkung von technologischen Neuerungen und deregulierender Politik gelang eine (wenn auch nicht linear) fortschreitende Ausweitung der grenzüberschreitenden Flüsse mit Folgen für Souveränität und Masseneinkommen. Unterbrochen beziehungsweise gebremst wurde diese Erfolgsgeschichte allerdings durch den US-amerikanischen Isolationismus, durch die Behinderungen kapitalistischer Expansion im Kommunismus sowjetischer Prägung und durch die lange Krisen- und Kriegszeit 1929 bis 1945, obwohl auch während dieser Phase einige Globalisierungstrends weiter sichtbar blieben (von der kulturellen Prägekraft der GIs bis hin zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit, die den Bau der Atombombe ermöglichte). Der Kalte Krieg war dagegen bereits durch einen Wiederaufschwung der Globalisierung gekennzeichnet und gewann unter amerikanisch-britischer Führung ein neues Momentum – nicht zuletzt, weil die Regulierungen, die durch die *Labour*-Regierung

in Großbritannien und infolge des *New Deal* in den USA eingeführt worden waren, nun zurückgenommen wurden und dem Modell rapide voranschreitender Finanzialisierung Platz machten. In der Zeit der Reagan-, Bush- und Clinton-Regierung wurden die USA dann schließlich zum Vorreiter der marktorientierten Globalisierung, die insbesondere in Ostasien starke Resonanz erfuhr und China zum Paradebeispiel für das daraus resultierende Wirtschaftswachstum werden ließ. Allerdings dauerte die Rallye nicht ewig. Die Krise von 2008 bis 2010 brachte die schon zuvor hörbare Globalisierungskritik, deren Protagonisten sich in der *Occupy Wallstreet*-Bewegung sammelten, zu neuer Lautstärke. Ungeachtet dessen bleibt Zeiler optimistisch: „[T]he long-term trend is now clear: the world has become more unified, and people from prime ministers to peasants have learned to take into account global conditions when making their decisions."[68]

Der letzte Satz der CWH könnte denn auch als die Pointe nicht nur dieses Kapitels, sondern des gesamten Werks gelesen werden: „Globalization is now among the defining trends in world history, and will likely remain so in the future."[69]

Insgesamt neun Bücher mit rund 5000 Seiten und zweihundert höchst kompetenten Einzelautoren zeichnen selbstverständlich ein nuancierteres Bild als die hier etwas ausführlicher zusammengefasste Apotheose einer angelsächsischen Globalisierung, die keine Alternativen kennt. Tatsächlich aber sucht man die Idee alternativer Entwicklungen als zugrunde liegendes Konzept in der CWH weithin vergeblich – insbesondere, je weiter die Bände sich der Gegenwart nähern. Dies hat ohne Zweifel damit zu tun, dass das Verständnis von Globalisierung als primär angelsächsisch dominierte Prägung der Welt zwar gewiss nicht von allen Beiträgern geteilt wird, aber ihm konzeptionell auch kaum etwas entgegengesetzt wird. Die Forschungen über die Suche nach eigenständigen (wenn auch bislang gescheiterten) Globalisierungsvarianten, die aus der internationalistischen Arbeiterbewegung in die Politik der kommunistischen und sozialistischen Weltbewegungen und in die vielfältigen Emanzipationsbestrebungen in der „Dritten Welt" mündeten, kommen in der CWH faktisch nicht vor. Die einschlägigen Forschungen zu solchen Alternativen sind allerdings auch erst in jüngster Zeit intensiver aufgenommen worden.[70] Daher wird man den Vorwurf gegenüber einem Werk, das 2015 erschienen ist, nur in konzeptioneller Hinsicht erheben können. Es zeigt sich aber, dass jedes weltgeschichtliche Erzählen im doppelten Sinne zeitgebunden

[68] Thomas W. Zeiler: Globalization, Anglo-American Style. In: John R. McNeill (Hg.): The Cambridge World History. Bd. 7.2: Production, Destruction and Connection 1750–Present. Shared Transformations?. Cambridge 2015, S. 490–514, hier: S. 512.

[69] Ebd.

[70] James Mark/Péter Apor: Socialism Goes Global. Decolonization and the Making of a New Culture of Internationalism in Socialist Hungary, 1956–1989. In: JMH 87 (2015) 4, S. 852–891; James Mark/Artemy M. Kalinovsky/Steffi Marung (Hg.): Alternative Globalizations. Eastern Europe and the Postcolonial World. Bloomington 2020; Anna Calori/Ann-Kristin Hartmetz/Bence Kocsev (Hg.): Globalization Projects East and South. Spaces of Economic Interaction During the Cold War. Berlin 2019; Matthias Middell (Hg.): Kommunismus jenseits des Eurozentrismus. Berlin 2019.

ist: abhängig vom Stand der empirischen Untersuchungen zum Zeitpunkt seines Erscheinens und abhängig von den gesellschaftspolitischen Debatten, auf die es Bezug nimmt.

Zusammenfassung

Die Rekonstruktion der Erzählweisen heutiger Weltgeschichten erweist sich als einigermaßen aufwendig. Im Gegensatz zu früheren Darstellungen werden sie zumeist nicht mehr von einzelnen Autoren verfasst. Heutige Weltgeschichten greifen auf eine ausdifferenzierte Forschungslandschaft zurück, die – wie in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft auch – eine Vetomacht der Quellen gegen allzu simplifizierende, damit aber gerade Überzeugungskraft oder zumindest Unterscheidbarkeit gewinnende Narrative zum Ausdruck bringt. Trotzdem müssen sie auch die Erwartung ihrer Leserschaft bedienen, die ihnen Antworten auf große Fragen wie die nach (dem Stand) der Einheit der Welt, nach dem Subjekt der Geschichte (meist abstrakt und dann doch geografisch, zeitlich und sozial zu differenzieren: die Menschheit) oder nach einer aus der bisherigen Geschichte ablesbaren Prognose abverlangt. Denn Weltgeschichte, wie auch immer begründet und wie auch immer epistemologisch verankert, soll eine Positionierung im Weltgeschehen erlauben – für unterschiedlich aggregierte Kollektivakteure zumindest, wenn nicht auch für das Individuum. Daher liegt es nahe, die Erfahrungen solcher Kollektivakteure mit den Krisen und Konjunkturen von Verflechtungen verschiedenster Art in den Mittelpunkt zu rücken – ob nun eher machtasymmetrisch hergestellte oder solche, die sich aus der gemeinsamen Herausforderung durch *global challenges* ergeben, ist eine wichtige Auswahlfrage, die aber eng zusammenhängt mit der Position der Autoren in und zu diesen Verflechtungen. So unterscheidet sich eine Weltgeschichte aus der Perspektive intensiv verflochtener Gesellschaften, die von Kapitalflüssen, Qualifiziertenzuwanderung und Innovationszirkulation maximal profitieren, ganz sicher von einer Weltgeschichte, die gegen den Hintergrund einer jahrhundertelangen Peripherisierung (und zu deren Erklärung) geschrieben wird. Der neuere Boom der Globalgeschichte hat diese ungleichen Geschichten zur gleichen Zeit hervorgebracht und steht nun vor der Herausforderung, inwieweit zunächst inkompatibel Erscheinendes zusammenzudenken und zusammenzuerzählen ist. Gelingt dies, leistet diese Art der Geschichtsschreibung einen Beitrag zur Weiterentwicklung des Bewusstseins der *global condition*.

Schaut man aus der Vogelperspektive auf das riesige Textmassiv, das mit der CWH entstanden ist, dann wird sichtbar, dass darin, *erstens*, eine starre Chronologie abgelöst worden ist durch überlappende Periodisierungen. Man kann dahinter fehlenden Konsens über eine verbindliche Chronologie vermuten. Dieser wurzelt aber in mehr als schriftstellerischem Eigensinn – vielmehr reflektiert er den Befund der empirischen Wende, die die Weltgeschichtsforschung seit den 1990er-Jahren genommen hat, nämlich die Entdeckung divergierender Temporalitäten, die Regionen, Akteursgruppen und Dimensionen globaler Prozesse auszeichnen.

Diese unterschiedlichen Rhythmen mögen zwar an Braudels oft zitiertes Schema von den Strukturen langer und mittlerer Dauer sowie dem Wellengekräusel der Ereignisgeschichte erinnern,[71] lassen sich aber nicht auf ein solch relativ einfaches Modell reduzieren.

In ähnlicher Weise bildet, *zweitens*, die andere Fundamentalkategorie der historischen Entwicklung, der Raum, nach den Verfeinerungen seiner Wahrnehmung infolge des *spatial turn*, eine gravierende Herausforderung. Eine einfache Aufteilung in Weltregionen, die den geografischen Kontinenten nachempfunden sind, ist ebenso problematisiert worden wie das Modell der russischen Puppen, demzufolge man sich das Lokale, Regionale, Nationale und Kontinentale als ineinander schachtelbare Skalen des Globalen vorstellen könnte. Die Bände der CWH reflektieren zahlreiche Ergebnisse einer Diskussion, die sich seit etwas mehr als einem Jahrzehnt um Globalisierung als Dialektik von De- und Reterritorialisierung dreht und die dabei Raumformate und -ordnungen entdeckt und empirisch beschreibbar gemacht hat, die besser verstehen lassen, auf wie vielfältige Weise das Lokale und das Transregionale miteinander interagieren. Gegenüber einem Modus, Weltgeschichte zu erzählen, wie er sich um 1900 herausgebildet hat, ergeben sich aus der in aktuellen Werken anzutreffenden größeren Aufmerksamkeit für die Bedeutung von Verräumlichungsprozessen – ganz analog zur wachsenden Beachtung von vielfältigen Temporalitäten – zahlreiche neue Strukturierungsmöglichkeiten für die Narrative, aber auch viel komplexere Anforderungen an deren Organisation.

Ein Grundproblem für weltgeschichtliche Erzählungen im beginnenden 21. Jahrhundert stellt, *drittens*, die Verabschiedung der ebenfalls aus dem späten 19. Jahrhundert stammenden eurozentrischen – in die Modernisierungstheorie mündenden – Annahmen dar, Weltgeschichte gleiche einem Geleitzug, in dem manche Gesellschaften weit vorne platziert seien und den jeweils fortgeschrittensten Zustand zuerst erreichen, während andere ihnen folgen würden – sei es um den Preis politischer und ökonomischer Abhängigkeit oder mit dem Vorteil der nachholenden Innovation zu niedrigeren Kosten. Dass diese Annahmen mit imperialer Herrschaft, Kolonisierung und Rassismus einhergingen, ist heute weitgehend anerkannt und oft auch Grund, sie ganz explizit abzulehnen. Auf eine gewisse Weise finden sie sich aber im Gewand der seit den 1980er-Jahren aufkommenden Globalisierungsideologie wieder. Diese Ideologie, die nicht verwechselt werden sollte mit der wissenschaftlichen Untersuchung globaler Prozesse, knüpft an teleologische Heils- und Fortschrittserwartungen an, erklärt Globalisierung für alternativlos und beschreibt sie gleichermaßen als Instrument und Endzweck der künftigen historischen Entwicklung. Globalhistoriker haben auf die intellektuell-ideologische Herausforderung durch die Globalisierungsideologie höchst unterschiedliche Antworten gegeben, sich zumeist davon distanziert, Globalgeschichte auf eine „Geschichte der Globalisierung" – was auch immer mit dieser

[71] Fernand Braudel: Histoire et sciences sociales. La longue durée. In: Annales 13 (1958) 4, S. 725–753.

Formel gemeint sein könnte – zu reduzieren. Damit ist allerdings das aufgeworfene Problem nicht gelöst. Das Narrativ der CWH verharrt bei der Beantwortung zweier sehr wichtiger Teilfragen: Welche Ausprägungen globaler Prozesse lassen sich in den behandelten historischen Perioden beobachten? Wie passten sich einzelne Gesellschaften an diese Prozesse an und verflochten sich dabei? Das Projekt nimmt zwar zentrale Aspekte der Gesamtproblematik in den Blick, befördert damit aber auch die Vorstellung, es gäbe so etwas wie „die Globalisierung", die als ultimative unsichtbare Hand hinter dem Rücken der in viele Gesellschaften, Kulturen und Gruppen geteilten Menschheit wirke und die deren Gang durch die Weltgeschichte vielleicht sogar antreibe. Weltgeschichtsschreibung steht in besonderer Weise in der Spannung zwischen einerseits der in der gesellschaftspolitischen Debatte aufscheinenden Faszination für alternativlose Mechanismen, die nur eine bestimmte Politik möglich erscheinen lassen, und andererseits der rapide wachsenden Aufmerksamkeit in der allgemeinen Geschichtswissenschaft für Kontingenz. Andrew Shryock und Daniel Lord Smail haben 2013 anhand von Artikeln des „American Historical Review" für die Zeit zwischen 1975 und 2010 gezeigt, dass die Verwendung des Begriffs *contingency* nach zwei unauffälligen Jahrzehnten ab 1995 steil nach oben schnellte und von einem Durchschnittsniveau von 5 bis 25 Erwähnungen pro Jahr auf über 300 stieg. Ihrer Wahrnehmung nach ging dies mit einer massiven Infragestellung deterministischer Metanarrative einher. Skeptischer beurteilen sie allerdings die Wirkung auf Erzählungen, die längere Zeiträume abdecken.[72]

Ein Ausweg aus der Spannung zwischen dem empirischen Befund unscharfer Kausalitäten und vielfältiger Kontingenzen einerseits und dem Bedarf nach einfach geschnitzten Erklärungen andererseits könnte darin bestehen, die methodische Innovation ernst zu nehmen, die in Kategorien wie *multiple modernities*[73] steckt, und sie auf globale Prozesse zu übertragen. Dann wäre der Gegenstand von Weltgeschichte nicht „die Globalisierung", sondern eine Vielzahl von „Globalisierungen" – und diese Globalisierungen bildeten keinen anonymen Strukturzusammenhang, sondern ließen sich als Unternehmungen, Strategien oder auch Fantasien und Imaginationen verschiedenen Akteursgruppen zuordnen. Tatsächlich bieten die neueren Weltgeschichten enorm viele Anhaltspunkte für eine Erzählung, die ebensolchen Projekten, die (jeweils bekannte und relevante) Welt zu dominieren, zu gestalten, zu ordnen, nachgeht. In einer Welt, in der aktuell die Konkurrenz verschiedener Weltordnungsentwürfe zu beobachten ist, liegt eine solche Perspektive eigentlich nahe. Von der nicht hinterfragbaren Dominanz eines einzigen Entwurfs, wie die Welt zu gestalten sein sollte, sind wir jedenfalls erheblich entfernt, ohne dass dies das Ende aller Verflechtungen bedeuten würde. Dass die vorliegenden Weltgeschichten so viel Material zu diesem Thema bieten, liegt nicht nur an ihrer Prägung durch die beschriebene gesellschaftspolitische Lage,

[72] Vgl. Andrew Shryock/Daniel Lord Smail: History and the „Pre". In: AHR 118 (2013) 2, S. 709–737.
[73] Shmuel N. Eisenstadt: Multiple Modernities. In: Daedalus 129 (2000) 1, S. 1–29.

sondern auch daran, dass sie sich auf Forschungen stützen, die sich in großen Teilen vom Strukturalismus verabschiedet haben und nach akteurszentrierten Ansätzen suchen. Eine Ordnung des Materials nach Globalisierungsprojekten, die miteinander konkurrieren und kooperieren, die einander ablösen und aufeinander Bezug nehmen, bleibt allerdings für den Moment ein theoretischer Entwurf. Man geht aber wahrscheinlich nicht besonders fehl, wenn man vermutet, dass die Weltgeschichten der nächsten Generation einem Konzept konkurrierender Globalisierungsprojekte folgen, anstatt sich auf den Typus angelsächsischer Globalisierung allein zu fixieren. Ihre Narrative hängen ebenso von konzeptionellen Vorentscheidungen wie von der kompositorischen Meisterschaft der Herausgeber beziehungsweise der Autoren und auch in starkem Maße von dem vorhandenen Forschungstand ab.

Die „Cambridge World History" drückt auf eine sehr gelungene und hochkompetente Weise den Stand einer Konjunktur aus, den eine bestimmte Generation – vor allem angloamerikanischer – Historiker zwischen den späteren 1980er- und den 2010er-Jahren erarbeitet hat. Die Darstellung unterscheidet sich deutlich von der Art, wie Weltgeschichte um 1900 oder zwischen 1950 und 1970 erzählt wurde, und macht sichtbar, was in einer Phase erreicht wurde, in der die Globalgeschichte sich nicht nur erneuert, sondern zugleich der Geschichtswissenschaft insgesamt wieder stark gewachsene gesellschaftliche Beachtung verschafft hat. Sie verweist aber auch auf Herausforderungen, die vielleicht erst eine nächste Generation von Globalhistorikern mit ihrer eigenen Art und Weise, Weltgeschichte zu erzählen, konsequent angehen wird.

Abstract

World histories are a very special genre in the history of historiography and they have experienced a changing fate, depending on which theoretical, methodological, and political preferences prevailed in the discipline at the time and which interpretive expectations were predominant among audiences. In the first section, this essay reconstructs certain facets of this chequered development, in order to turn in the second part to the "Cambridge World History" (CWH), published in 2015, and analyse it as a recent example of a conjuncture of global history that has been strongly influenced by Anglo-American perspectives. The CWH is at the same time a qualitatively convincing document of the progress that global history has made towards empirical investigations of global connections, but also of the narratives based on them, even as it does not however allow for equally convincing accounts for all historical periods. When regarding the CWH project from the undoubtedly short temporal distance of just over five years, it can already be historicised as an undertaking of a certain generation very much impacted by the end of Cold War constellation and linked to the question of what emphases subsequent cohorts of historians will set with regard to pandemics and climate change as global challenges.

Darstellungsweisen

Mona Rudolph

Das *global commodity chain*-Narrativ

Deskriptive und analytische Potenziale und Fallstricke

In den vergangenen Jahren haben sich verschiedene wissenschaftliche Forschungsstränge mit ganz unterschiedlichen global gehandelten Waren beschäftigt. Die Palette erstreckt sich von Nahrungs- und Genussmitteln wie beispielsweise Kaffee, Tee, Kartoffeln und Schokolade über Gewürze wie Salz und Curry sowie Heil- und Rauschmittel wie Opium, Tabak, Kokain und Tequila bis hin zu Luxusgütern wie Gold, Silber und Diamanten.[1] Die Gründe, sich aus wissenschaftlicher Perspektive mit den angeführten Produkten zu befassen, sind so divers, wie die Waren selbst. Anhand des Warenweges der Güter lassen sich beispielsweise die Arbeitsbedingungen an den Orten der Produktion untersuchen oder es kann analysiert werden, was an den Orten des Konsums den Ausschlag für den Kauf der gefertigten Produkte gab. Angesichts einer solchen Vielfalt an möglichen Fragestellungen, ist es kaum verwunderlich, dass verschiedene Wissenschaftszweige den Weg, den die Waren von der jeweiligen An- oder Abbaustätte bis hin zum Konsumenten zurücklegen, in den Blick nehmen. So unterschiedlich die wissenschaftlichen Zugänge anmuten, so eint diese Studien, dass sie in der Regel den gesamten Ferti-

[1] Vgl. Christiane Berth (Hg.): Kaffeewelten. Historische Perspektiven auf eine globale Ware im 20. Jahrhundert. Göttingen 2015; Martin Krieger: Tee. Eine Kulturgeschichte. Köln 2009; Larry Zuckerman: The Potato. How the Humble Spud Rescued the Western World. New York 1999; Andrea Durry/Thomas Schiffer: Kakao. Speise der Götter. München 2012; Sophie Coe/Michael Coe: The True History of Chocolate. London 2000; Mark Kurlansky: Salz. Der Stoff, der die Welt veränderte. München 2002; Lizzie Collingham: Curry. A Tale of Cooks and Conquerors. Oxford 2005; Lucy Inglis: Milk of Paradise. A History of Opium. London 2018; Iain Gately: Tobacco. A Cultural History of how an Exotic Plant Seduced Civilization. New York 2001; Laura Nater: Colonial Tobacco. Key Commodity of the Spanish Empire, 1500–1800. In: Steven Topik/Carlos Marichal/Zephyr Frank (Hg.): From Silver to Cocaine. Latin American Commodity Chains and the Building of the World Economy, 1500–2000. Durham/London 2006, S. 93–117; Paul Gootenberg: Cocaine in Chains: The Rise and Demise of a Global Commodity, 1860–1950. In: Topik/Marichal/Frank (Hg.): Silver (wie Anm. 1), S. 321–351; Sarah Bowen/Marie Sarita Gaytàn: The Paradox of Protection. National Identity, Global Commodity Chains, and the Tequila Industry. In: SP 59 (2012) 1, S. 70–93; Bernd-Stefan Grewe: Gold. Eine Weltgeschichte. München 2019; Carlos Marichal: The Spanish-American Silver Peso. Export Commodity and Global Money of the Ancient Regime, 1550–1800. In: Topik/ders./Frank (Hg.): Silver (wie Anm. 1), S. 25–52; Colin Newbury: The Diamond Ring. Business, Politics and Precious Stones in South Africa, 1867–1947. Oxford 1989.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-007

gungsprozess der einzelnen Güter betrachten und all jene Arbeitsschritte, Akteure und Etappen berücksichtigen, die für die Transformation der jeweiligen Ware vom Rohprodukt zum Konsumgut notwendig sind. Dabei widmen sich die Untersuchungen meist den Kräften, die den Weg eines Gutes von der Entstehung bis hin zur Kommodifizierung bestimmen. Oftmals legen die Produkte große Distanzen zurück, nicht selten sind die Warenwege grenz- oder gar kontinentüberschreitend.

Vorbild und Inspiration: „Die süße Macht"

Das wohl prominenteste Beispiel einer „Produktbiografie" oder Warenkettenrekonstruktion legte im Jahr 1985 Sidney Mintz vor, der sich aus kulturgeschichtlicher Perspektive mit dem Weg des Zuckers beschäftigt hat. In „Sweetness and Power" (in deutscher Übersetzung: „Die süße Macht") vollzieht der Autor äußerst eindrücklich den Wandel dieser Ware vom wertgeschätzten Luxusgut und Heilmittel im 15. Jahrhundert zum alltäglichen Massenprodukt in der heutigen Zeit nach.[2] Ihm gelingt es dabei, die Wechselwirkungen zwischen der Zuckernachfrage und der Zuckerproduktion aufzuzeigen und hierdurch den zirkulären Mechanismus der Warenkette zu verdeutlichen. So führte die stetig steigende Nachfrage auch zu seiner größeren Verfügbarkeit, die wiederum mit einer Vergünstigung und einer Vulgarisierung des Zuckers einherging; sprich: Das Süßungsmittel wurde zu einem weitverbreiteten, gewöhnlichen Gut. Eine Ausgangsüberlegung für Mintz' Studie stellt die Erkenntnis dar, dass dem Menschen die Vorliebe für süßen Geschmack angeboren ist.[3] Lange Zeit wurde dieses Verlangen mithilfe von Honig und süßen Früchten gestillt[4] – eine zwangsläufige Notwendigkeit für die Produktion von Zucker gibt es somit nach Ansicht Mintz' nicht. Ebenjenen Befund nimmt der Autor zum Anlass, um die wirtschaftlichen Ursachen der Zuckerfertigung zu ergründen und zugleich der menschlichen Neigung für Süßes nachzuspüren. Von Nordafrika bis in die Karibik geht er in seiner Studie den Routen des Zuckers nach und erarbeitet dabei mehrdimensionale Erklärungen für die Veränderungen innerhalb der lokalen Anbauregionen und der transnationalen Handelsrouten, verliert dabei die Triebkräfte dieser Entwicklungen, die Akteure, aber nicht aus den Augen. Hieran anschließend befasst sich Mintz mit dem Zuckerkonsum, den zeitgenössischen Ernährungsgewohnheiten und den wechselseitigen Aus- und Rückwirkungen des Konsums und des allmählichen „Einsickerns" der Ware in immer breitere Gesellschaftsschichten. So kann Mintz deutlich machen, dass die Verwendung von Zucker als Konservierungsmittel

[2] Vgl. Sidney Mintz: Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History. New York 1985; ders.: Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers. Frankfurt a. M. u. a. 1987.
[3] Vgl. Mintz: Macht (wie Anm. 2), S. 32.
[4] Vgl. ebd., S. 32f.

dessen Konsum steigerte und Rückwirkungen auf dessen Anbau hatte.[5] Auch richtet der Autor den Blick auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse – und damit auf die institutionellen Rahmenbedingungen, welche die Zuckerwirtschaft und den Handel mit ihm bedingten.[6] Zudem beschäftigt sich Mintz mit den kulturgeschichtlichen Auswirkungen, die mit der gestiegenen Nachfrage und dem sich ausweitenden Rohzuckeranbau einhergingen. Handelte es sich bei Zucker anfangs noch um ein äußerst kostbares Produkt, das dem Hochadel vorbehalten war, so führte die Produktionssteigerung dazu, dass die Ware zu einem weithin verfügbaren Gut wurde, das im Laufe der Zeit kaum noch Wertschätzung erfuhr. Inzwischen hat sich die Sichtweise auf Zucker sogar ins Gegenteil gewandelt; so ist sein Konsum doch mittlerweile gesellschaftlich verpönt und gilt teilweise gar als Ausdruck von fehlender Disziplin und mangelndem Gesundheitsbewusstsein.

Sidney Mintz' Werk erfuhr eine große Popularität. Dies lässt sich zum einen mit der beeindruckenden Analysetiefe der Studie erklären – so gelingt es dem Autor, die Interdependenzen zwischen dem menschlichen Verlangen nach Süße, der Zuckerwirtschaft und den Arbeitsverhältnissen der Erntehelfer auf den Zuckerrohrplantagen aufzuzeigen. Zum anderen geht das große Interesse an der Studie aber wohl auch auf die enorme Plastizität und Nachvollziehbarkeit zurück, mit der Mintz die globalen Produktions- und Handelsrouten des Zuckers und dessen Herstellung beschreibt. So schildert der Autor anschaulich die komplexen Interdependenzen entlang des Warenweges sowie den Wandel in der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Süßungsmittels. Eindrücklich wird dessen herausgehobene Bedeutung etwa anhand des Krönungs- und Hochzeitsmahls Heinrichs IV. illustriert, aus dessen Menüfolge der Autor exemplarisch zitiert.[7] Auch die große medizinische Bedeutung, die dem Produkt als Allheilmittel zugesprochen wurde, vermag Mintz verständlich zu erläutern.[8] Demnach wurde Zucker eine lindernde Wirkung bei Fieber, Husten sowie Brust- und Magenschmerzen zugeschrieben. Allerdings blieb sein Gebrauch als Arznei im Hochmittelalter aufgrund seiner geringen Verfügbarkeit ausschließlich den wohlhabenden Gesellschaftsschichten vorbehalten.[9] Mit dem zunehmenden Angebot an Zucker nahm schließlich die hohe Wertschätzung ab und dieser wurde lediglich noch als kostengünstiger Kalorienlieferant angesehen – so süßten Arbeiter im Zeitalter der Industrialisierung ihren Tee vorrangig mit Zucker, um ihren hohen Kalorienbedarf decken zu können.[10]

Jenseits der Kulturgeschichte, in deren Feld Mintz' Untersuchung entstanden ist, haben sich mittlerweile auch zahlreiche weitere Forschungszweige mit Warenketten auseinandergesetzt: Die Politikwissenschaft hat dabei staatliche und juristi-

[5] Vgl. ebd., S. 156f.
[6] Vgl. ebd., Kap. 4.
[7] Vgl. ebd., S. 162.
[8] Vgl. ebd., S. 127–139.
[9] Vgl. ebd., S. 129.
[10] Vgl. ebd., S. 157.

sche Rahmenbedingungen von Produktionslinien in den Blick genommen sowie Möglichkeiten zur Einflussnahme auf einzelne Etappen und Akteure der Warenketten ausgelotet.[11] Die *gender studies* haben sich verstärkt mit Weiblichkeits- und Männlichkeitsvorstellungen bei der Rekrutierung von Arbeiterinnen und Arbeitern beschäftigt und sich dabei den jeweiligen Handlungsspielräumen angenommen.[12] Und die Archäologie wiederum hat sich der Rekonstruktion von Warenketten bedient, um zu sondieren, wie bestimmte Objekte in antiken Kulturkreisen gehandelt wurden und inwiefern diese Handelstätigkeiten zur Herausbildung von Netzwerken beitrugen.[13]

Woher stammt dieses disziplinübergreifende Interesse für Warenketten? Ein Grund liegt sicherlich in der vermehrten Beschäftigung mit Globalisierungsprozessen und der daraus erwachsenden Frage nach Auswirkungen und Rückkopplungseffekten. Darüber hinaus lässt sich das Interesse aber auch auf die zunehmende Rezeption globalgeschichtlicher Ansätze und Methoden zurückführen. Auffällig ist, dass bei einer Vielzahl von Warenkettenanalysen der *global commodity chain*-Ansatz als methodisches Gerüst der Untersuchung fungiert.[14] Dieser ermöglicht es, sowohl die diversen Arbeitsschritte innerhalb der einzelnen Warenkettenetappen als auch den Weg des Produkts insgesamt zu analysieren. Mit seiner Hilfe lässt sich mithin der Weg einer Ware anhand der Stationen ihrer Produktion, ihres Handels und ihres Konsums nachgehen. Hierbei werden auch Abhängigkeiten, Pfade und Verflechtungen sichtbar, denen die Fertigungslinie und die daran beteiligten Akteure unterworfen sind. Analytisch ermöglicht der *global commodity chain*-Ansatz vielschichtige Einblicke in die Etappen, die Akteurskonstellationen und damit in die Binnenhierarchien der Warenkette; narratologisch bietet er den Vorteil, dass sich Kontinuitäten oder aber Modifikationen aufgrund der stringenten Fertigungs- und Handelsabfolge mit seiner Hilfe kausal plausibel erklären lassen. Die Historikerin Angelika Epple erblickt im *global commodity chain*-Ansatz sogar die Möglichkeit, die ökonomisch ausgerichtete Weltgeschichte mit kulturgeschichtlichen Aspekten zu verknüpfen und so eine Forderung einzulösen, die häufig an die globalgeschichtliche Forschung herangetragen wird.[15]

Im Folgenden soll genauer geklärt werden, warum sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler so häufig des *global commodity chain*-Ansatzes bedienen und

[11] Vgl. Paul Geliert: Renegotiating a Timber Commodity Chain. Lessons from Indonesia on the Political Construction of Global Commodity Chains. In: SF 8 (2003) 1, S. 53–84.

[12] Vgl. Wilma Dunaway: Gendered Commodity Chains. Seeing Women's Work and Households in Global Production. Stanford 2013.

[13] Vgl. John Millhauser/Lisa Overholtzer: Commodity Chains in Archaeological Research. Cotton Cloth in the Aztec Economy. In: JAR 28(2019), S. 1–54.

[14] Bernd-Stefan Grewe: Raum und Macht. Eine Stoffgeschichte des Goldes im frühen 20. Jahrhundert. In: JbWG 57 (2016) 1, S. 59–90; ders.: The London Gold Market 1910–1935. In: Christof Dejung/Niels P. Peterson (Hg.): Power, Institutions and Global Markets. Actors, Mechanisms and Foundations of World-Wide Economic Integration, 1850–1930. Cambridge 2013, S. 112–132.

[15] Vgl. Angelika Epple: Jenseits globaler Warenketten. Commodityscapes, Verflechtungen, Relationierungen und die Rückkehr der Akteure. In: Berth (Hg.): Kaffeewelten (wie Anm. 1), S. 274–280, hier: S. 276.

was diesen so populär und kompatibel macht. Für die Beantwortung dieser zentralen Frage wird zunächst ein Blick auf die Transformationen des Ansatzes geworfen.

Die *global commodity chains*: Ein Baukasten

Erste Überlegungen zu Warenketten wurden bereits 1911 von Frank W. Taussig und in den 1950er-Jahren von John H. Davis und Ray A. Goldberg entwickelt.[16] Das Hauptinteresse dieser Studien richtete sich auf die länderübergreifenden Handelsketten landwirtschaftlicher Güter.[17] Immanuel Wallerstein legte dann 1974 mit seiner „Weltsystem-Theorie" das erste Werk über Warenketten vor, das größere wissenschaftliche Beachtung fand.[18] Darin verwendete er erstmals den Begriff der *commodity chain*, die er zunächst noch vage als ein Geflecht von Arbeits- und Produktionsprozessen definierte.[19] Im Weiteren unterteilte er Warenketten in die Abschnitte Peripherie, Semi-Peripherie und Zentrum und stellte, basierend auf dieser Unterscheidung, die These auf, dass transkontinentale Warenketten auf Asymmetrien zwischen Peripherie und Zentrum beruhen und diese verstärken würden. Erst um 1990 fand eine erneute Beschäftigung mit diesem Konzept statt. Garry Gereffi und Miguel Korzeneviwz befassten sich – aus dem Blickwinkel eines Wirtschaftsunternehmens – mit der Kette firmeneigener Fertigungsetappen.[20] Innerhalb ihrer Analyse rekurrierten die beiden Soziologen explizit auf die von Wallerstein entworfene „Weltsystem-Theorie".[21] Allerdings beschränkten sie sich dabei ausschließlich auf die Übernahme der Begrifflichkeit sowie der Definition der von Wallerstein entwickelten Theorie der *commodity chain*, lösten sich aber für ihre Konzeption von der Dreiteilung und somit von einer der Hauptthesen Wallersteins. Indem sie nach den Ursachen und den Gründen für die Dynamisierungen von Warenketten fahndeten, entwickelten sie sein Konzept weiter. Geleitet von diesem Interesse nahmen sie eine Unterteilung zwischen *producer*- und

[16] In seiner Abhandlung über *commodity chains* verweist Bernd-Stefan Grewe auf die ersten frühen wissenschaftlichen Beschäftigungen mit Warenketten durch Frank W. Taussig, John H. Davis und Ray A. Goldberg. Vgl. hierzu: Frank W. Taussig: Principles of Economics. New York 1911; John H. Davis/Ray A. Goldberg: A Concept of Agribusiness. In: AJAE 39 (1957) 4, S. 1042–1045. Vgl. auch: Bernd-Stefan Grewe: Global Commodities and Commodity Chains. In: Giorgio Riello/Tirthankar Roy (Hg.): Global Economic History. London u. a. 2019, S. 215–228, hier: S. 218, S. 226.

[17] Vgl. Terence Hopkins/Immanuel Wallerstein: World-Systems Analysis. Theory and Methodology. Beverly Hills u. a. 1982.

[18] Vgl. dies.: Commodity Chains in the World-Economy Prior to 1800. In: Review (Fernand Braudel Center) 10 (1986) 1, S. 157–170, hier: S. 159; Immanuel Wallerstein: The Modern World-System I. New York u. a. 1974.

[19] Vgl. Hopkins/Wallerstein: Commodity Chains (wie Anm. 18), S. 159.

[20] Vgl. Garry Gereffi/Miguel Korzeniewicz: Commodity Chains and Global Capitalism. Westport/London 1994.

[21] Vgl. Gereffi u. a.: Introduction. Global Commodity Chains. In: ebd., S. 1–14, hier: S. 2.

buyer-driven commodity chains vor und versuchten zu sondieren, ob primär Unternehmen oder Konsumenten Einfluss auf Warenketten ausüben können.[22]

Eine Transformation erfuhr der von Gereffi und Korzeniewicz weiterentwickelte Ansatz dann im Jahr 2000. Eine interdisziplinäre Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern brach die als zu statisch und unpraktikabel empfundene Zweiteilung in *producer-* und *buyer-driven commodity chains* auf und widmete sich der Frage, an welchen Etappen der Wert einer Ware steige.[23] Im hierbei entwickelten *global value chain*-Ansatz liegt das Hauptaugenmerk auf der monetären Wertsteigerung und auf der Zusammensetzung des Verkaufspreises einer Ware. Die Erweiterung der Theorie der *global commodity chain* um die Möglichkeit, die Wertsteigerung eines Produktes stärker zu berücksichtigen, rückte das Konzept in die Nähe des *filière*-Ansatzes.[24] Dieser wurde unabhängig, jedoch zeitlich parallel zum *global commodity chain*-Ansatz entwickelt, hatte seinen Ursprung allerdings im französischsprachigen Raum und fand deshalb auch vorwiegend dort Widerhall. Er diente zunächst dazu, die Liefer- und Warenwegen von Produkten aus den ehemaligen französischen Kolonien, wie beispielsweise Kakao, Kautschuk oder Kaffee, zu rekonstruieren.[25] Im Gegensatz zu dem der *commodity chains* zeichnet sich der *filière*-Ansatz nicht durch einen stringenten methodischen Rahmen aus, denn es handelt sich hierbei streng genommen nicht um eine Theorie, sondern vielmehr um eine fokussierte Betrachtung der Mesoebene ausgewählter Warenwege. Während sich die Publikationen zuvor zumeist methodisch-theoretisch mit Warenkettenanalysen auseinandersetzten, brachte der Historiker Bernd-Stefan Grewe den Ansatz umfassend an einem konkreten Fallbeispiel zur Anwendung, indem er für seine Untersuchung des Goldes einen deutlich weniger formalisierten Zugang wählte. In seinen Studien rekurrierte er zwar auf Wallerstein sowie Gereffi und Korzieniewicz, verwendete deren Theorien aber lediglich als Gerüst.[26] In zahlreichen seiner Arbeiten spürte Grewe dem Pfad des Goldes von der Antike bis zur Gegenwart und von den Lagerstätten bis zum

[22] Vgl. Garry Gereffi: The Organization of Buyer-Driven Global Commodity Chains. How U.S. Retailers Shape Overseas Production Networks. In: ders./Korzeniewicz (Hg.): Commodity (wie Anm. 20), S. 95–122, hier: S. 97; Timothy Sturgeon: From Commodity Chains to Value Chains. Interdisciplinary Theory Building in an Age of Globalization. In: Jennifer Bair (Hg.): Frontiers of Commodity Chain Research. Stanford 2009, S. 110–135, hier: S. 115.

[23] Vgl. Sturgeon: Commodity (wie Anm. 22), S. 112, S. 117.

[24] Vgl. Philip Raikes u. a.: Global Commodity Chain Analysis and the French Filière Approach. Comparison and Critique. In: E & S 29 (2000), S. 390–417.

[25] Vgl. ebd., S. 391.

[26] Vgl. Bernd-Stefan Grewe: Raum und Macht – Eine Stoffgeschichte des Goldes im frühen 20. Jahrhundert. In: JbWG 57 (2016) 1, S. 59–90; ders.: The London Gold Market 1910–1935. In: Christof Dejung/Niels P. Peterson (Hg.): Power, Institutions and Global Markets. Actors, Mechanisms and Foundations of World-Wide Economic Integration, 1850–1930. Cambridge 2013, S. 112–132; Grewe: Gold (wie Anm. 1); ders.: India's Love for Gold. In: ders./Karin Hofmeester (Hg.): Luxury in Global Perspective. Commodities and Practices. Cambridge 2016, S. 91–115; ders.: Wie verortet man eine globale Verflechtungsgeschichte?. Global Commodity Chains und die Verkettung lokaler Kontexte. In: Boris Barth u. a. (Hg.): Globalgeschichten. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt a. M./New York 2014, S. 41–74.

Konsum nach – das Edelmetall diente ihm dabei als Untersuchungsgegenstand und Sonde zugleich.[27] In „Gold. Eine Weltgeschichte" gelang es ihm dadurch, sowohl Verflechtungen entlang der Warenkette als auch die vielfältigen mit dem Weg des Edelmetalls verbundenen sozialen, politischen und ökonomischen Aus- und Rückwirkungen innerhalb der lokalen Kontexte aufzuzeigen.

Der Blick auf die Entwicklung der Forschung zeigt, dass der *global commodity chain*-Ansatz im Laufe der Zeit einen Wandel erfahren hat und mehrfach neue Varianten und Variationen entstanden sind. Das bedeutet, dass nicht lediglich ein oder gar *der global commodity chain*-Ansatz existiert. Vielmehr gab und gibt es mehrere Entwicklungsstränge des Ansatzes. Verschiedene Konzeptionen der *global commodity chains* haben sich in ihm teilweise überlagert und im Laufe der Weiterentwicklungen gegenseitig befruchtet. In ihrer vergleichenden Studie zum *global commodity chain*- und zum *filière*-Konzept machen Philip Raikes, Michael Friis Jensen und Stefano Ponte daher auch deutlich, dass der *global commodity chain*-Ansatz „weit davon entfernt ist, eine vollentwickelte Theorie" zu sein.[28] Die Attraktivität dieses Ansatzes liegt gerade in seiner „fehlenden" Ausformulierung und seiner Offenheit begründet – diese schafft nicht nur Spielraum für Weiterentwicklungen, sondern zugleich vielfältige Anwendungsmöglichkeiten in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen. Die zahlreichen Optionen, die sich aufgrund der Transformationen des Ansatzes ergeben, lassen sich mit einem Baukasten vergleichen, der unterschiedliche Kombinationsvarianten und Verwendungsoptionen eröffnet. Die Metapher des Baukastens soll dabei verdeutlichen, dass je nach Disziplin, Erkenntnisinteresse und Fragestellung auf das vielfältige Varianten-Repertoire des Ansatzes zurückgegriffen werden kann. Denn die heuristische Ausrichtung des *global commodity chains*-Konzepts ermöglicht es, den Ansatz dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand anzupassen. Der *global commodity chain*-Ansatz bietet mithin vielfältiges analytisches, deskriptives und narratologisches Potenzial – gleichwohl sind Untersuchungen, die auf ihn rekurrieren, immer auch mit Fallstricken konfrontiert. Im Folgenden werden einige der Potenziale und Probleme des Ansatzes erläutert und anschließend gegeneinander abgewogen.

Fallstricke und Stärken

Ein Fallstrick des *global commodity chain*-Ansatzes verbirgt sich in den Komplexitätsreduktionen, die bei der wissenschaftlichen Betrachtung und Darstellung von Warenketten vorgenommen werden: Innerhalb der Analyse fungiert die Ware nicht nur als Untersuchungsgegenstand, sondern zugleich auch als eine Art Sonde, mithilfe derer die gesamte Warenkette, die einzelnen Fertigungs- und Handelsetappen und die daran beteiligten Akteure angeschaut werden können. Ausge-

[27] Vgl. Grewe: Gold (wie Anm. 1).
[28] Raikes u. a.: Commodity (wie Anm. 24), S. 390.

hend von diesen Beobachtungen sind Aussagen über Macht- und Hierarchieverhältnisse sowie über die Binnenhierarchie in der Kette ebenso möglich wie über die Zugriffs- und Steuerungsfähigkeiten einzelner Akteure innerhalb der jeweiligen Warenkettenetappen. Darüber hinaus lassen sich Einblicke in die mikrostrukturellen Auswirkungen der Kette nehmen sowie Rück-, Aus- und Wechselwirkungen erschließen, die wiederum von der Mikro- auf die Makroebene zurückspiegeln. Allerdings können Aussagen über Auswirkungen innerhalb lokaler Kontexte für sich keine Repräsentativität oder gar Vollständigkeit in Anspruch nehmen, da andere Einflüsse, die ebenfalls vor Ort wirken, in der Untersuchung nicht berücksichtigt werden. Am Beispiel der Warenkette des Kaffees und der Rekrutierung von indigenen Arbeitern für die Kaffeeplantagen im mexikanischen Hochland im 20. Jahrhundert lässt sich dieser Fallstrick gut verdeutlichen.[29] Der arbeitsintensive Kaffeeanbau erforderte eine Vielzahl von Arbeitskräften, die im Falle der mexikanischen Anbaugebiete nicht ausschließlich in der näheren Umgebung der Plantagen, sondern im ganzen Land sowie im benachbarten Guatemala angeworben wurden.[30] Als Gründe für die Aufnahme der Arbeit auf den Plantagen lässt sich eine Reihe von Push- und Pull-Faktoren identifizieren. So wirkten als Pull-Faktor beispielsweise der Verdienst, der teilweise bereits vor der Aufnahme der Arbeit ausgezahlt wurde, sowie die besseren Lebensbedingungen auf den Plantagen.[31] Zugunsten eines Wegzugs aus den Heimatregionen und damit als Push-Faktor wirkte die dortige Bevölkerungszunahme, die mit Landknappheit einherging.[32] Die aufgezählten Aspekte stellen allerdings keine repräsentative Zusammenschau derjenigen Faktoren dar, die für die Arbeitsaufnahme auf den Feldern ausschlaggebend waren, da etwa weitere sozio-ökologische Ursachen wie beispielsweise die zunehmende Verarmung der Landbevölkerung infolge von Ernteausfällen oder Dürreperioden hierbei nicht berücksichtigt werden. Ebenso wenig lassen sich Aussagen über die Rückwirkungen der Rekrutierungsmaßnahmen auf die Herkunftsorte der Arbeiter treffen. Fragen danach, wie sich der Verdienst der zurückgekehrten Arbeiter auf ihre Heimatregionen jeweils auswirkte oder inwiefern die Abwesenheit der Männer während ihrer Kontraktzeit das Gesellschaftsgefüge veränderte, lassen sich ebenfalls nicht abschließend klären. Denn dazu und um an aussagekräftige Erkenntnisse über weitere endogene und exogene Gründe zu gelangen, müssten die Bevölkerungsstrukturen separat untersucht werden. Entsprechend bleiben Ausführungen über Rückwirkungen etwa der Kaffeeproduktion auf lokale Bevölkerungsgruppen in ihrer Erklärungskraft stets begrenzt. Der Grund dafür liegt mithin in den parallel zu den betrachteten lokalen Kontexten wirkenden Strukturen, die jenseits der Warenkette Veränderungen

[29] Vgl. Justus Fenner: Arbeiteranwerbung und Wanderarbeit auf den Kaffee-Fincas in Chiapas (Mexico). Eine Neuinterpretation des Enganchesystems. In: Berth (Hg.): Kaffeewelten (wie Anm. 1), S. 57–83.
[30] Vgl. ebd., S. 59f.
[31] Vgl. ebd., S. 64, S. 68.
[32] Vgl. ebd., S. 67f.

auslösten, die sich jedoch dem Blickfeld des *global commodity chain*-Narrativs entziehen. Die Rückwirkungen, die von den Fertigungspfaden ausgehen, lassen sich lediglich erhellen, vollumfänglich erklärt werden können die Veränderungen allerdings nicht. Es gelingt also mittels des Narrativs nicht ausreichend, in die komplexen regionalen Kontexte vorzudringen. Der Fallstrick, der sich hierin offenbart, lässt sich gut mit der Metapher des Schlaglichts beschreiben: In nur begrenztem Umfang kann dieses die lokalen Kontexte erhellen, während die weiten Bereiche jenseits des Lichtkegels im Dunkeln bleiben. Kurzum: Mithilfe des *global commodity chains*-Ansatzes lassen sich die Vielgestaltigkeit und die Komplexität des Bedingungsgefüges für Wandel an den verschiedenen Stationen von Fertigung, Handel und Verkauf einer Ware nicht vollumfänglich erfassen.

Eine Stärke des *global commodity chain*-Narrativs stellt hingegen seine unvoreingenommene Perspektive dar, denn dadurch, dass die Untersuchung entlang des Weges der Ware vorgenommen wird, erfolgt diese nicht akteurszentriert. Damit entgehen Warenkettenanalysen dem Fallstrick, die Dominanz eines Akteurs oder einer Akteursgruppe bereits im Vorfeld einer Untersuchung konstatieren zu müssen und diese im weiteren Verlauf der Arbeit nicht mehr kritisch hinterfragen zu können. Überdies haben Warenkettenuntersuchungen keine geografische Fixierung und konzentrieren sich damit nicht ausschließlich auf eine bestimmte Region. Vielmehr überwinden sie politische und geografische Grenzen, ebenso wie zeitliche Zäsuren. Für viele Untersuchungsfelder kann das Narrativ somit korrektiv wirken, indem es tradierte Vorannahmen infragestellt. So lässt sich beispielsweise die innerhalb der Kolonialgeschichte etablierte Zentrum-Peripherie-Dichotomie aufbrechen, die apriorisch von einer machtpolitischen Überlegenheit des Zentrums gegenüber der Peripherie ausgeht.[33] Das *global commodity chain*-Narrativ eröffnet hier neue Blickwinkel auf von der bisherigen Forschung angenommene Abhängigkeits- und Machtverhältnisse.[34] Aber auch jenseits der Kolonialgeschichte haben Warenkettennarrative das Potenzial, eurozentristische Perspektiven und Pfadabhängigkeiten kritisch zu hinterfragen und somit auch Disziplinen wie beispielsweise die Wirtschaftsgeschichte zu bereichern. So lässt sich etwa anhand des Fertigungs- und Handelsweges einer Ware belegen, dass Akteure nicht nur im Bereich der Absatzmärkte im Zentrum, sondern durchaus auch in den Produktionsländern der Peripherie finanziell profitierten. Eindrücklich illustriert dies die Analyse der Warenkette des VW Käfers.[35] War die Produktion dieses Modells zunächst nur für den deutschen Markt vorgesehen, änderte sich dies mit

[33] Vgl. hierzu: Michael Hechter: Internal Colonialism. London 1975.

[34] Carlos Marichal, Steven Topik und Zephyr Frank weisen auf die große Bedeutung politischer Rahmenbedingungen und Machtverhältnisse hin, die Warenketten zugrunde liegen und denen in der bisherigen Forschung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Vgl. Carlos Marichal/Steven Topik/Zephyr Frank: Commodity Chains and Globalization in Historical Perspective. In: Topik/Marichal/Frank (Hg.): Silver (wie Anm. 1), S. 352–360, hier: S. 358.

[35] Vgl. Ludger Pries: Volkswagen. Accelerating from a Multinational to a Transnational Automobile Company. In: Michael Freyssent u. a. (Hg.): Globalization or Regionalization of the European Car Industry?. New York 2003, S. 51–72.

dem erfolgreichen Export von einigen Modellen in die USA in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Die rege Nachfrage nach weiteren Exemplaren führte zur Eröffnung von Produktionsstandorten in Brasilien, Südafrika und Mexiko – durch diese Verlagerung der Herstellungsprozesse in die Bestimmungsländer der Ware konnten die dortigen Schutzzölle umgangen werden.[36] An jenen neuen Orten der Herstellung ging man rasch dazu über, mithilfe ausrangierter Automobil- und Maschinenteile ältere Volkswagenmodelle nachzubauen.[37] Die mexikanischen VW-Fabriken konnten dabei von ihrer großen Produktionskapazität profitieren. Dies führte schließlich dazu, dass dort Karosserieteile und Funktionselemente für die Weiterverarbeitung in deutschen VW-Werken hergestellt wurden.[38] Dieses Beispiel zeigt, dass Warenkettenuntersuchungen das Potenzial haben, innerhalb der Sekundärliteratur konstatierte finanzielle Abhängigkeiten und Machtasymmetrien zwischen Zentrum und Peripherie zu hinterfragen und gegebenenfalls zu widerlegen. Wie anhand der Ausführungen zum VW Käfer angedeutet, lässt sich zeigen, dass sich Profiteure und Profite durchaus auch innerhalb der Peripherie konzentrieren können und damit nicht ausschließlich im Zentrum anzutreffen sind.

Ein Fallstrick des *global commodity chain*-Ansatzes, der sich im Gegensatz zu dem zuvor dargelegten, eher auf der Mikroebene befindet, verbirgt sich hingegen in den gleich mehrfachen Kausalitätsreduktionen, die bei Warenkettenuntersuchungen vorgenommen werden. Der Grund hierfür liegt darin, dass der Ansatz ein nur eingeschränktes Spektrum eröffnet, um den Wandel des Produkts sowie die ökonomischen Verflechtungen in Abhängigkeit von der Ware zu ergründen. Diese Teleologie lässt sich am Beispiel der Diamanten aus dem kolonialen Namibia verdeutlichen.[39] Im Jahr 1908 wurden in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika oberirdisch in der Wüste Rohdiamanten gefunden, die ohne besondere Vorkenntnisse oder Arbeitsutensilien von Hand gesammelt werden konnten. Die auf diese Weise gewonnenen Rohdiamanten wurden nach Europa transportiert, zunächst nach Hamburg und dann weiter nach Berlin. Ein eigens dafür etabliertes Unternehmen, die Diamanten-Regie-Gesellschaft, bot sie Interessenten zum Kauf an. Der Großteil der Steine wurde aber nicht etwa von deutschen Käufern erworben, sondern gelangte an Diamantenhändler in Antwerpen, die in der Folge nahezu die gesamte Jahresproduktion aus dem deutschen Kolonialterritorium erwarben. Angesichts der großen Mengen an Edelsteinen, die von den belgischen Händlern aufgekauft wurden, sahen sich die Verkäufer in der Berliner Diamanten-Regie-Gesellschaft dazu veranlasst, immer mehr Partien nach Antwerpen zu veräußern. Es entstand also im Laufe der Zeit ein ausgeprägtes Abhängigkeitsverhältnis zwischen den belgischen Käufern und den deutschen Verkäufern. Eine Warenkettenanalyse, die nach den Gründen für diese Abhängigkeit fragt, wird die

[36] Vgl. ebd., S. 53f.
[37] Vgl. ebd., S. 54.
[38] Vgl. ebd., S. 54f.
[39] Vgl. George E. Harlow: From the Earth to Fashioned Objects. Processing Diamond. In: ders. (Hg.): The Nature of Diamonds. Cambridge 1997, S. 214–239; Newbury: Diamond (wie Anm. 1).

Antwort in der Ware selbst suchen, denn diese erwies sich im Fallbeispiel als ursächlich für die ökonomischen Verzahnungen zwischen den beiden Akteursgruppen und der hieraus resultierenden einseitigen Abhängigkeit. Andere Gründe für das Zustandekommen der grenzüberschreitenden Vernetzung bleiben dabei jedoch unberücksichtigt, da das Narrativ aufgrund seiner teleologischen Grundstruktur die Kausalität hierfür bereits parat hält.

Eine Stärke des Warenkettennarrativs offenbart sich dagegen in den ihm inhärenten Möglichkeiten zur Deskription und Analyse eines Produkts und seines Warenweges. So lässt sich bei der Beschreibung der Warenkette mithilfe des *global commodity chain*-Ansatzes leicht zwischen der Makro-, Meso- und Mikroperspektive wechseln. Diese Perspektiven können beliebig miteinander kombiniert und immer wieder durchbrochen werden, da kein stringenter Blickwinkel eingehalten werden muss. Das *global commodity chain*-Narrativ eröffnet somit beispielsweise die Möglichkeit, auf der Makroebene zunächst eine Skizze der übergreifenden Strukturen und Etappen der Warenkette vorzunehmen und innerhalb der Darstellung dann episodenartige Exkurse auf die darunterliegende Meso- und Mikroebene einzuflechten. Ferner ermöglicht das Narrativ, Auswirkungen und Rückkopplungseffekte zwischen Mikro- und Makroebene sowie zwischen Makro- und Mikroebene darzustellen. Alternativ ist es ebenso denkbar, die makrostrukturelle Gliederung und Einteilung der Warenkette anhand bestimmter Zeitabschnitte oder Zäsuren vorzunehmen. Dadurch lassen sich anstatt der Produktionslinie stärker jene institutionellen Macht- und Hierarchieverhältnisse in den Blick nehmen, welche stabilisierend oder destabilisierend auf die Warenkette wirken. Insbesondere die episodenartigen Einblicke in mikrogeschichtliche Geschehnisse geben Raum, um komplexe Zusammenhänge zu erläutern und sie zugleich zu veranschaulichen. Ursächlich hierfür ist, dass auf der Mikroebene auch Akteure berücksichtigt werden können, die über deutlich weniger Handlungsmacht verfügen als jene auf der Makroebene angesiedelten. Da Akteure und Akteursgruppen analysiert werden, die unmittelbar an der Entstehung und Aufrechterhaltung der Globalisierung beteiligt sind, verleiht eine solche Erzählung den Globalisierungsprozessen gewissermaßen ein Gesicht. Dies fördert wiederum das Verständnis und die Empathie bei den Leserinnen und Lesern, die auf diese Weise Einblick in die Mikrostrukturen weltweiter Interdependenzen erhalten. Folglich eröffnet der *global commodity chain*-Ansatz vielfältige heuristische Einsatzmöglichkeiten und besitzt damit einen enormen Facettenreichtum, der seine narratologische Attraktivität ausmacht.

Ein Fallstrick bildet allerdings die Darstellung einer zyklischen Abfolge der Produktionslinie, die suggeriert, dass der Konsum fortwährend und scheinbar mechanisch die Produktion bedingt. Innerhalb der Warenkette stellt der Konsum in dieser Vorstellung zugleich Ende und Beginn eines Kreislaufes dar, da die Nachfrage nach einem Produkt seine Herstellung beziehungsweise Förderung anregt. Jedoch täuscht diese Vorstellung darüber hinweg, dass innerhalb oder außerhalb der Warenkette Akteure und Mechanismen wirken können, die diesen Kreislauf außer Kraft setzen, beeinflussen oder bedingen. Dass der *global commodity*

chain mitnichten akteursunabhängig angetrieben wird, lässt sich insbesondere am Beispiel des Rohöls aufzeigen. Die produzierte Menge an Rohöl ist nicht zwangsläufig an die Nachfrage gekoppelt, sie wird vielmehr zeitweise unabhängig von dieser gedrosselt, um dadurch ein höheres Preisniveau zu erzielen.[40] In gleicher Weise wird bei sinkender Nachfrage auch das Verkaufsvolumen reduziert und durch künstliche Angebotsverknappung den fallenden Rohölpreisen entgegengewirkt.[41] Erst wenn sich dieses Vorgehen als wirkungslos erwiesen hat, wird eine Reduktion der Produktionsmenge vorgenommen. Das Beispiel verdeutlicht, dass innerhalb einer Kette Akteure vorherrschen können, die massiv Einfluss auf Faktoren wie die Produktions- und Verkaufsmenge sowie den Preis nehmen. Es illustriert damit, dass Warenketten nicht losgelöst sind vom Einfluss, der Kontrolle oder dem Zutun der Arbeitskräfte, Verkäufer und Konsumenten. Denn auch die Fertigungsabfolge von Waren geschieht nicht einfach so, sondern basiert auf Akteuren, die versuchen, innerhalb der Etappen ihre jeweiligen Interessen durchzusetzen.

Eine Stärke des *global commodity chain*-Narrativs hingegen liegt in der Anschaulichkeit der Darstellung begründet. Der Ansatz ermöglicht es, den Weg einer Ware plastisch zu schildern und damit die in der Theorie abstrakt anmutenden Stationen, Stellschrauben, Akteure und Abhängigkeiten innerhalb und entlang der Warenkette konkret aufzuzeigen. Illustrative Erzählungen bergen zudem den Vorteil, dass sie beim Lesen leicht nachvollziehbar sind. Aus Perspektive der Leserinnen und Leser handelt es sich somit um eine besonders verständliche und konkrete Abhandlung, die dabei noch angenehm zu lesen ist. Für diese Anschaulichkeit gibt es zwei Gründe: Der erste Grund liegt in der Ware selbst, die in der Regel einem breiten Publikum als Konsumgut bekannt ist. Gerade deshalb erscheint die Beschäftigung mit ihr und die Rekonstruktion ihres Weges nicht abstrakt oder lebensfern. Ein zweiter Grund für die Plastizität ist die thematisch kohärente und in sich geschlossene Form der Darstellung des Warenweges, welche die Untersuchung leitet. Denn unabhängig davon, wie kleinteilig oder spezifisch die Analyse ausfällt, werden ihre einzelnen Teile dennoch von der Narration des Warenweges umklammert. Die Untersuchung bleibt dadurch nicht – wie es ansonsten häufig bei wissenschaftlichen Analysen der Fall ist – abstrakt, sondern stets anschaulich, kohärent und in sich geschlossen.

Global commodity chain-Ansätze verfügen, wie im Vorangegangenen dargelegt werden konnte, über vielfältige Potenziale, bergen aber auch Herausforderungen. Den genannten Fallstricken ist gemein, dass sie auf die Grenzen des Narrativs verweisen und dass Letztere deshalb plausibilisiert werden müssen. Warenkettenanalysen stellen somit Historikerinnen und Historiker vor die Herausforderung, die Grenzen ihrer Untersuchung auszuloten und diese gegenüber den Leserinnen und Lesern kenntlich zu machen.

[40] Vgl. Gürcan S. Gülen: Is OPEC a Cartel?. Evidence from Cointegration and Causality Tests. In: The Energy Journal 17 (1996) 2, S. 34–75, hier: S. 40.
[41] Vgl. ebd., S. 40.

Der *global commodity chain*-Ansatz – eine globalgeschichtliche Bereicherung

Angesichts der erwähnten methodischen Fallstricke stellt sich die Frage, ob es sich beim *global commodity chain*-Ansatz um einen globalgeschichtlichen „Königsweg" handelt.[42] Feststeht, dass der Zugriff die Möglichkeit eröffnet, globalgeschichtliche Prozesse und Strukturen zu analysieren und diese deskriptiv konkret und greifbar zu kontextualisieren. Nicht zuletzt deshalb eignet sich das Narrativ besonders für globalgeschichtliche Studien und hat vielfältige heuristische Einsatzmöglichkeiten. Analysen auf der Makro-, Meso- und Mikroebene können mit seiner Hilfe ebenso vorgenommen werden wie die Untersuchung wechselseitiger Interdependenzen zwischen diesen drei Ebenen. Die besondere Stärke des Narrativs ist dabei, die verschiedenen Analyseebenen plausibel zueinander in Beziehung setzen zu können. Dadurch dass der Fertigungs- und Handelspfad der Ware ein roter Faden ist, dem leicht gefolgt werden kann, sind Studien, die das Warenkettennarrativ verwenden, ausgesprochen leserfreundlich. Die Untersuchungen sind auch deshalb anschaulich, weil in ihnen zumeist bekannte Konsumartikel in den Blick genommen werden, die sich – im Fall von Tee, Kaffee, Bananen, Kartoffeln oder Salz – im Supermarkt finden lassen und die die Leserinnen und Leser aus ihrem Alltagsleben kennen. Bei ihren Verfasserinnen und Verfassern wiederum befriedigen Produktbiografien den Wunsch des Geschichtenerzählens, denn Studien zu Warenketten erweisen sich nicht nur als angenehm lesbar, sondern lassen sich darüber hinaus auch komfortabel schreiben – gerade, weil sie so viel Raum für lebendige Anekdoten, illustrative Plastizität und mikrogeschichtliche Episoden eröffnen, was wiederum dazu beiträgt, dass sie der Leserschaft lange im Gedächtnis bleiben. Mithilfe von Warenkettenanalysen können Globalisierungsprozesse an lebensnahen Beispielen veranschaulicht und analysiert werden, das macht sie enorm gegenwartsrelevant. Das verstärkte Aufkommen von explizit nachhaltig produzierter Kleidung verdeutlicht das wachsende Interesse der Konsumentinnen und Konsumenten an den Bedingungen, unter denen die von ihnen erworbenen Waren hergestellt wurden. Zudem zeigt es den Wunsch der Endverbraucherinnen und Endverbraucher nach Einflussnahme auf Herstellungs- und Handelsprozesse. Warenkettenanalysen können ebenjenen verstärkt gefragten Einblick in die Mechanismen und Funktionsweisen von Produktion und Handel geben. Das Warenkettennarrativ ist damit aktueller denn je und birgt aufgrund seiner Gegenwartsrelevanz das Potenzial, Globalgeschichte und Globalisierungsgeschichten jenseits der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

[42] Grewe: Verflechtungsgeschichte (wie Anm. 26), S. 54.

Abstract

Scientific studies have already covered the production chains of various commodities, ranging from avocados, tequila, soybeans, bananas, coffee, and tea to silver, opium, and cocaine. Global commodity chain analyses aim to illuminate und reconstruct the different paths commodities have taken from their places of origin to their places of consumption. The commodity chain approach thus often serves as an analytical and descriptive tool to trace back the various entanglements, nodes, and interdependencies that encompass the commodity chains. Highlighting the different transformative steps the global commodity chain approach follows, this paper examines the reasons for the popularity of commodity chain narratives and their wide-ranging application and use within academic and popular sciences. The results suggest that the transformative steps the approach follows make it appealing and applicable to a great variety of research interests, thus accounting for its popularity. The paper does, however, also critically examine pitfalls within the commodity chain narrative. It concludes with remarks on how global commodity chain analysis might enrich and enhance further globalization research.

Ewald Frie

Weltgeschichte schreiben

Ein Erfahrungsbericht

Einleitung

2010 fragte der Verlag C.H.Beck bei mir an, ob ich mir vorstellen könne, eine „Weltgeschichte für junge Leser" zu schreiben, die „ein eigenständiges Konzept von Weltgeschichte und ein gewisses historiographisches Reflexionsniveau" biete, sich gleichzeitig aber „ganz voraussetzungslos an jüngere Leser […] wende".[1] Ich sagte zu, weil mich die Aufgabe sofort faszinierte. Aber zur Begeisterung gesellten sich bald dunklere Gedanken. Welche Literatur sollte ich zugrunde legen? Gab es überhaupt historische Literatur, die für eine Weltgeschichte nicht von Bedeutung war? Außerdem schien mir die Aufgabe konzeptionell herausfordernd. Zwar glaubte ich, über „ein gewisses historiographisches Reflexionsniveau" zu verfügen, und das „ganz voraussetzungslos[e]" Schreiben für junge Leserinnen und Leser hatte ich in dem Kinderbuch „Das Schokoladenproblem"[2] über die Verfassungsgeschichte Nordrhein-Westfalens bereits einmal ausprobiert. Aber ein „eigenständiges Konzept von Weltgeschichte" besaß ich nicht.

Wie alle Historikerinnen und Historiker hatte ich natürlich Vorstellungen darüber, wie meine Forschungen – etwa zur Armuts- und Wohlfahrtsgeschichte, zur preußischen und zur Adelsgeschichte sowie zur Geschichte Deutschlands und Australiens – in das größere Ganze der Geschichte hineingehörten. Aber diese Vorstellungen waren unscharf und wenig präsentabel. Allzu lange hat für Historikerinnen und Historiker die berühmte Einleitungsfrage Max Webers aus den „Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie" die grobe Richtung angegeben: „Universalgeschichtliche Probleme wird der Sohn der modernen europäischen Kulturwelt unvermeidlicher- und berechtigterweise unter der Fragestellung behandeln: welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung

[1] Mail des Verlags C.H.Beck an den Verfasser.
[2] Ewald Frie: Das Schokoladenproblem. Die Verfassung von Nordrhein-Westfalen, jungen Menschen erzählt. Köln ²2009.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-008

von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?“[3] Diese Frage war in meinem Theologie- und Geschichtsstudium prominent gewesen und hatte auch im Denken der Sozialhistorikerinnen und -historiker der 1970er- und 1980er-Jahre eine zentrale Rolle gespielt.[4] Sie konnte modernisierungstheoretisch angeleitete Weltgeschichten strukturieren und auch die deutschland- und europabezogene Forschung legitimieren. Aber die Frage trug allzu deutliche Spuren ihrer Herkunft aus dem welthistorischen Denken um 1900, aus der Blütezeit von Imperialismus und europäischer Weltbeherrschung. Der auf den Folgeseiten von Weber entfaltete reflektierte Eurozentrismus[5] passt aber nicht zum Erfahrungs- und Fragehorizont des frühen 21. Jahrhunderts. Er kann auch das heute verfügbare und diskutierte Wissen nicht mehr umfassen. Inzwischen ist daher eine ganze Reihe von Texten erschienen, die zur Provinzialisierung Europas, zu Multiperspektivität, Grenzüberschreitung, Vernetzung und vielem mehr auffordern.[6] Das klingt gut, ist aber in Bezug auf die Geschichte im Ganzen nicht leicht einzulösen. Neben den literaturbezogenen ließen mich daher auch die offenen konzeptionellen Herausforderungen am Erfolg des Projekts „Weltgeschichte“ zweifeln.

Das Buchvorhaben versprach aber nicht nur Schwierigkeiten, sondern auch den Reiz des Neuen und der Selbstaufklärung. Es würde mich zwingen, Alternativen zum weberschen Eurozentrismus auszuformulieren und einem Praxistest zu unterziehen. Schon David Christian hat am Anfang seiner „Big History“ festgehalten, das Schreiben einer Weltgeschichte sei heilsam, weil stets existierende, aber im Allgemeinen un- oder halb-bewusst ihre Wirkung ausübende Meistererzählungen ausformuliert und damit der Kritik und Verbesserung zugänglich gemacht werden müssten.[7]

Während ich über Konzeptionen nachdachte und Fragmente schrieb, die nicht gut zusammenpassten, sammelte ich in den folgenden Jahren praktische Erfahrungen, die in das Buch eingingen: Ich schaute mir als Sprecher des Tübinger Sonderforschungsbereichs „Bedrohte Ordnungen“ raum- und zeitübergreifende Vergleiche im Entstehungsprozess an, untersuchte Netzwerke und Transfers, diskutierte bedrohliche Ereignisse, die voller Dynamik, Komplexitätsüberforderung und

[3] Max Weber: Vorbemerkung. In: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen 1988, S. 1–16, hier: S. 1.

[4] Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 5: Bundesrepublik und DDR 1949–1990. München 2008, S. 421 f.; Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalität. Frankfurt a. M. [4]1987, S. 225–261.

[5] Vgl. Wolfgang Schmale: Geschichte und Zukunft der europäischen Identität. Stuttgart 2008, S. 96–98; Hinnerk Bruhns: Max Webers Analyse des europäischen Kapitalismus. In: Rüdiger Hohls u. a. (Hg.): Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte. Stuttgart 2005, S. 67–74.

[6] Stellvertretend für viele Texte vgl. Dipesh Chakrabarty: Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000; Patrick Manning: Navigating World History. Historians Create a Global Past. New York u. a. 2003.

[7] David Christian: Maps of Time. An Introduction to Big History. Berkeley 2004, S. 9 f.; vgl. ders.: Big History. The Longest „Durée“. In: Peer Vries (Hg.): Global History (= ÖZG 20 (2009) 2), S. 91–106.

Emotionalität steckten und die trotz ihrer Kurzfristigkeit tiefgreifende langfristige Wirkungen hatten. Ich prüfte die „Reisefähigkeit" von Konzepten aus Politikwissenschaft, Soziologie, Ethnologie, Literatur- und Geschichtswissenschaft.[8] Beim Antragschreiben perfektionierte ich den Mut zur Lücke. Ich las natürlich auch in globalhistorischer Literatur herum und projektierte, probierte und verwarf Lösungen, unter anderem im Gespräch mit meinem Lektor Ulrich Nolte. Zuerst in meinem Kopf, dann in meinem Rechner nahm „Die Geschichte der Welt. Neu erzählt"[9] Gestalt an: ein Buch mit Illustrationen und ohne Fußnoten, das sich in dem vollkommen unbeherrschbaren Feld – niemand kann Spezialist für „Weltgeschichte" sein – konzeptionell verantwortbar zu bewegen versucht, ohne die Leserinnen und Leser mit Theoriemodellen und Historiografiegeschichten zu langweilen.

Das Narrativ, für das ich mich schließlich entschied, habe ich mit der Metapher eines alten Teppichs anschaulich zu machen versucht. Der Teppich ist nicht schön. Er hat Webfehler, Löcher und Risse. Seine Farben, teils schillernd, teils matt, oft ineinander verlaufend, aber keineswegs nur Schattierungen von Grau,[10] passen nicht gut zusammen und ergeben kein Muster. Diese Metapher hält zunächst einmal fest, dass es nicht nur Geschichten gibt, sondern auch eine Geschichte im Ganzen.[11] Die Dinge hängen zusammen, nicht regellos (dann würde der Teppich zerfallen), aber auch nicht regelmäßig (dann wäre er zu schön, um wahr zu sein). Es ist nicht möglich, jedem Faden nachzugehen, und es gibt keine Formel, die den Gesamtzusammenhang erklärt. Aber es lohnt doch, den Teppich an verschiedenen Stellen anzuheben und auf seine Unterseite zu schauen, um etwas über die Länge der Fäden, den Zusammenhang zwischen verschiedenen markanten Stellen und den Verlauf der Fäden von einem Ende des Teppichs zum anderen zu erfahren. Deswegen erzählt das Buch die Geschichte der Welt von zwanzig Orten aus. An zwanzig Stellen wird der Teppich angehoben, um auf seine Rückseite zu schauen. Zu sehen sind zwanzig zeitliche, räumliche und kulturell-soziale Eigenlogiken, die wir erfassen und in ihren Verwebungen analysieren können. Wenn wir den Verbindungen von einem Ort aus folgen, können wir Zusammenhänge erkennen, die nicht repräsentativ für das Ganze sein müssen, aber Mechanismen des Zusam-

[8] Vgl. Ewald Frie/Boris Nieswand: „Bedrohte Ordnungen" als Thema der Kulturwissenschaften. Zwölf Thesen zur Begründung eines Forschungsbereichs. In: JMEH 15 (2017) 1, S. 5–15; Ewald Frie/Mischa Meier (Hg.): Dynamics of Social Change and Perceptions of Threat. Tübingen 2018; Ewald Frie/Ute Planert (Hg.): Revolution, Krieg und die Geburt von Staat und Nation. Staatsbildung in Europa und den Amerikas 1770–1930. Tübingen 2016; Ewald Frie/Mischa Meier (Hg.): Aufruhr – Katastrophe – Konkurrenz – Zerfall. Bedrohte Ordnungen als Thema der Kulturwissenschaften. Tübingen 2014.

[9] Ewald Frie: Die Geschichte der Welt. Neu erzählt. München ^{4}2017.

[10] „Die Grundfarbe der Geschichte ist grau, in unendlichen Schattierungen." Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992, S. 905.

[11] So schon Golo Mann 1960, damals gegen Oswald Spengler; vgl. Golo Mann: Einleitung. In: ders. (Hg.): Propyläen Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Bd. 8: Das neunzehnte Jahrhundert. Berlin u. a. 1960, S. 13–28, hier: S. 14.

menhaltens aufdecken. Wenn wir Risse und Löcher finden, können wir den Gründen für fehlende oder abreißende Verbindungen nachgehen.

Ich will im Folgenden die zentralen Entscheidungen erläutern, die zwischen meiner Zusage an den Verlag 2010 und dem Abschluss des Manuskripts 2016 den Weg zur Teppichmetapher und einer damit korrespondierenden Gliederung frei machten. Die Konzentration auf „Entscheidungen" verdichtet in diesem Text aus narrativen Gründen einen faktisch inkrementellen Arbeitsprozess, der vielfach unterbrochen und von zeitlichen Zwängen strukturiert war. Doch obwohl ich viele Veränderungen und Ergänzungen an meiner „Weltgeschichte" kurzfristig vornahm, gab es eine deutliche Richtung dieser Veränderungen im Ganzen. Lektüren, Schreib- und Lehrerfahrungen führten zu Lernprozessen. Diese zeigen sich beim Vergleich der ersten Gliederung, die ich 2010 an den Verlag geschickt hatte und die ich nach Fertigstellung des Manuskripts aus den Tiefen meines Mailprogramms wieder ausgrub, mit der Gliederung des 2017 schließlich publizierten Buchs.

2010 hatte ich eine Mischung aus chronologischer und thematischer Gliederung vorgeschlagen. Meine Weltgeschichte würde aus vier zeitlich aufeinanderfolgenden Kapiteln bestehen, hatte ich versprochen: „Jäger, Sammler und Ackerbauern" (bis 500 vor Christus) zuerst, dann „Städte, Herrschaft und Religion" (500 vor Christus bis 1000 nach Christus), dann „Eine Welt" (1000 bis 1750) und schließlich „Die Moderne" (1750 bis heute). Vor, nach und zwischen den Kapiteln würde es fünf thematische Einschübe geben: zu Menschen, Zeit, Raum, Energie und Kommunikation. Ich startete entsprechend. Das „Menschen-" und das „Zeit-" Kapitel schrieb ich ziemlich schnell. Aber dann geriet ich in Schwierigkeiten. Sie betrafen den Umgang mit Komplexität, die chronologische Sortierung sowie die Relevanzkriterien. Diese Schwierigkeiten und ihre Überwindung mithilfe der Teppichmetapher will ich im Folgenden näher erläutern.

Komplexität

Natürlich ist es unmöglich, alles zu lesen, was zur Geschichte der Welt vorliegt. Erstens ist es zu viel und zweitens ist das meiste in Sprachen geschrieben, die ich nicht lesen kann. Ein australischer Kollege spottete, ich stünde vor der Wahl, entweder alles zu lesen, was wichtig sei – dann würde das Buch nie fertig –, oder das alles nicht zu lesen – dann würde es ein schlechtes Buch. Der Spott ist berechtigt, weil alle Reduktionsstrategien zu bedenklichen Einseitigkeiten führen. Das Sprachproblem wird in Regel gelöst, indem englischsprachige Literatur rezipiert und, je nach Herkunft und Sprachvermögen, die Literatur aus einer oder zwei weiteren Sprachen mehr oder weniger intensiv ergänzend hinzugezogen wird. Damit werden notwendigerweise ganze Interpretationswelten ausgeschlossen. Das Mengenproblem wird in der Regel gelöst, indem implizite oder explizite Theorieannahmen, die mit der eigenen (akademischen) Sozialisation zusammenhängen, die Auswahl des Lesenswerten steuern. Auf diese Weise wird ein Narrativ

erzeugt, das auf dem eigenen Vorwissen aufbaut und nur bedingt überraschungsoffen ist.

Für mich wurde das Komplexitätsproblem bedrohlich, als ich die thematischen Kapitel zu schreiben versuchte, die ich zwischen die chronologischen Abschnitte hatte stellen wollen. Wie sollte ich herausfinden, was bestimmte Begriffe in verschiedenen Zeiten und Räumen bedeuteten? Das Verständnis des Arbeits- und des Arbeiterbegriffs etwa hat sich in den letzten zwanzig Jahren durch die globalhistorischen Forschungen von Marcel van der Linden, Andreas Eckert und vielen anderen völlig verschoben. An die Stelle der marxschen Idee von der Entstehung freier Lohnarbeit im Kapitalismus ist die Erkenntnis getreten, dass „innerhalb des Kapitalismus eine große Klasse von Menschen [besteht], deren Arbeitskraft in unterschiedlicher Form Warencharakter angenommen hat. Diese Klasse ist breit gestaffelt, umfasst Leibeigene, Pächter, kleine Handwerker und Lohnarbeiter. Es ist die historische Dynamik dieses ‚Multiversums', die zu begreifen wir versuchen müssen."[12] Ein solches Verständnis von Arbeit lässt, wie van der Linden selbst erläutert, den Zusammenhang von Kapitalismus und Moderne schütter werden. Es verwischt die Grenze zwischen europäischen und nichteuropäischen Arbeitsverhältnissen selbst für das angeblich so europäisch dominierte 19. Jahrhundert. Was aber berechtigt uns, anzunehmen, dass die europäische Engführung des Arbeitsbegriffs, die van der Linden und andere zunehmend auflösen, mehr ist als eine von vielen Engführungen in vielen Weltregionen, über die wir wenig wissen? Wie soll dann ein Begriffskapitel „Arbeit" vernünftigerweise aussehen?

In ähnlicher Weise gilt das für das von mir in Aussicht genommene Kapitel über Energie. Natürlich kann man die Weltgeschichte in energiegeschichtliche Regime unterteilen[13] – und damit räumliche und zeitliche Cluster bilden. Dann wird die industriegesellschaftliche Moderne von allen anderen Gesellschaftsformen scharf abgegrenzt. Das dramatisiert die Problemlagen der Gegenwart und beraubt uns gleichzeitig der historischen Tiefe, die wir für das Verständnis derzeitiger Herausforderungen benötigen. Im Vergleich zur „prinzipielle[n] und spektakuläre[n] Nicht-Nachhaltigkeit"[14] industrieller Gesellschaften wirken alle Gesellschaften vor 1750 (beziehungsweise für die nichteuropäische Welt alle vor 1850) ähnlich. Die historische Sensibilität dieser Sortierung ist gering. Es scheint mir daher viel sinnvoller zu sein, kulturspezifischer nach Energieregimen zu fragen: nach dem Umgang mit sich neu eröffnenden und später sich wieder schließenden Energieoptionen in verschiedenen Zeiten und Räumen der Weltgeschichte. Doch darüber wissen wir zu wenig, um seriös ein welthistorisches Kapitel über „Energie" schreiben zu können. Für die anderen von mir ausgewählten Begriffe gilt

[12] Marcel van der Linden: Ein globalgeschichtlicher Blickwinkel auf Kapitalismus und Arbeiterklasse. In: Gunilla Budde (Hg.): Kapitalismus. Historische Annäherungen. Göttingen 2011, S. 164–175, hier: S. 171; vgl. Marcel van der Linden: Workers of the World. Essays toward a Global Labor History. Leiden/Boston 2008; Andreas Eckert (Hg.): Global Histories of Work. Berlin/Boston 2016.
[13] Vgl. Rolf Peter Sieferle: Nachhaltigkeit in historischer Perspektive. In: Wolfram Siemann (Hg.): Umweltgeschichte. Themen und Perspektiven. München 2003, S. 39–60.
[14] Ebd., S. 57.

Ähnliches. Welche Bedeutung etwa haben in Bezug auf das angedachte „Zeit"-Kapitel (west-)europäisch fundierte Überlegungen zur „Sattelzeit"[15] oder zur „Entdeckung der Zukunft"[16]?

Ich habe die Begriffskapitel schließlich aufgegeben und die beiden bereits existierenden umgearbeitet. Ich begann, mich auf Orte zu konzentrieren und von ihrer genauen Beschreibung her *scaling* zu betreiben sowie Vernetzungen und Transfers zu beobachten. Meine Hoffnung war und ist, dass Forschung, die zu konkreten Orten gemacht wird, die Perspektive der Zeit und des Ortes auch jenseits sprachlich-kultureller Vorannahmen aufnimmt und Alltagskulturen sichtbar werden lässt, die unsere Vorverständnisse von Arbeit, Energie et cetera brechen. Die Literaturfülle kann bei der Konzentration auf bestimmte Orte leichter abgefangen und die Vielfalt der Logiken von Akteuren und Wissenschaftlern leichter abgebildet werden. Indem ich Chang'an, die chinesische Haupt- und Millionenstadt seit dem 6. Jahrhundert nach Christus, beschreibe, oder Kilwa, eine blühende ostafrikanische Metropole vor der Eroberung durch die Portugiesen, ergibt sich zwar nicht konzentriert und begriffsbezogen, aber beiläufig und im Lesen und Vergleichen eine Anschaulichkeit von Vielfalt sowie ein Nachdenken über Ähnlichkeit und Verschiedenheit.

Chronologie

Dass die Trias aus Antike, Mittelalter und Neuzeit europäischen Ursprungs ist und die Geschichte der Welt nicht mehr strukturieren kann, ist vielfach beschrieben worden.[17] Was soll „Antike" in den beiden Amerikas sein? Warum sollte die chinesische, japanische oder indische Geschichte ein „Mittelalter" aufweisen? Warum sollte das ursprünglich frohgemute europäische „Neuzeit"-Verständnis auf andere Erdteile übertragbar sein? Schließlich gibt es vor dem 20. Jahrhundert keine Zäsuren von weltweiter Bedeutung, auch die Französische Revolution hatte diesen Stellenwert nicht. Erst nach 1945, so Jürgen Osterhammel, „beginnt so etwas wie eine Ereignisgeschichte der Welt".[18] Alternativ könnten natürlich Strukturhomologien nach Art der jasperschen Achsenzeiten zur Strukturierung der Weltgeschichte erwogen werden. Aber das wäre beim jetzigen Wissensstand sehr mutig.

Was tritt dann an die Stelle der europäischen Chronologie? Viele Texte, die die Welt im Ganzen im Blick haben, hantieren mit provisorisch anmutenden Gliede-

[15] Reinhart Koselleck: Einleitung. In: Otto Brunner u. a. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1: A–D. Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII, hier: S. XV.

[16] Lucian Hölscher: Die Entdeckung der Zukunft. Frankfurt a. M. 1999.

[17] Vgl. Justus Cobet: Das europäische Narrativ. Ein Althistoriker blickt auf die Ordnung der Zeiten. In: Nicolas Berg u. a. (Hg.): Konstellationen. Über Geschichte, Erfahrung und Erkenntnis. Festschrift für Dan Diner zum 65. Geburtstag. Göttingen 2011, S. 191–211.

[18] Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009, S. 97.

rungen, die thematische und chronologische Schwerpunkte ineinanderschieben. Neil MacGregors „Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten" ist in zwanzig Teile gegliedert, die Titel tragen wie: „IX: Der Aufstieg der Weltreligionen (100–600 n. Chr.)", „X: Die Seidenstraße und darüber hinaus (400–800 n. Chr.)", „XI: Im Innern des Palastes. Geheimnisse bei Hofe (700–900 n. Chr.)" und „XII: Pilger, Räuber und Händler (800–1300 n. Chr.)".[19] Das erinnert an eine barocke Wunderkammer. Edward H. Judge und John W. Langdon unterteilen ihr an der Entwicklung hin zu mehr Vernetzung orientiertes Werk „Connections. A World History" in sechs an den Rändern überlappende Epochen: „Emergence and Expansion of Regional Societies, to 300 C.E.", „Transregional Conflicts and Religious Connections, 200–1200 C.E.", „Cross-Cultural Conflicts and Commercial Connections, 1000–1650", „The Shift from Regional to Global Connections, 1500–1800", „Revolution, Industry, Ideology, and Empire, 1750–1914" und „Global Upheavals and Global Integration, 1900–Present".[20] Hier wird die stärkere Kohärenz durch robuste Zurückdrängung von nicht ins Bild passenden Entwicklungen erkauft, die gerade das Faszinierende an MacGregors von musealen Artefakten her gedachtem Buch ausmachen.

Letztlich bleiben alle Chronologien in dem Moment, wo der Eurozentrismus überwunden wird, ziemlich unbefriedigend. Die Welt vor dem 20. Jahrhundert hat zwar nicht aus gänzlich unverbundenen Eigengeschichten bestanden. Es gab friedliche und/oder gewaltsame Kontakte, Missverständnisse, Vernetzungen, Transfers, die zu Struktur- und Kulturannäherungen führen konnten. Ihre Reichweite war aber begrenzt und sie führten nicht immer zu Ähnlichkeiten, aus deren Beobachtung Historikerinnen und Historiker Epochengliederungen ableiten.

Ich will das am Beispiel des Pazifikraums illustrieren, der in vielerlei Hinsicht ein Gegenbild zu einer europa- oder eurasienzentrierten Geschichte bietet.[21] Die menschliche Eroberung der pazifischen Inselwelt begann vor 50 000 Jahren mit der Besiedlung Neuguineas und Australiens. In einem zweiten Schub machten sich wagemutige Migranten und Seefahrer vor 3500 bis 4000 Jahren von Taiwan aus Richtung Südwesten auf den Weg. In atemberaubenden Entdeckungsfahrten, die in mythischen Erzählungen und archäologischen Artefakten Überlieferungsspuren hinterlassen haben, wurden Inseln bis nach Hawaii im Norden, Neuseeland im Süden und zur Osterinsel im Osten besiedelt.[22] Die Neuankömmlinge richteten sich ein und veränderten ihre Umwelt. In Abhängigkeit auch von Größe und geografischer wie biologischer Struktur der jeweiligen Insel bildeten sich

[19] Neil MacGregor: Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten. München [4]2012, S. 8f.
[20] Edward H. Judge/John W. Langdon: Connections. A World History. London [2]2008.
[21] Vgl. David Armitage/Alison Bashford (Hg.): Pacific Histories. Ocean, Land, People. New York 2014; Alison Bashford: The Pacific Ocean. In: Sujit Sivasundaram u. a. (Hg.): Oceanic Histories. Cambridge u. a. 2018, S. 62–84; Ian C. Campbell: Worlds Apart. A History of the Pacific Islands. Christchurch 2003; Donald Denoon u. a. (Hg.): The Cambridge History of the Pacific Islanders. Cambridge u. a. 1997.
[22] Vgl. Alastair Couper: Sailors and Traders. A Maritime History of the Pacific Peoples. Honolulu 2009.

konkurrierende und kooperierende soziale Verbände. Kulturen veränderten sich oder hörten auf zu existieren. Dies zeigen archäologische Funde. Soziale Handlungen und Repräsentationen, die sie belegen, haben mit den Kulturmustern, die die ersten europäischen Aufzeichnungen schildern, keine direkte Beziehung. Von Archaik im Sinne unhistorischen Stillstands kann also keine Rede sein, auch wenn sich historische Ereignisse und Transformationsschübe nicht datieren und mit Namen und Gesichtern versehen lassen. Nach der Besiedlung Neuseelands endeten ab 1300 nach Christus die großen Entdeckungsfahrten. In einigen Inselgesellschaften ging das Wissen um Nautik und Schiffsbau nach und nach verloren.

Ersten Kontakt zu den Europäern gab es ab 1500 und dann intensiver ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Mithilfe der europäischen Schiffe stellten Indigene interinsuläre Kontakte wieder her, die teilweise nach dem Ende der großen Entdeckungsfahrten verloren gegangen waren. Der Einfluss der Europäer auf die insulären Kulturen hatte wegen der Einschleppung von Mikroben einerseits oft desaströse Auswirkungen auf die Entdecker von einst. Andererseits nutzten die Indigenen die Materialien und Artefakte, das Wissen und die Gier der Europäer zu eigenen Zwecken. Im Einzelnen gab es große Unterschiede. Die *Pacific Islanders* waren in unterschiedlichem Maße aufgeschlossen beziehungsweise abweisend gegenüber Fremden. Sie versuchten insuläre Politiken und Strukturen mit den neuen Außenkontakten bestmöglich zu verbinden. Die Europäer trafen zu verschiedenen Zeiten und mit unterschiedlichen Zielen auf die Inseln.[23] Sie missionierten und nutzten Inseln als Stützpunkte (Guam in der Frühen Neuzeit). Sie landeten als Schiffbrüchige (Western Australia vor 1800), führten wissenschaftliche Experimente durch (Tahiti vor 1800), rotteten Robben aus und jagten Wale (Neuseeland vor 1840). Sie kauften Sandelholz und Seegurken, um beides nach China zu verkaufen (Hawaii ab 1790, Fiji ab 1830). Sie bemannten Walfangschiffe mit *Pacific Islanders* und behielten nur die Leitungsfunktionen in eigener Hand. Sie errichteten permanente Siedlungen und verdrängten beziehungsweise töteten die Indigenen (New South Wales, Tasmanien seit 1788). Sie errichteten Plantagen, für die sie mancherorts *Pacific Islanders* als Arbeitskräfte rekrutierten (Queensland nach 1860), während sie andernorts Zonen europäischen Agrarkapitalismus sorgsam von Zonen indigener Herrschaft trennten und Inder als Arbeitskräfte ins Land brachten (Fiji nach 1874). An zahlreichen Orten übten Europäer mehr oder weniger regelmäßig verschiedene dieser Tätigkeiten aus, während es hingegen in einigen melanesischen Regionen noch Mitte des 20. Jahrhunderts kaum Erfahrungen mit Europäern gab.

Bis Ende des 19. Jahrhunderts waren die allermeisten Inseln des Pazifiks in koloniale Herrschaftsstrukturen eingebunden worden, wobei es zwischen nomineller Oberherrschaft, Zonen intensiver und lockerer Durchdringung und Siedlerherrschaft viele Varianten gab. Dementsprechend verlief auch die Dekolonialisierung sehr unterschiedlich: Längere, aber keineswegs gradlinige Verselbststän-

[23] Vgl. David Igler: The Great Ocean. Pacific Worlds from Captain Cook to the Gold Rush. Oxford 2013.

digungsprozesse in den britischen Siedlerkolonien Australien und Neuseeland, an deren Ende auch die Rechtspositionen der Indigenen verbessert wurden, stehen neben schnellen und überraschenden Dekolonialisierungsentscheidungen (Nauru) und fortdauernder europäischer Kontrolle (Neukaledonien).

Auf den Pazifikraum kann, wie die Beispiele zeigen, die europäische Trias von Altertum, Mittelalter und Neuzeit nicht angewendet werden. Es bietet sich aber auch keine einfache pazifische Alternative an. Zwar waren die Inseln nicht voneinander isoliert, doch ihre Geschichten folgten unterschiedlichen Rhythmen, die nicht in Einklang zu bringen sind. Der Entdeckungs- und Besiedlungsprozess war unterschiedlich. Die Geschichte vor dem Kontakt mit den Europäern variierte. Die Europäer kamen zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichen Absichten – und nicht immer gingen sie wieder. Entdeckungs-, Besiedlungs-, Kolonialisierungs- und Dekolonialisierungsgeschichten der verschiedenen Inseln waren miteinander vernetzt und sind doch völlig unterschiedlich. Die indigene Geschichte hat an keinem Ort je aufgehört und sorgt daher für fortwährende Verschiedenheit. An keinem Ort konnte die Dekolonialisierung einfach an die vorkoloniale Welt anknüpfen.

Nicht nur, aber auch unter dem Eindruck der pazifischen Komplexitäten habe ich die 2010 geplante chronologische Sortierung schließlich aufgegeben. Parallellaufende eigene Forschungen in interdisziplinären Zusammenhängen ließen mich zusätzlich an der strukturierenden Kraft von Zäsuren zweifeln.[24] Das meine Weltgeschichte nun leitende „Erzählen von Orten her" führte nicht zu neuen Zäsurvorschlägen, weil die Ortsgeschichten, selbst wenn sie in größere Veränderungsprozesse eingebettet wurden, unterschiedlichen Rhythmen folgten. Wie im Pazifikraum hat es auch andernorts Verbindungen gegeben. Doch ein Gleichtakt entwickelte sich daraus in der Regel nicht. Es scheint mir daher unzulässig, die faktische Vielheit durch die Rede von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen"[25] auktorial zu ordnen. Weltgeschichte sollte die Gleichzeitigkeit des Gleichzeitigen akzeptieren. Daher habe ich die zwanzig Kapitel des Buches nun locker chronologisch angeordnet und nicht zu Abschnitten oder Teilen zusammengefasst. Orte mit einem zeitlich früheren Erzählschwerpunkt stehen zwar vor Orten mit einem zeitlich späteren Erzählschwerpunkt, sodass eine chronologische Anmutung bleibt. Weil aber die Orte Geschichten erzählen, die eintausend (Moche-Tal), vierhundert (Shidebaj, Hokkaido) oder auch nur gut zweihundert Jahre („Amerika!") umfassen, ergeben sich zahlreiche Überlappungen und Unregelmäßigkeiten. Das ist meiner Ansicht nach kein Schaden. Strukturierende Begriffe wie „Altertum", „Mittelalter", „Neuzeit", „Vormoderne"/„Moderne" oder „Europa"/„Außereuropa" habe ich zu vermeiden versucht. Vielleicht kann man sagen, dass der Teppich Richtung Gegenwart dichter geknüpft ist und Muster sich angleichen. Im

[24] Vgl. Frie/Nieswand: Ordnungen (wie Anm. 8); Frie/Meier (Hg.): Aufruhr (wie Anm. 8); Frie/Planert (Hg.): Revolution (wie Anm. 8); Frie/Meier (Hg.): Dynamics (wie Anm. 8).

[25] Vgl. Achim Landwehr: Von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen". In: HZ 295 (2012) 1, S. 1–34.

20. Jahrhundert gibt es erstmals – wenn wir von früheren, global wirksamen, aber nicht global wahrnehmbaren Naturereignissen absehen – Ereignisse von globaler Signifikanz.[26]

Relevanz

Was ist eigentlich wichtig? Das Curriculum meines Schulunterrichts folgte einer Art nationalisierten *translatio imperii*-Vorstellung: Zweistromland, Ägypten, Griechen, Römer, Ritter, Luther, Dreißigjähriger Krieg, Ludwig XIV., Aufklärung, Französische Revolution, 1848, Kaiserreich, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg, Berliner Mauer. An diesen Unterrichtsinhalten hat sich bis heute kaum etwas geändert – inzwischen sind allerdings Willy Brandt und Helmut Kohl hinzugekommen. Das ist eine „Wie wir wurden, was wir sind"-Geschichte, in der Renaissance angelegt, im 19. Jahrhundert nationalisiert, seit den 1980er-Jahren über die Politik- und Ideengeschichte hinaus sozial- und später kulturhistorisch angereichert, in den vergangenen Jahren durch „Fenster zur Welt"-Exkurse partiell aufgebrochen (so jedenfalls in Baden-Württemberg). Die Denomination der Geschichtslehrstühle an vielen deutschen Universitäten versieht diese narrative Rahmung mit Forschungskompetenz. Wir haben Lehrstühle für die Geschichte der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit, für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, manchmal für Kulturgeschichte. Zu Zeiten des Kalten Kriegs sind Lehrstühle für Amerikanische und Osteuropäische Geschichte hinzugekommen. Lange Zeit gab es vereinzelte Lehrstühle für „Außereuropäische Geschichte" oder „Überseegeschichte" – frühe Formen der „Fenster zur Welt", die aus der Sicht afrikanischer, amerikanischer, asiatischer oder australischer Kolleginnen und Kollegen borniert wirkten, weil sie eine unspezifische Negativbestimmung („Nicht-Europa", „jenseits des Meeres") umstandslos in ein Thema verwandelten und so Kohärenz behaupteten, wo keine Kohärenz sein konnte. Lehrstühle für persische, indische, chinesische oder japanische Geschichte gibt es in Deutschland selten. Wo sie existieren, sind sie in der Regel den jeweiligen Regionalwissenschaften zugeordnet, weil sie außerhalb des europäischen Narrativs liegen, das nicht nur die Geschichte, sondern auch die Geschichtswissenschaft strukturiert.

Man kann die Logik dieser in den deutschen Schul- und Universitätsunterricht eingebauten Erzählung mit guten Gründen für arg konstruiert halten. Warum auf das Zweistromland die Ägypter und dann die Griechen und Römer folgen, ist nicht recht einzusehen. Vier Meere, schrieben Bewohner des Zweistromlandes gelegentlich, begrenzten ihren Horizont: das Mittelmeer, das Schwarze Meer, das Kaspische Meer und der Persische Golf. Italien lag ihnen ebenso fern wie Indien,

[26] Vgl. Frank Bösch: Zeitwende 1979. Als die Welt von heute begann. München 2019; Michael Goebel: Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism. New York 2015.

zu dem immerhin ab und an Handelsbeziehungen bestanden. Die Verlagerung des Erzählschwerpunkts von Euphrat und Tigris ans Mittelmeer ist weder aus der Sicht der Zeitgenossen noch sachlogisch gerechtfertigt. Ähnlich eigentümlich ist die Gewohnheit, auf die Römer die Ritter folgen zu lassen. Die Verlagerung des Erzählschwerpunkts von Rom auf die Alpennordseite ergibt sich nicht aus dem Gegenstand. Erben Roms waren die Byzantiner, die sich als Römer bezeichneten. Das Kaisertum Karls des Großen und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation waren demgegenüber Neuansätze, die sich des Mantels der Geschichte zu Legitimationszwecken bedienten. Das kulturelle Erbe Roms wurde eher südlich des Mittelmeeres bewahrt als nördlich der Alpen. Das Narrativ folgt den Bedürfnissen der Gegenwart, nicht den Selbstverständnissen der Zeitgenossen oder den sachbezogenen Verknüpfungen.

Das eigentümliche Narrativ hat aber auch große Vorzüge. Es klärt die Relevanzfrage: Verknüpft werden schriftgebundene „Hochkulturen" unter besonderer Berücksichtigung von – aus unserer Sicht – zukunftsträchtigen oder aufgrund ihrer Einzigartigkeit memorablen sozialen, kulturellen und politischen Innovationen. Wir erfahren von ägyptischen Pyramiden und Papyri, von griechischen Tempeln und Scherbengerichten, römischen Kaisern und Bädern, gotischen Domen und Handelsstädten, Absolutisten und Aufklärern und so weiter. Wenn wir das Narrativ verlassen, stellt sich die Relevanzfrage in dramatischer Weise neu:

Warum sind die Etrusker wichtiger als die Tungusen,[27] die im nördlichen Sibirien von Jagd und Rentierhaltung leben? Die langen und harten Winter verbringen sie in der Taiga. Im Sommer ziehen die Tungusen in die Tundra, wo ihre Rentiere Gräser und Flechten fressen können. Der Dauerfrostboden taut auf, es bildet sich Morast, es kommen die Stechmücken. Um die Insekten abzuhalten, brennen ständig stark rauchende Feuer. In der nördlichen Hälfte Eurasiens ringen Menschen ihrer Umwelt in beeindruckender Weise ein hartes Leben ab. Warum erzählen wir das nicht? Ein Grund dafür mag sein, dass die Lebensweise der Tungusen kaum archäologische Spuren hinterlässt und wir daher vor einem Quellenproblem stehen. Aber das ist ein praktisches Argument, kein kategoriales. Sind „Hochkulturen" – was auch immer das sein mag – wichtiger als Nicht-„Hochkulturen"? Geht es um „Vorreiter"? Wenn ja, was ist der Maßstab?

Warum ist das Perserreich wichtiger als die Herrschaft Srivijaya[28] mit ihrem Schwerpunkt im heutigen Palembang im Südosten Sumatras? Hier gab es im 10. und 11. Jahrhundert Waren aus ganz Südostasien. Arabische, persische, aber auch chinesische Quellen messen diesem Ort große Bedeutung zu. Im 11. Jahrhundert soll die ehrgeizige Chola-Dynastie, deren Sitz mehr als 3 000 Kilometer entfernt an der Südostküste Indiens war, Kriege gegen Srivijaya geführt haben, wohl um

[27] Vgl. Hermann Parzinger: Die frühen Völker Eurasiens. Vom Neolithikum bis zum Mittelalter. München 2006, S. 859f.

[28] Vgl. Kenneth R. Hall: A History of Early Southeast Asia. Maritime Trade and Societal Development, 100–1500. Lanham u. a. 2011; Roderich Ptak: Die maritime Seidenstraße. Küstenräume, Seefahrt und Handel in vorkolonialer Zeit. München 2007.

dessen Einfluss zu begrenzen und selbst stärker vom Handel zu profitieren. Spätestens im 13. Jahrhundert begann der Niedergang Srivijayas, während gleichzeitig China erstarkte und der Warenverkehr im gesamten südostasiatischen Raum breiter und dichter wurde. Warum ist dies in Deutschland kaum bekannt? Sind nahe Reiche wichtiger als ferne?

Warum wissen wir viel über Jesus und Mohammed, aber wenig über Zarathustra? Ist Erfolg das wichtigste Kriterium für die Auswahl „relevanter" Religionen? Wenn ja, warum sind wir über die katholische Version des Christentums besser informiert als über die nestorianische,[29] die im 9. Jahrhundert von der heutigen Türkei bis nach China, Japan und Sumatra präsent war? Gibt es Stichjahre zur Bemessung von Erfolg?

Warum untersuchen wir mittelalterliche Städte nördlich der Alpen, ignorieren aber Chang'an,[30] die chinesische Hauptstadt, die vom 6. bis zum 9. Jahrhundert mehr als eine Million Einwohner hatte? Warum wissen wir viel über Paris, in dem um 1700 circa 500 000 Menschen lebten, aber nichts über Lahore, eine der frühen Mogul-Residenzstädte mit 700 000 Einwohnern um 1670 oder über das 200 Kilometer südlich gelegene Agra mit 800 000 Einwohnern?

Wenn wir nach Relevanzkriterien für das zu Erzählende suchen, gibt es derzeit zum bewährten und gewohnten europäischen Narrativ keine in gleicher Weise praktikable Alternative. Dieses Narrativ kann aber, wenn wir es – wie oben geschehen – auf seine inhärente Logik befragen, nicht mehr überzeugen. Chakrabartys Diktum, „indispensable and inadequate",[31] – mit dem er die Bedeutung europäischen Denkens für eine Analyse indischer Geschichte umschrieb – fasst das Dilemma angemessen zusammen. Wir können am europäischen Narrativ festhalten, im Wissen um seine Relativität und Funktionalität. Oder wir geben es auf zugunsten einer Weltgeschichte, die dann „nichts anderes sein [kann] als ein durch Augenmaß und Theorie kontrolliertes Spiel mit Perspektiven".[32] Diese Lösung spiegelt sich in der Auswahl „meiner" Orte wider. Sieben liegen in Asien, vier in Amerika, vier in Afrika und drei in Europa. Einige bedienen unsere welthistorischen Seh- und Lesegewohnheiten (Babylon, Byzanz, Berlin, St. Petersburg), andere sind eher unbekannt (Barygaza, Kilwa, Cap Français, Volta-See), wieder andere liegen irgendwo dazwischen (Chang'an, Cuzco, Shahjahanabad, Kairo). Ich habe darauf geachtet, mit lieb gewordenen Präferenzen zu brechen. Deswegen ist das „Byzanz"-Kapitel, das die griechische und römische Antike präsentiert, nicht länger als entsprechende Kapitel zu Afrika, Süd- und Ostasien oder Amerika.

[29] Vgl. Wilhelm Baum/Dietmar W. Winkler: Die apostolische Kirche des Ostens. Geschichte der sogenannten Nestorianer. Klagenfurt 2000.

[30] Thilo Thomas: Chang'an. Metropole Ostasiens und Weltstadt des Mittelalters 583–904. Bd. 1: Die Stadtanlage. Wiesbaden 1997; Bd. 2: Gesellschaft und Kultur. Wiesbaden 2006.

[31] Dipesh Chakrabarty: Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000, S. 3–23, hier: S. 6.

[32] Jürgen Osterhammel: Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte. In: ders. (Hg.): Weltgeschichte. Stuttgart 2008, S. 9–32, hier: S. 22.

Für keine Weltregion sollte es einen durchgängigen Erzählstrang geben. Deswegen fehlen das europäische Mittelalter und das vorkoloniale Nordamerika ebenso wie die Qing-Dynastie und die Republikzeiten in China. Man sollte sich allerdings, das habe ich inzwischen gelernt, nie auf eine Diskussion darüber einlassen, was fehlt: Euklid, Leonardo da Vinci, Einstein, Helmut Rahn – die Aufzählung wäre endlos. Manche Themen finden Leserinnen und Leser schließlich doch, aber an ungewohnter Stelle. Das „Hokkaidō"-Kapitel erzählt die Empire-Geschichte eben nicht am Beispiel Englands oder Spaniens, sondern – um neue Perspektiven zu eröffnen – anhand eines nichteuropäischen Falls. Aus dem gleichen Grund wird Industrialisierungsgeschichte am Beispiel Nordamerikas erzählt, Stadtgeschichte am Beispiel Chinas, Revolutionsgeschichte am Beispiel Haitis. Kein Kapitel hat einen ganz klaren thematischen Fokus. Anders als in Osterhammels – für ein gänzlich anderes Publikum geschriebener und ganz anders fundierter – „Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts"[33] bleiben Strukturierungen durch Begriffe und Konzepte im Hintergrund. Erzählt wird, was von einem Ort aus in den Blick kommt und ganz außergewöhnlich oder anschlussfähig für andere Geschichten ist.

Fazit

Überfordert durch Komplexität, verwirrt durch das Fehlen regionenübergreifender chronologischer Fixpunkte und ratlos angesichts der Nichtlegitimierbarkeit von Relevanzkriterien habe ich die Gliederung von 2010 aufgegeben. Man kann das auch positiv sehen und vom Zerreißen traditioneller Fesseln reden. In Plädoyers für Globalgeschichte finden sich regelmäßig Aussagen, die eine Freiheit von etwas versprechen: das Ende des methodologischen Nationalismus und des Eurozentrismus,[34] „a plural platform to relate experiences and subjectivities for which earlier modes of historical narration had no space".[35] Seit einigen Jahren werden freilich die methodologischen Disziplinierungsversuche stärker. So schlägt Roland Wenzlhuemer die Begriffe „Verbindung", „Raum", „Zeit", „Akteur", „Struktur" und „Transit" vor, um „einen sehr unmittelbaren analytischen Zugriff auf die zentralen Fragen der Globalgeschichte" zu gewinnen. Und im Einklang mit vielen neueren Publikationen hält er fest: „Globale Verbindungen sind die Kernbeobachtungselemente der Globalgeschichte".[36]

Weltgeschichte als Geschichte der Welt im Ganzen kann, so scheint mir, nicht in der Weise analytisch angegangen werden wie eine Globalgeschichte, die sich als

[33] Ders.: Verwandlung (wie Anm. 18).
[34] Vgl. Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013, S. 20f.
[35] Gopalan Balachandran: Claiming Histories beyond Nations. Situating Global History. In: IESHR 49 (2012) 2, S. 247–272, hier: S. 259.
[36] Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in sechs Episoden. Konstanz/München 2017, S. 257.

Perspektive versteht. Angesichts unseres Kenntnisstands, unseres Erkenntnisvermögens und der Komplexität des Gegenstands „Welt" bleibt uns nur das Erzählen „vom Konkreten her", und dann die Weitung des Blicks, das *up- and downscaling*, das Spiel mit Perspektiven. In einer Zeit, in der die Geschichtswissenschaft ihren Plot verloren hat, können wir das Große und Ganze zwar noch im Blick haben, es aber nicht mehr auf dem Weg der weberschen Einleitungsfrage zur Religionssoziologie mit einem Schlag erreichen. Eine alternative Leitfrage haben wir jedoch auch nicht. Zwar sind Verbindungen für meine „Weltgeschichte" zentral, aber auch lose Enden, Abrisse, *lonely cowboys* – und auch die Tungusen – sind wichtig. Manchmal habe ich beim Schreiben an Golo Mann gedacht: „Ich glaube an die ganze Theoriebedürftigkeit der Geschichte nicht", hat er 1979 in seinem „Plädoyer für die historische Erzählung" geschrieben: „Die Historie ist eine Kunst, die auf Kenntnissen beruht, und weiter ist sie gar nichts."[37] Aber so grundsätzlich will ich nicht werden, zumal ich mich vor Repliken fürchte, wie sie Hans-Ulrich Wehler zu Golo Mann geschrieben hat.[38] Nicht die Geschichtsschreibung insgesamt, wohl aber die Erzählung der Geschichte der Welt im Ganzen ist eine Kunstform, die in ihren wissenschaftlichen Ansprüchen zurückhaltend sein muss, um ernst genommen werden zu können. Auf der Grundlage unanwendbarer Theoriemodelle und überforderter Analyseinstrumente habe ich mehr oder weniger kunstvoll mehr oder weniger vernetzte Geschichten erzählt, in der Hoffnung, dass in den Köpfen der Leserinnen und Leser Fragmente von Bildern entstehen, die ich selbst auch nicht vollständig sehen kann. Vielleicht hat David Christian daher nur halb recht: Das Schreiben von Weltgeschichte macht stets existierende, aber im Allgemeinen un- oder halb-bewusst ihre Wirkung ausübende Meistererzählungen sichtbar und damit der Kritik zugänglich. Vorerst aber führt das nicht so sehr zur Verbesserung der Meistererzählungen als zu ihrer Abschaffung durch Pluralisierung. Auch das kann man positiv werten, im Sinne einer „dialogic vision of a connected past", wie sie Natalie Zemon Davis einmal beschworen hat.[39]

Freilich: Auch aus Fragmenten zusammengesetzte Geschichten sind meist „implizit Universalgeschichten",[40] weil sie in der Regel verdeckte Metanarrative enthalten. Auch im oben zitierten Text von Natalie Zemon Davis wird am Ende ein solches Narrativ entworfen: „In shaping a dialogic vision of a connected past with historians from different parts of our planet, we may contribute to a future where the pleasures of exchange seem more attractive than the profits of power, the din of argument more appealing than the cacophony of war; and the dignity of mutual respect more affirming than the trappings of supremacy. Many stories can be

[37] Golo Mann: Plädoyer für die historische Erzählung. In: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München 1979, S. 40–56, hier: S. 53.
[38] Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Fragen an Fragwürdiges. Eine gedämpfte Replik auf Golo Manns Plädoyer. In: Kocka/Nipperdey (Hg.): Theorie (wie Anm. 37), S. 57–60.
[39] Natalie Zemon Davis: Global History, Many Stories [2001]. In: Osterhammel (Hg.): Weltgeschichte (wie Anm. 32), S. 91–100, hier: S. 100.
[40] Christopher Bayly: Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914. Frankfurt a. M./New York 2006, S. 22.

our strength as long as we tell them to each other."[41] Wahrscheinlich steckt auch in meinem multiperspektivischen Erzählen und in den – teils explizit, teils implizit miteinander – korrespondierenden Erzählinhalten die Hoffnung auf das Gelingen von neugierig-friedlicher Verschiedenheit und meine Sorge um die Dauerhaftigkeit der fragilen Normalfriedlichkeit meines Alltags. Vielleicht ist auch das kein Nachteil, sondern ein Hinweis auf die doppelte Chance, die in der zur Kunstform verurteilten Erzählung von Weltgeschichte liegt: Sie ermöglicht Selbstaufklärung durch historiografische Praxis und baut eine Brücke zu einem größeren Publikum, das Erhellung und Unterhaltung gleichzeitig erwarten kann.

Abstract

The attempt to present the history of the world as a whole in a narrative has led, in the wake of the delegitimization of the Eurocentric narrative, to a series of interesting challenges: new means of reducing complexity, reformulation of the chronology, and the development of new criteria of relevance. This essay describes, in the form of an experience report, the discovery of these challenges and suggests strategies of response. The history of the world as a whole, according to this thesis, needs to be understood as being irregularly interwoven. At our current level of understanding, it can only be consistently and stringently presented in theory and method when accepting major distortions and instances of one-sidedness. While "global history as a perspective" can be combined well with a variety of methodological and theoretical positions, the writing of a history of the world as a whole must part with clear positions of this kind and open more towards the art of narration in order to be taken seriously academically.

[41] Davis: History (wie Anm. 39), S. 100.

Susanne Popp

Globalgeschichte und Geschichtsunterricht

Das Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung

Der geschichtsdidaktische Zugang zur Welt- und Globalgeschichte[1]

Der vorliegende Beitrag wendet sich dem Thema des Bandes aus geschichtsdidaktischer Perspektive zu. Er nimmt somit den Blickwinkel einer Disziplin ein, deren Kernanliegen nicht auf den Gewinn neuer geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse[2] im Allgemeinen sowie auf Fragen der welt- und globalgeschichtlichen Forschung und Historiografie im Besonderen gerichtet ist, auch wenn sie sich selbstverständlich kontinuierlich damit auseinandersetzen muss. Vielmehr stehen theoretische, normative und pragmatische Überlegungen zur Vermittlung von Geschichte in institutionalisierten und informellen historischen Bildungszusammenhängen im Mittelpunkt des Interesses der Geschichtsdidaktik. Es geht im Wesentlichen darum, die Ziele, Bedingungen und Möglichkeiten „guter"[3] historischer Bildung in Schule und geschichtskultureller Öffentlichkeit forschend zu reflektieren. So fragen Geschichtsdidaktikerinnen und -didaktiker primär nach der Bedeutung der theoretischen Konzepte und empirischen Forschungsergebnisse der Welt- und Globalgeschichte für die historische Bildung sowie nach Aspekten der sach- und adressatengerechten Vermittlung. Dabei orientiert sich die Didaktik der Geschichte an zwei Bezugsdisziplinen: den historischen Wissenschaften und den Bildungswissenschaften – wobei sich die deutsche Geschichtsdidaktik traditionell als Teildisziplin der Geschichtswissenschaften versteht.[4]

[1] In der Geschichtsdidaktik verwendet man inzwischen die Begriffe „globalgeschichtliche Perspektivierung" und „welt- und globalgeschichtliche Perspektivierung" synonym. Vgl. dazu die Ausführungen auf S. 170 in diesem Beitrag.

[2] Eine Ausnahme stellen bildungsgeschichtliche Forschungen zum Beispiel zur Geschichte des Geschichtsunterrichts, der Lehrpläne und der Lehrwerke dar. Vgl. z. B.: Gisela Teistler: Schulbücher und Schulbuchverlage in den Besatzungszonen Deutschlands 1945–1949. Eine buch- und verlagsgeschichtliche Bestandsaufnahme und Analyse. Wiesbaden 2017.

[3] „Gut" meint hier nicht nur nachhaltige Lernwirksamkeit, sondern auch historische Frage-, Methoden- und Urteilskompetenzen, die Befähigung zu kritischem Denken sowie die Ausrichtung an den Normen und Werten der Aufklärung, Demokratie und Menschenrechte.

[4] In vielen anderen Ländern – insbesondere im angloamerikanischen Bereich – ist die Didaktik der Geschichte den Erziehungswissenschaften zugeordnet und ausschließlich auf den Geschichtsunterricht in der Schule fokussiert. Demgegenüber versteht sich die deutsche Geschichtsdidaktik

https://doi.org/10.1515/9783110743067-009

Für das Konzept der hier zu erörternden globalgeschichtlichen Perspektivierung sind auf pragmatischer Ebene die Gegebenheiten des Geschichtsunterrichts an deutschen Schulen konstitutiv. Im Unterschied zu vielen anderen Staaten, gab und gibt es in Deutschland kein zusätzliches Schulfach „Weltgeschichte", das zumindest in einigen Jahrgangsstufen – beispielsweise in der gymnasialen Oberstufe – neben der Nationalgeschichte[5] unterrichtet würde. So lange dieser Zustand fortbesteht, bleibt nur die Option, welt- und globalgeschichtliche Aspekte als „Perspektiven" auf die im Lehrplan verankerten Themenkomplexe in den nationalhistorisch geprägten Geschichtsunterricht zu integrieren.

Das Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung beruht auf der Idee, dass die gegebenen Lehrplanthemen – trotz ihrer Einbettung in einen national- und europageschichtlich ausgelegten Gesamtzusammenhang – nicht zwangsläufig nur in einer dezidiert nationalhistorischen Perspektive betrachtet beziehungsweise bearbeitet werden müssen. Dies zeigen die seit Langem im (deutschen) Geschichtsunterricht fest etablierten landes- und lokalgeschichtlichen Inhalte, die nationalgeschichtliche Themen ergänzen, differenzieren und fallweise auch kontrastieren. So präsentiert der Geschichtsunterricht oftmals prominente Gegenstände wie den „Absolutismus" oder den „Ersten Weltkrieg" nicht allein in einer national- und/oder europageschichtlichen Perspektive, sondern zusätzlich auch in einem regional- oder lokalgeschichtlichen Zugriff. Mag es dabei den Lehrplanverantwortlichen auch primär um eine Stärkung regionaler Identitäten gehen, so ist damit doch die didaktische Chance verbunden, den Schülerinnen und Schülern aufzuzeigen, dass die Betrachtung ein und desselben Lehrplanthemas aus dem regionalgeschichtlichen Blickwinkel bestimmte Generalisierungen und Deutungslinien der nationalhistorischen Perspektive infrage stellen sowie neue Zusammenhänge und Fragen aufscheinen lassen kann.

Analog zu diesem Perspektivenwechsel kann man sich eine Rekonstruktion geeigneter national- und europahistorischer Themen aus globalgeschichtlichem

seit den 1970er-Jahren als Wissenschaft vom Zustand und Wandel des Geschichtsbewusstseins und der Geschichtskultur in der Gesellschaft und betrachtet den schulischen Geschichtsunterricht als einen Teilbereich dieses Forschungsfelds.

[5] Zum Begriff der „Nationalgeschichte": Die föderalen Geschichtslehrpläne in Deutschland repräsentieren insofern keine Nationalgeschichte im strengen Sinne, als sie zumeist bei der Ur- und Frühgeschichte beginnen, sich anschließend der ägyptischen, griechischen und römischen Antike zuwenden und darüber hinaus Themen wie die *Glorious Revolution*, den französischen Absolutismus, die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, die Französische Revolution und – allerdings immer weniger – die Russische Oktoberrevolution behandeln. Gleichwohl zielt das Gesamtkonzept auf ein deutsches nationalhistorisches Narrativ, das – von der Sache her unvermeidlich – im Rahmen der europäischen und „westlichen" Geschichte verankert ist und auf die historische Genese der für die Bundesrepublik konstitutiven politischen Werte fokussiert. Die genannten „Antiken" werden als Grundlage beziehungsweise „Erbe" der europäisch-westlichen Welt dargestellt, was die Nationalgeschichte mit einer weit über diese in die Vergangenheit zurückreichenden Traditionslegung ausstattet. Vgl. hierzu Susanne Popp: Zugriffsmöglichkeiten globalgeschichtlicher Perspektiven. In: Olaf Kaltmeier/Jochen Kemner (Hg.): Globalgeschichtliche Perspektiven und Globales Lernen im Geschichtsunterricht. Bielefeld 2018, S. 15–18, hier: S. 15.

Blickwinkel vorstellen, wobei dieses Verfahren unter den gegebenen Umständen auf anschauliche und einprägsame Fallstudien beschränkt bleiben muss. Dass man jedoch auch mit begrenzten didaktischen Maßnahmen didaktisch wertvolle Impulse für die Anbahnung eines global orientierten Geschichtsbewusstseins[6] im Rahmen des national- und europahistorischen Narrativs setzen kann, sollen zwei Beispiele zu den beiden oben genannten Themen *ex negativo* zeigen. So verzichten die allermeisten aktuellen deutschen Lehrwerke bei der Darstellung des Ersten Weltkriegs darauf, eine Weltkarte zu präsentieren, die die zeitgenössische Ausdehnung der europäischen Kolonialimperien verdeutlichen würde. Die Schulbuchdarstellungen zum Thema „Absolutismus" zeigen ihrerseits sehr oft (grob vereinfachende) Schaubilder zur Funktionsweise des merkantilistischen Systems, in denen typischerweise ein Pfeil den Import von Rohstoffen andeutet. Sie gehen aber nicht auf die Hintergründe hierfür ein. So sucht man in Schaubildern und begleitenden Schulbuchtexten meist vergebens einen Hinweis darauf, dass das in Bezug auf Staatsform, Herrschaftssystem und Kultur recht ausführlich erörterte absolutistische Frankreich zugleich eines der zeitgenössisch bedeutendsten europäischen Kolonialimperien war.[7] Der „Code noir"[8] von 1685, ein für die Geschichte des Kolonialismus und Rassismus bezeichnendes Dekret des „Sonnenkönigs", scheint einem Paralleluniversum anzugehören. Diese beiden Beispiele lassen erkennen, wie wenig globalhistorische Perspektiven sowohl bei denen präsent sind, die Geschichtsschulbücher schreiben, als auch bei jenen, die die Vorlagen in staatlichen Genehmigungsverfahren autorisieren.

Mit diesen einführenden Bemerkungen sind zwei Ausgangspunkte für die folgenden Überlegungen gesetzt: Diese beziehen sich erstens auf den gegebenen deutschen Geschichtsunterricht und zweitens auf ein Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung bestehender Lehrplanthemen – nicht aber auf eigenständige welt- und globalhistorische Narrative. Gleichwohl ist – wie im Nachfolgenden gezeigt wird – die Diskussion über solche Narrative für die Didaktik der Geschichte relevant.

[6] Der Begriff des „global orientierten Geschichtsbewusstseins" meint in diesem Zusammenhang die Haltung, historische Themen auf mögliche welt- oder globalgeschichtliche Horizonte hin zu reflektieren. Vgl. dazu: Sebastian Conrad: Globalgeschichte. Eine Einführung. München 2013, S. 7–28, insbes. S. 10.

[7] Das Kolonialimperium Frankreichs wird durchaus erwähnt – zum Beispiel im Kontext der britisch-französischen Rivalität und/oder im Kontext des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs, nicht aber im Zusammenhang mit dem französischen beziehungsweise europäischen Absolutismus. Generell ist festzustellen, dass die Geschichte des Kolonialismus, der die europäische Geschichte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts als immerhin sehr einflussreicher historischer Faktor begleitete, bei der Konstruktion der Lehrplanthemen stets ausgeblendet bleibt, wenn es nicht direkt um das Thema „Kolonialpolitik" geht.

[8] Vgl. z. B. Jean-François Niort: Le Code Noir. Idées reçues sur le Code Noir. Paris 2015.

Gründe für die Unverzichtbarkeit einer globalgeschichtlichen Perspektivierung auch und gerade im national- und europahistorischen Geschichtsunterricht

Für die Begründung des geschichtsdidaktischen Interesses an der welt- und globalgeschichtlichen Forschung und Historiografie sind *erstens* mehrere – inzwischen fast triviale – bildungstheoretische Argumente anzuführen: So sieht man eine zentrale Aufgabe des Geschichtsunterrichts darin, den Heranwachsenden – neben grundlegenden historischen Sachkenntnissen und Fähigkeiten des historischen Denkens – eine elementare historische Orientierungskompetenz zu vermitteln. Diese soll es ihnen ermöglichen, wichtige Entwicklungen und Probleme der gegenwärtigen Welt in deren historischer Bedingtheit zu verstehen. Zudem wird in Anschlag gebracht, dass die Lebenswelt der Menschen beziehungsweise der Schülerinnen und Schüler zwar „vor Ort" stattfindet, dabei jedoch von komplexen „lokal-globalen" Strukturen durchdrungen ist. Mag sich auch das Alltagsleben der Heranwachsenden nach wie vor primär im politisch-gesellschaftlichen Rahmen von Nationalstaaten entfalten, so ist es doch unweigerlich von den tiefgreifenden Auswirkungen vielfältiger Globalisierungsprozesse geprägt. Die Schülerinnen und Schüler sehen sich mit sozio-ökonomischen, politischen sowie ökologischen Fragen und Problemen konfrontiert, die oftmals über den nationalen Rahmen hinausreichen und zudem auf nationalstaatlicher Ebene nicht bewältigt werden können.[9]

Auf dieser Ebene der Betrachtung macht es dabei keinen Unterschied, ob die Jugendlichen in einer kulturell diversen Klassengemeinschaft lernen oder nicht und ob sie die deutsche Nationalgeschichte, die der Unterricht vermittelt, für sich selbst als identitätsrelevant oder als „Geschichte von anderen" wahrnehmen. Denn die Aufgabe des Geschichtsunterrichts besteht unabhängig von der Zusammensetzung der Lerngruppe darin, eine „lokal-globale"[10] historische Orientierungskompetenz zu vermitteln, mithilfe derer geschichtliche Themen in transregionalen und globalen Horizonten beziehungsweise Kontexten verortet werden können[11] – und zwar nicht „neben" oder „über" der Lokal-, Regional-, National- und europäischen Geschichte, sondern in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit den gegebenen lokalen, regionalen, nationalen und europäischen Geschichtsthemen. Anders formuliert: Die Aufgabe, historische Orientierungskompetenz anzubahnen, die alle deutschen Lehrpläne hochhalten, kann nur dann angemessen erfüllt werden, wenn der Geschichtsunterricht bereit ist, den Lernenden eine „Seh- und Denkschule" für die Wahrnehmung und Durchdringung „lokal-globaler" Zusammenhänge in Geschichte und Gegenwart zu bieten und die Fähigkeit ebenso wie das Interesse anzubahnen, „die Geschichte Deutschlands bzw. (Mit-

[9] Vgl. Susanne Popp: Welt- und globalgeschichtliche Perspektivierung des historischen Lernens. In: GWU 56 (2005), S. 491–507.
[10] Die Anführungszeichen verweisen darauf, dass „lokal" hier auch die nationale und europäische Ebene meint und „global" auch Themen umgreift, die vor 1500 liegen.
[11] Vgl. Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 6), insbes. S. 10f., S. 26–28.

tel-)Europas in der eigenen historischen Einbildungskraft mit ausgewählten historischen Erfahrungen anderer großer Zivilisationskomplexe zusammenzudenken".[12] Ein erster Schritt in diese Richtung besteht darin, die Begrenztheit des gewohnten Blicks auf die gegebenen Themen mittels geeigneter Beispiele bewusst zu machen.

Zur Begründung der globalgeschichtlichen Perspektivierung im national- und europahistorisch ausgelegten Geschichtsunterricht kann *zweitens* ein geschichtsdidaktisches und – wenn man so will – geschichtstheoretisches Argument herangezogen werden. Es knüpft an die Beobachtung an, dass die nationalhistorische Perspektive auf Geschichte zugleich jene ethno- beziehungsweise eurozentrische[13] Tendenzen unterstützt, die im alltäglichen Geschichtsbewusstsein und in der populären Geschichtskultur omnipräsent sind. Dass die Beschränktheiten, Fehleinschätzungen und Irrtümer eines eurozentrischen Geschichtsbildes für die Anbahnung einer adäquaten historischen Orientierung in der global vernetzten Welt der Gegenwart kontraproduktiv sind, soll hier nicht eigens begründet werden. Die Integration globalgeschichtlicher Perspektiven in den Geschichtsunterricht hingegen macht den Lernenden nicht nur den spezifischen Standpunkt des gegebenen Narrativs bewusst, sondern bringt ihnen zugleich geeignete Fragestellungen, Konzepte und Methoden nahe, mit denen sie sich selbstständig und kritisch mit der impliziten Standortgebundenheit historischer Themen auseinandersetzen können.

Insbesondere einschlägige Diskussionen innerhalb der Globalgeschichte haben den Blick auf strukturell wirksame Implikationen nationalhistorisch konfigurierter Geschichtsdarstellungen geschärft. So hat beispielsweise Sebastian Conrad das Konzept des „methodologischen Nationalismus"[14] als essenzielles Verfahren der traditionellen Nationalgeschichtsschreibung bezeichnet, das Nationalstaaten unreflektiert „als abgegrenzte, unabhängige und relativ homogene Einheiten"[15] setze und zum Ausgangspunkt von Forschung und Geschichtsschreibung mache. In

[12] Jürgen Osterhammel: Alte und neue Zugänge zur Weltgeschichte. In: ders. (Hg.): Weltgeschichte. Stuttgart 2008, S. 9–32, hier: S. 12.

[13] „Eurozentrismus" wird hier verstanden als historisches Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, das einerseits die inner- und außereuropäische Geschichte einseitig nach Maßstäben europäischer Werte, Normen und Geschichtserfahrungen beurteilt und andererseits dazu tendiert, die europäische Geschichte als maßgebliche Kraft in der historischen Gesamtentwicklung zu betrachten. Zu unterschiedlichen Formen des Eurozentrismus vgl. John M. Hobson: The Eurocentric Conception of World Politics. Western International Theory 1760–2010. Cambridge 2012; Sebastian Conrad: Die Weltbilder der Historiker. Wege aus dem Eurozentrismus. In: APUZ (2015) 41–42, online verfügbar unter https://www.bpb.de/apuz/212825/die-weltbilder-der-historiker-wege-aus-dem-eurozentrismus (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Eurozentrische Vorstellungen gibt es auch in nicht-europäischen Gesellschaften; zur Diskussion über eurozentrische Denkmuster in der japanischen Historiografie vgl. Masashi Haneda: Toward Creation of a New World History. Tokio 2018, S. 103–109.

[14] Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 6), S. 24. Vgl. auch Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden. Konstanz/München 2017, S. 9–13. Zum Begriff des methodologischen Nationalismus vgl. Ulrich Beck/Edgar Grande: Jenseits des methodologischen Nationalismus. Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. In: Soziale Welt 61 (2010), S. 187–216.

[15] Beck/Grande: Nationalismus (wie Anm. 14), S. 189.

der Geschichtsdidaktik und erst recht in Curricula und im Geschichtsunterricht fehlt ein entsprechendes Problembewusstsein noch weitgehend, obwohl die didaktische Bedeutung des „methodologischen Nationalismus“ evident ist. Denn die eurozentrischen Tendenzen des „Normalcurriculums“ wirken nicht allein durch die inhaltliche Auswahl und Ausgestaltung konkreter Einzelthemen, sondern bereits auf der strukturellen Ebene jener Konstruktionsprinzipien, die für nationalhistorische – und andere auf eine „Wir-Gruppe“ zentrierte – Narrative charakteristisch sind. Zu den typischen im Geschichtsunterricht wirksamen Konstruktionsprinzipien zählt jener „methodologische Nationalismus“, der sich nicht nur in der einseitigen Dominanz internalistischer Erklärungsmuster für historischen Wandel gegenüber interaktions- und verflechtungsgeschichtlichen Perspektiven niederschlägt. Vielmehr begünstigt jene Betrachtungsweise auch ein essenzialistisches Verständnis der das historische Narrativ tragenden „Wir-Gruppe“ und ihrer „historischen Leistungen“. Geht es beispielsweise um Themen wie die attische Demokratie, die mit Kolumbus verbundene Entdeckung des Seewegs nach Amerika oder die Französische Revolution beziehungsweise die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, dann blenden die Schulbuchdarstellungen Außeneinflüsse, die durch dichte oder weitläufige Interaktionen und Verflechtungen auf das „Innen“ wirkten, weithin aus. So werden in deutschen Lehrwerken etwa die Zusammenhänge zwischen der Amerikanischen Revolution und „unserer“ (europäischen!) Französischen Revolution in aller Regel nicht betont, sondern eher marginalisiert – und der Siebenjährige Krieg (1756–1763), der „Weltkrieg des 18. Jahrhunderts“,[16] findet in der Regel gar keine Erwähnung.

Eine weitere didaktisch relevante Darstellungstendenz, die ebenfalls auf der strukturellen Ebene von Nationalhistorien zu verorten ist, zeigt sich in der stereotypischen Konstruktion der „anderen“ als „Nicht-Wir “: Jenseits aller inhaltlichen Zuschreibungen ist das „Nicht-Wir“ deutlich daran erkennbar, dass die Anzahl der zur Beschreibung der „Wir-Gruppe“ benutzten Differenzierungskategorien drastisch reduziert und auf ein oder wenige dominante Merkmale beschränkt ist.

Eine ebenfalls häufig zu beobachtende inhaltliche Tendenz, die aus den narrativen Strukturgegebenheiten von Nationalhistorien resultiert, äußert sich darin, dass der jeweiligen nationalen „Wir-Geschichte“ historische Singularität, im Sinne von Inkommensurabilität, allein schon dadurch suggestiv attribuiert wird, dass man gar nicht erst fragt, ob und inwiefern die jeweiligen Phänomene der „eigenen“ Geschichte möglicherweise als Teilelemente von transregionalen oder globalen Zusammenhängen aufzufassen seien, die vor Ort spezifische Ausprägungen erfuhren. Vergleichbares gilt für die dargestellte Dynamik von historischen Prozessen im Sinne von „Fortschritt“ als Leitkategorie der Moderne. Indem die meisten Schulbücher historischen Wandel nur in Bezug auf die Nationalgeschichte (sowie Europa und den Westen) thematisieren und andere Weltregionen diesbezüglich mit Schweigen belegen, ist der didaktische Boden für falsche Umkehr-

[16] Marian Füssel: Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert. München ²2012; ders.: Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges. München 2019.

schlüsse aufseiten der Schülerinnen und Schüler bereitet: Sie generieren aufgrund der Nichterwähnung meist unbewusst die Vorstellung, der „Rest der Welt“ (jenseits von Europa und dem Westen) habe generell eine weniger dynamische, fortschrittliche und daher auch weniger „bedeutsame“ Geschichte. Ohne dass ein explizites Wort fallen muss, entwickeln beziehungsweise verfestigen die Lernenden Vorstellungen von der „zivilisatorischen Überlegenheit“ Europas und des Westens – und bemerken es in der Regel nicht, dass sie die vermeintliche Differenz zwischen „uns“ und den „anderen“ in hierarchische Bewertungen übersetzen.

In diesem Sinne könnte man durchaus behaupten, dass der Geschichtsunterricht im Zeichen des „methodologischen Nationalismus“ immer auch „gefühlte“ Weltgeschichte betreibt. Denn ganz gleich, welchen Beschränkungen die historischen Informationen unterliegen, die die Lernenden innerhalb und außerhalb der Schule aufnehmen, – die Schülerinnen und Schüler setzen sich aus dem verfügbaren Material immer ein historisches „*Welt*bild“ zusammen, indem sie die „Leerstellen“ des Diskurses mit ungeprüften Vorannahmen und Verallgemeinerungen „global“ auffüllen. Für die daraus resultierenden beziehungsweise sich verstärkenden Fehlannahmen, Irrtümer und Vorurteile bezüglich des „Rests der Welt“ trägt der Geschichtsunterricht didaktische (Mit-)Verantwortung.

Die Auseinandersetzung mit der Globalgeschichte lenkt den Blick einmal mehr auf die problematischen Konstruktionsprinzipien des gegebenen curricularen Narrativs und die daraus resultierenden didaktischen Konsequenzen. Insbesondere werden die Lernenden nicht systematisch angeleitet, zentrale Fragen zu ihrer historischen Orientierung zu stellen, wie beispielsweise:

– ob die historischen Entwicklungen, über die im Unterricht gesprochen wird, Phänomene darstellen, die sich nur im deutschen, europäischen oder westlichen Geschichtsraum zeigten, ob es Vergleichbares auch andernorts gab und welche Art von Verhältnis zwischen „hier“ und „dort“ möglicherweise besteht: Kontingenz, Konvergenz oder Verflechtung;
– ob die historischen Prozesse, Strukturen und Ereignisse, die „unseren“ Geschichtsraum prägten, sich ausschließlich in und aus diesem Geschichtsraum heraus entwickelt haben oder Teil von weitläufigeren transregionalen Verflechtungen waren;
– ob der historische Wandel, mit denen sich die Lernenden gemäß Lehrplan befassen, in einer ansonsten statisch-„geschichtslosen“ Welt situiert war oder ob auch andere Weltregionen zeitgenössisch „Geschichte gemacht“ haben – und der Unterricht sich aus bestimmten Gründen, zum Beispiel Zeitmangel, nur nicht damit befasst;
– ob und wie stark die Weltregionen im jeweiligen historischen Zeitraum miteinander vernetzt waren und wie sich die Position Europas in der zeitgenössischen „Welt“ jeweils darstellte. So neigen beispielsweise nicht nur Schülerinnen und Schüler, sondern auch manche Studierende dazu, Europa im Mittelalter eine ähnlich zentrale und einflussreiche Weltstellung wie im 19. Jahrhundert zuzuschreiben, weil der Unterricht sie nie explizit auf den fundamentalen Wandel der Rahmenkontexte aufmerksam gemacht hat.

Diese exemplarischen Fragen umreißen einerseits ein Rahmenkonzept für die welt- und globalgeschichtliche Perspektivierung geeigneter Themen im gegebenen Geschichtsunterricht und markieren andererseits den geschichtsdidaktischen Blickwinkel auf die Forschung und Historiografie zur Welt- und Globalgeschichte. Die Didaktik der Geschichte erhofft beziehungsweise erwartet Unterstützung besonders auch bei der Auswahl und dem Zuschnitt exemplarischer Inhalte, die sich mit den vorhandenen curricularen Themen verbinden lassen. Denn nur die Verknüpfung der vertrauten mit neuen Perspektiven lässt ein wirksames Korrektiv entstehen, das die gewohnten Frage- und Denkhorizonte der Lernenden erweitert, unbewusste Fehlannahmen sichtbar macht, ein kritischeres Verständnisses dessen anbahnt, was den Lernenden im Unterricht als „die" Geschichte schlechthin entgegenkommt, und das ihnen schließlich die Erfahrung vermittelt, was ein eurozentrischer Blick auf die Geschichte beziehungsweise auf die Welt konkret bedeutet.

Das Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung und die Narrative der Welt- und Globalgeschichte

Auf den ersten Blick scheint das didaktische Konzept der Ergänzung, Vertiefung beziehungsweise Kontrastierung einzelner Themen des deutschen Geschichtscurriculums mithilfe eines Perspektivenwechsels zum welt- und globalgeschichtlichen Blickwinkel nichts mit der Frage nach möglichen Narrativen der welt- und globalgeschichtlichen Historiografie zu tun zu haben. Denn Ersteres ist grundlegend an die Gegebenheiten des nationalhistorischen Lehrplannarrativs gebunden. Die Entfaltung welt- und globalgeschichtlicher Perspektiven hat durchaus ihren didaktischen Eigenwert. Doch erfolgen Auswahl und Konstruktion primär in der Absicht, den skizzierten didaktischen Implikationen des eingeführten Curriculums entgegenzuwirken, die daraus resultieren, dass die Standortgebundenheit der Auswahl, Anordnung und Ausgestaltung der gegebenen Lehrplanthemen den Lernenden nicht expliziert und einsichtig gemacht wird. Die beschränkten unterrichtlichen Möglichkeiten verlangen eine Konzentration auf sorgfältig ausgewählte instruktive Beispiele, die an die Lehrplanthemen anknüpfen und daher anschaulich aufzeigen können, dass und wie die Erweiterung um welt- und globalgeschichtliche Perspektiven neue, bedeutsame historische Zusammenhänge für die vorgegebenen Inhalte erschließt. Hierbei gibt es um kritische didaktische Interventionen, die als Korrektiv[17] gegenüber dem impliziten Deutungsrahmen wirksam sind, und nicht darum, Welt- und Globalgeschichte als Curriculum zu unterrichten.

Wenn man jedoch auf Länder blickt, in denen – zumindest für einige Jahrgangsstufen – National- und Weltgeschichte als Schulfächer nebeneinander gelehrt werden, dann ergeben sich durchaus grundsätzliche Fragen narrativer Art. Im Hinblick auf das inhaltliche Verhältnis zwischen National- und Weltgeschichte kann man auf internationaler Ebene zwei Grundformen unterscheiden:

[17] Vgl. hierzu Wenzlhuemer: Globalgeschichte (wie Anm. 14), S. 9–13.

Sehr weitverbreitet ist das Konzept eines Weltgeschichte-Curriculums, das die Nationalgeschichte „vor Ort“ ausschließt anstatt beide in Beziehung zu setzen. Damit folgt es insofern einer nationalhistorischen Perspektive, als die dargebotene Weltgeschichte als Geschichte des (weltweiten) „Nicht-Wir“ den Standpunkt des nationalen „Wir“ repräsentiert. Mag dabei – was sicher wünschenswert ist – auch das Wissen der Jugendlichen über die Geschichte anderer Weltregionen vermehrt werden, so ist das Fehlen eines globalhistorischen Blickwinkels auf die eigene Nationalgeschichte doch ein so erhebliches Defizit, dass das begrenzte Konzept der welt- und globalgeschichtlichen Perspektivierung in dieser Hinsicht als überlegen erscheint. Auch wenn gegenwärtig einige Staaten, wie zum Beispiel die Volksrepublik China, an der Integration der vormalig getrennten National- und Weltgeschichte-Curricula in ein einziges historisches Schulfach arbeiten, führt dies nicht zwingend zu einer inhaltlichen Verschränkung im Sinne einer „Globalisierung des Nationalen“ und einer „Nationalisierung (‚Lokalisierung‘) des Globalen“.[18] Denn man kann sich leicht eine curriculare Konstruktion vorstellen, die beispielsweise unter dem Dach der jeweiligen Epochenkapitel nacheinander und getrennt voneinander zuerst die Nationalgeschichte und dann die Geschichte der „sonstigen Welt“ darstellt.

Ein alternatives, jedoch weitaus seltener praktiziertes Modell besteht darin, die Geschichte der eigenen Nation in das Weltgeschichte-Curriculum zu integrieren und als „nation among nations“[19] in transregionale beziehungsweise globale Kontexte einzurücken. Dabei bietet das Nebeneinander von zwei Geschichtsfächern – einerseits die Nationalgeschichte, andererseits die die Nationalgeschichte integrierende Weltgeschichte – den didaktischen Vorteil, dass den Lernenden zwei unterschiedliche Lesarten der (eigenen) Nationalgeschichte begegnen: eine, die die ethnozentrische Perspektive der jeweiligen nationalen „Wir-Gruppe“ repräsentiert, und eine, die – zumindest teilweise – den Blick auf die nationale „Eigengeschichte“ dezentriert und partiell auch „provinzialisiert“[20]. Ein Beispiel für dieses – die Nationalgeschichte integrierende – Konzept stellt das Curriculum der *globally conceptualized world history* dar, das vor rund dreißig Jahren an der *University of California*, Los Angeles, mit den „World History Content Standards“[21] realisiert wurde und unter anderem wegen seiner angeblich unpatriotischen Darstellung

[18] So die Information aus aktuellen Gesprächen mit chinesischen Didaktikkolleginnen und -kollegen. Noch ist das in Arbeit befindliche neue landesweite Curriculum nicht eingeführt.

[19] Vgl. Thomas Bender: A Nation among Nations. America’s Place in World History. New York 2007.

[20] Vgl. z. B. Dipesh Chakrabarty: Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M. 2002, S. 283–212.

[21] National Center for History in the Schools, University of California, Los Angeles (Hg.): National Standards for History. Los Angeles 1996. Vgl. auch Contents of National Standards in World History for Grades 5–12, https://phi.history.ucla.edu/nchs/world-history-content-standards (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

der Nationalgeschichte im Fach „Weltgeschichte“ lautstarke Kritik und einen *history war* in der Öffentlichkeit auslöste.[22]

Die narrative Struktur dieses *world history*-Curriculums besteht darin, die im Unterricht zu behandelnden Großepochen, von der Frühgeschichte der Menschheit bis zur Gegenwart, an die, auf einer menschheitsgeschichtlichen Makroebene angesiedelte, Leitidee einer zunehmenden Vernetzung und Verdichtung der Interaktionen zurückzubinden – zunächst innerhalb und sodann zwischen den verschiedenen Weltregionen bis hin zu den globalen Interaktionssystemen des digitalen Zeitalters. Daraus resultiert ein *world history*-Narrativ, das sich an der Geschichte der Globalisierung ausrichtet und dabei – in eher weltgeschichtlichem Zugriff – auch die weit vor das Jahr 1500 zurückreichende menschheitsgeschichtliche „Vorgeschichte“ der globalen „Interaktionsgeschichte weltumspannender Systeme“[23] integriert. (Welt-)Regionale Ungleichheiten, Verschiebungen, Rückschritte und Neuformationen im transregionalen beziehungsweise globalen Vernetzungsgeschehen sind in diesem Konzept mitgedacht.

Gleichwohl stellt sich die Frage, ob eine Unterordnung der Geschichte der Weltregionen unter das Narrativ einer zunehmend transregionalen und schließlich globalen Vernetzung der Weltregionen historiografisch legitim und sinnvoll ist. Weitere kritische Fragen sind, ob die Periodisierung, die Epochen- und metageografischen Konzepte[24] sowie die Kategorie der „major civilizations“[25] historisch tragfähig sind und ob der Perspektive der lokalen und transregionalen Akteure, aber auch den „lokal-globalen“ Verschränkungen „vor Ort“ genügend Rechnung getragen wird – Aspekte, die in der Globalgeschichte eine wichtige Rolle spielen.[26]

Die Abwägung der Vor- und Nachteile beziehungsweise Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Narrativs erfolgt jedoch in der Geschichtsdidaktik unter anderen Bedingungen als in der fachwissenschaftlichen Diskussion. Denn der Zwang zur entschiedenen Reduktion der Komplexität historischer Zusammenhänge – unter Beachtung bindender Prinzipien wie dem Grundsatz der wissenschaftlichen Validität der verwendeten historischen Begriffe, Kategorien und Konzepte – stellt eine Conditio sine qua non des Geschichtsunterrichts dar. Einen gewissen Ausgleich zu den Zwängen der didaktischen Reduktion bietet jedoch

[22] Vgl. Gary Nash/Charlotte Crabtree/Ross Dunn: History on Trial. Culture Wars and the Teaching of the Past. New York 1997. Gegenstand der Kritik war allerdings auch die inhaltliche Ausrichtung des nationalhistorischen Curriculums („United States History Content Standards“). Vgl. United States History Content Standards for Grades 5–12, https://phi.history.ucla.edu/nchs/united-states-history-content-standards (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[23] Jürgen Osterhammel: „Weltgeschichte“. Ein Propädeutikum. In: GWU 56 (2005), S. 452–479, hier: S. 460.

[24] Vgl. z. B. Martin W. Lewis/Karen E. Wigen: The Myth of Continents. A Critique of Metageography. Berkeley 1997.

[25] Vgl. die Diskussion des Konzepts der *civilizations* in Peter N. Stearns: Western Civilization in World History. New York 2003, S. 31–50.

[26] Vgl. z. B. den Leitbegriff „Akteur“ in Wenzlhuemer: Gobalgeschichte (wie Anm. 14), S. 145–186.

der Prozesscharakter des Geschichtsunterrichts. Denn er eröffnet die Möglichkeit, simplifizierende (Hilfs-)Konstrukte, zum Beispiel bestimmte Epochenkonzepte, in höheren Jahrgangsstufen kritisch zu reflektieren.

Mit Blick auf das Ziel einer Fortentwicklung des nationalhistorisch ausgelegten und eurozentrisch geprägten Geschichtscurriculums beziehungsweise -unterrichts erscheint der didaktische Wert makrogeschichtlicher Konzepte durchaus als bedenkenswert. Denn diese unterstützen in der Anwendung die historische Einsicht, dass sich die im Unterricht chronologisch präsentierten Epochen in Bezug auf den „Grad und […] Charakter der Vernetzung der [zeitgenössischen; Anm. der Verfasserin] Welt“[27] in sehr unterschiedlichen Positionen befanden. Diese Art von Kontextualisierung wird bisher in Geschichtslehrplänen und -lehrwerken sehr vernachlässigt, was nicht zuletzt auch eurozentrische Vor- beziehungsweise Fehlannahmen befördert. Gehen beispielsweise die Lernenden, wie bereits angedeutet, stillschweigend davon aus, dass das Europa, über das der Geschichtsunterricht jeweils spricht, durchgängig eine maßgebliche Stellung in der „zeitgenössischen Welt“ hatte, können sie den fundamentalen Wandel vom Mittelalter zur Neuzeit nicht angemessen historisch einschätzen und erkennen die historische Bedeutung der Frage nach den Konstellationen und Faktoren nicht, die zur globalen Machtentfaltung Europas in der Neuzeit geführt haben. Vielmehr bleiben sie diesbezüglich bei einem recht unbedarften Problembewusstsein stehen – und tendieren dazu, den in ihren Augen kaum erklärungsbedürftigen „Aufstieg“ Europas einem vermeintlich ahistorisch-immanent gegebenen Wesensmerkmal von „Europäertum“ zuzuschreiben. Diese – wiederum: zumeist unbewusste – Neigung zur Essenzialisierung des historischen Europakonzepts trägt mit zu einem eurozentrischen Geschichtsbild bei.

Mögen Konzepte historischer Makroperspektiven, wie man sie im genannten *globally conceptualized world history*-Curriculum findet, in der welt- und globalhistorischen Forschung zu Recht vielfältige Bedenken hervorrufen, so erscheinen sie aus geschichtsdidaktischem Blickwinkel dennoch zumindest als Hilfsmittel sehr wertvoll. Würde der Geschichtsunterricht die Epochenkapitel jeweils mit aussagekräftigen Weltkarten, wie zum Beispiel aus Jeremy Blacks „Atlas of World History“,[28] einleiten (oder abschließen) und auf diese Weise den jeweiligen Geschichtsraum nach diachron vergleichbaren Gesichtspunkten[29] in einer Makroperspektive situieren, dann könnten die Lernenden immerhin erste Vorstellungen vom Ausmaß des historischen Wandel gewinnen, was „Grad“ und „Charakter“

[27] Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 6), S. 12.

[28] Jeremy Black (Hg.): Dumont-Atlas der Weltgeschichte. Köln 2000. Aus didaktischer Sicht sind besonders die Karten hervorzuheben, die einen Querschnitt der „Welt“ zu einem bestimmten Datum, beispielsweise um 500 oder um 1500, zeigen und sich sehr gut für diachrone Vergleiche eignen.

[29] Zum Beispiel zentrale Handelsverbindungen zu Wasser und zu Lande, Herrschaftsbereiche von Imperien oder die Ausbreitung von (Welt-)Religionen; diese Gesichtspunkte indizieren einen gesteigerten Verkehr von Waren, Technologien, Menschen und Ideen und damit Faktoren, die historischen Wandel „vor Ort“ begünstigen können.

der Vernetzung der „Welt“ beziehungsweise der Vernetzung zwischen einzelnen Weltregionen anbelangt. Im diachronen Vergleich könnten sie damit ein wesentlich tieferes Verständnis jenes säkularen Umbruchs in der europäischen Geschichte gewinnen, der um 1500 einsetzte. Ebenso sollten die Lernenden im Fall der Antike nicht dabei stehen bleiben, die Verbindungen zwischen dem Römischen „Weltreich“ und dem chinesischen Han-Reich nur zu bestaunen, sondern auch danach fragen, welche Qualität diese Kontakte hatten und welche Bedeutung ihnen für die beiden Imperien jeweils zukam.[30]

Während in der internationalen Forschung die Diskussion über die Frage einer möglichen oder notwendigen Unterscheidung von „Welt-“ und „Globalgeschichte“ noch andauert,[31] verwendete die deutsche Didaktik der Geschichte bisher zumeist eine Begriffsaddition mit dem Ziel, die „Welt vor 1500“ von der „ab 1500“ zu unterscheiden. Vor allem im Hinblick auf die historische Orientierung der Lernenden erschien es sinnvoll, zwischen einer weltregionalen (bis 1500) und einer globalen Reichweite der Interaktionssysteme zu differenzieren. Nachdem jedoch im Zuge wachsender Vertrautheit mit globalgeschichtlichen Diskursen die Furcht vor Missverständnissen abgenommen hat, spricht man auch geschichtsdidaktisch häufig von „globalgeschichtlichen Perspektiven“, wenn das gesamte Lehrplannarrativ gemeint ist.

Grundsätzlich aber kann die Didaktik der Geschichte nicht darauf verzichten, das Verfahren der globalgeschichtlichen Perspektivierung auch auf die Lehrplanepochen vor 1500 anzuwenden. Zum einen ist der durchgängig wiederholte Blick auf die zeitgenössische „Welt“ auch für den Zeitraum vor dem 16. Jahrhundert unerlässlich, um das didaktische Ziel zu erreichen, dass sich die Lernenden bei den einzelnen Unterrichtsthemen für „globale“[32] Kontexte interessieren. Zum anderen sind makroperspektivische Blicke auf die Epochen vor 1500 auch aufgrund der didaktischen Aufgabe erforderlich, eurozentrische Fehlannahmen bei den Lernenden zu korrigieren beziehungsweise abzuschwächen. Denn diese können auch im Unterricht zur Frühgeschichte oder Antike virulent sein. Wird etwa das antike Ägypten als einziges Beispiel für eine „frühe Hochkultur“ präsentiert, ohne die vergleichbaren, wenn auch später einsetzenden Entwicklungen am Gelben Fluss oder am Indus dazuzustellen, dann kann das von den Lernenden ohnehin oft normativ missverstandene Konzept der „Hochkultur“ in Verbindung mit dessen ausschließlicher Zuordnung zu den Grundlagen „unserer“ Kultur eine eurozentrisch überhöhte Auffassung von vermeintlich zivilisatorisch überlegenen Ursprüngen der europäisch-westlichen Kultur begünstigen beziehungsweise festigen.

Will man das didaktische Potenzial der globalgeschichtlichen Perspektivierung des curricularen Narrativs umfassend nutzen, sollte die makroperspektivische

[30] Vgl. das Kartenthema „China zur Zeit der Han-Dynastie“ in Rudolf Berg (Hg.): Putzger Historischer Weltatlas. Berlin [104]2012, S. 66. Vgl. auch: Maria Dettenhofer: Das Römische Reich und das China der Han-Zeit. In: GWU 61 (2010), S. 171–181.
[31] Vgl. hierzu Conrad: Globalgeschichte (wie Anm. 6), S. 146–163.
[32] Im Sinne von „auf den Globus bezogen“.

Rahmung der im Lehrplan zur Behandlung vorgesehenen Themen durch weitere Inhalte ergänzt werden, die in der Welt- und Globalgeschichte selbstverständlich, im deutschen Geschichtsunterricht (zumindest was Lehrpläne und Lehrwerke betrifft) allerdings (noch) nicht hinreichend präsent sind. Dabei geht es um die Historizität und die weltregionale beziehungsweise kulturelle Gebundenheit von Raum- und Zeitkategorien. Vielen Lernenden erscheint – mangels Thematisierung – die europäisch-westliche Epochentrias[33] als universell gültiges Ordnungsschema, obwohl bereits der Begriff des „Mittelalters" per se auf eine Konstruktion verweist, in der sich das Selbstverständnis einer späteren Epoche artikuliert, die auf eine spezifische Antike rekurriert. Dass sich solch spezifische Sinnbildungsleistungen nicht auf andere Weltregionen, wie zum Beispiel China, übertragen lassen, kann den Lernenden durchaus einsichtig gemacht werden. Ebenso selbstverständlich verwendet der Unterricht die übliche Zeitrechnung, ohne den Fragen nachzugehen, wie es historisch zu erklären sei, dass wir uns heute des gregorianischen – und nicht eines anderen – Kalenders bedienen, und weshalb dieser – obgleich im europäisch-christlichen Kontext verankert – heute im internationalen Verkehr vorherrscht, während es doch viele andere Kalendersysteme gibt, die immer noch genutzt werden.[34] Gleiches gilt für Raumkonzepte, insbesondere für die relationalen Begriffe des „Westens" und des „Ostens", aber auch für die geografischen Weltbilder, die vergangene Gesellschaften in Europa und anderswo zu verschiedenen Zeitpunkten entwickelt und fixiert haben.[35]

Die Arbeit an makrohistorischen Kontextualisierungen und an der Historisierung der verwendeten Raum- und Zeitkategorien bildet den unverzichtbaren Rahmen dafür, mithilfe der globalgeschichtlichen Forschung und Historiografie konkrete welt- und globalgeschichtliche Perspektiven für bestimmte Lehrplanthemen zu konstruieren. Anhand von drei Beispielen soll dies im Folgenden knapp angedeutet werden:

Wenn man bei der Auseinandersetzung mit der Amerikanischen und Französischen Revolution mit dem Siebenjährigen Krieg[36] beginnt und das Thema der transatlantischen Revolutionen[37] einbezieht, gelangen die einzige erfolgreiche Sklavenrevolution (Haiti), die erste – die amerikanische – Dekolonisierungswelle (mit dem anschließenden Ausgreifen der Kolonialimperien nach Asien und später Afrika) sowie schließlich mit dem Atlantik als Verflechtungsraum ein typisch globalhistorisches Raumkonzept ins Blickfeld. Zugleich wird die Ausgangssituation beider Revolutionen konkreter fassbar.

[33] Vgl. z. B. Horst Günther: Neuzeit, Mittelalter, Altertum. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 6. Darmstadt 1984, Sp. 782–798.
[34] Vgl. dazu das didaktisch sehr gelungene Einleitungskapitel „Raum und Zeit" in Ewald Frie: Die Geschichte der Welt. München 2017, S. 11–43.
[35] Vgl. z. B. Ute Schneider: Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute. Darmstadt ^{2}2006.
[36] Vgl. Füssel: Siebenjährige Krieg (wie Anm. 16).
[37] Vgl. z. B. David Armitage/Sanjay Subrahmanyam: The Age of Revolutions in Global Context, c. 1760–1840. Basingstoke u. a. 2010.

Bei den Themen „Erster Weltkrieg“ und „Versailler Vertrag“ erscheint es geradezu bizarr, wenn der Geschichtsunterricht die globale Dimension der europäischen Kolonialimperien und die Beteiligung beziehungsweise Belastungen der kolonisierten Bevölkerungen, insbesondere der Soldaten und Hilfstruppen aus den Kolonien der Krieg führenden Nationen, ignoriert und allein die Enttäuschung thematisiert, die der Versailler Vertrag bei den Deutschen und in einigen neu entstandenen europäischen Staaten hervorrief, ohne jene Völker in Asien und Afrika auch nur zu erwähnen, die sich eine Befreiung von kolonialer Herrschaft, imperialer Dominanz und Rassismus erhofft hatten.[38]

Schließlich sollte sich die Betrachtung des „Epochenjahrs 1989“[39] schon deshalb nicht allein auf den Zerfall der Sowjetunion und die Vereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten konzentrieren, weil mit dem Kalten Krieg ein ganzes globales Ordnungssystem endete. Die bis heute anhaltenden tiefgreifenden Auswirkungen kündigten sich um 1989 bereits in der Auflösung des Apartheidsystems in Südafrika, in der Demokratiebewegung in China, im sowjetischen Truppenabzug aus Afghanistan und im Ende der beiden langjährigen lateinamerikanischen Diktaturen (Chile und Paraguay) an – in Ereignissen mit sehr unterschiedlichen Vorzeichen, die sehr gut die Vielschichtigkeit der anstehenden Transformationsprozesse zeigen.

Für den Zeitraum nach 1500 gibt es mithin zahlreiche national- oder europageschichtliche Lehrplanthemen, die didaktisch „globalisiert“ werden können.[40]

Dabei bieten sich des Weiteren mit trans- oder supranationalen Institutionen (zum Beispiel Völkerbund und UNO), mit internationalen sozialen Bewegungen (zum Beispiel internationale Friedens- und sozialistische Arbeiterbewegung) und mit NGOs (zum Beispiel Rotes Kreuz/Roter Halbmond und *Amnesty International*) wichtige Themen an, die nicht nur auf einen bestimmten Grad der Globalisierung verweisen, sondern auch auf die damit einhergehende Etablierung neuer politischer Akteure und Aktionsebenen.

Besonders anschauliche Zugänge können im Unterricht über repräsentative historische Biografien (zum Beispiel von Missionaren, Kaufleuten, Entdeckungsreisenden)[41] oder über „lokal-globale“ Warenketten geschaffen werden, welche

[38] Vgl. Susanne Popp/Philipp Bernhard/Jutta Schumann (Hg.): Der Erste Weltkrieg – globalgeschichtlich betrachtet. Perspektiven für den Geschichtsunterricht. St. Ingbert 2019.

[39] Vgl. George Lawson/Chris Armbruster/Michael Cox (Hg.): The Global 1989. Continuity and Change in World Politics. Cambridge 2010.

[40] Vgl. z. B. Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.): Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Göttingen 2004.

[41] Vgl. z. B. Bernd Hausberger (Hg.): Globale Lebensläufe: Menschen als Akteure des weltgeschichtlichen Geschehens. Wien 2006. Vgl. aber auch die Fallstudien in Wenzlhuemer: Globalgeschichte (wie Anm. 14). Auch in der „Migrationsgeschichte“ (der Beschäftigung mit der Provenienz) von geeigneten Objekten in historischen Museen vor Ort lassen sich oftmals transregionale oder globale Bezüge entdecken. Vgl. dazu Susanne Popp u. a. (Hg.): The EU Project „Museums Exhibiting Europe“ (EMEE). Ideas, Results, Outlooks. Augsburg 2016.

sich oftmals für die Konstruktion von „lokal-globalen“ Schnittpunkten eignen (zum Beispiel „King Cotton“[42] und die Textilindustrie in Augsburg).

Schließlich können auch „Vignetten“ – dieser Begriff bezeichnet kurze, anschauliche und fallbezogene Exkurse zu außereuropäischen Themen, die abseits der Hauptrichtung des Narrativs liegen und deutlich machen, dass Geschichte auch dort „stattfand“, wo der Unterricht weniger hinblickt, – einen wertvollen Beitrag zur Überwindung eurozentrischer Geschichtsstereotypen leisten. Hierzu bietet Ewald Fries „Die Geschichte der Welt“[43] hervorragende Beispiele.[44] So ist es etwa dem Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung folgend durchaus sinnvoll, bei der Behandlung des Mittelalters im Unterricht einen Blick auf die antike chinesische Metropole Chang'an (Xian) zu werfen, die im 8. Jahrhundert mit über einer Million Einwohnern weltweit die größte Stadt gewesen sein soll.[45] Und im Kontext des Römischen Reichs könnte auf den indischen Hafen Barygaza eingegangen werden, der in der (Spät-)Antike ein wichtiger Knotenpunkt transpazifischer Seehandelsnetze war, die unter anderem auch China und Rom miteinander verbanden.[46]

Will man das didaktische Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung im Feld globalgeschichtlicher Narrative verorten, dann steht es – jenseits des makroperspektivischen Zugriffs – vor allem jenen Ansätzen nahe, die die Nationalgeschichte „globalisieren“, das heißt: in transnationale beziehungsweise globale Zusammenhänge und Kontexte einrücken, um die Engführungen und Beschränkungen zu überwinden, die der „methodologische Nationalismus“ den Fragestellungen und Erkenntnismöglichkeiten zur eigenen Nationalgeschichte im weiteren Sinne auferlegt. Somit ist das didaktische Konzept wesentlich von einer kritischen Funktion (Korrektivfunktion) bestimmt, die weniger zu einem konkreten Weltgeschichte-Curriculum führt als vielmehr zu gezielten didaktischen Impulsen, die ein entsprechendes historisches Denken und Geschichtsbewusstsein anbahnen. Dabei wird das breite Feld der welt- und globalgeschichtlichen Forschungsansätze und -resultate gewissermaßen als „Material“ betrachtet, das in fachwissenschaftlicher Hinsicht zwar eklektisch, unter didaktischen Aspekten aber insofern systematisch genutzt wird, als dass für die Auswahl und Konstruktion der Unterrichtskonzepte sowohl die potenzielle Korrektivfunktion der Themen als auch die Spezifika des Vermittlungsprozesses maßgeblich sind.

Insgesamt erscheint die Verschränkung der welt- und globalgeschichtlichen Perspektiven mit einem national- und europazentrierten Narrativ als aussichtsreicherer Weg zur Stärkung globaler Horizonte im Geschichtsbewusstsein der Lernenden, als wenn zwei Schulfächer – Welt- und Nationalgeschichte – beziehungs-

[42] Sven Beckert: King Cotton. Eine Globalgeschichte des Kapitalismus. München 2014.
[43] Frie: Geschichte (wie Anm. 34). Vgl. auch die anders gelagerten, aber ebenfalls anschaulichen Fallstudien bei Wenzlhuemer: Globalgeschichte (wie Anm. 14).
[44] Vgl. den Beitrag von Ewald Frie in diesem Band, S. 143–157.
[45] Vgl. Frie: Geschichte (wie Anm. 34), S. 119–140.
[46] Vgl. ebd., S. 79–98.

los nebeneinanderstünden. Denn die Lebenswelt und die damit verbundene Geschichtskultur sind und bleiben für die Lernenden der wichtigste Bezugspunkt und Anwendungsfall für globalhistorische Fragen und Reflexionen. Zugleich darf man bei diesem verschränkten Ansatz auch am ehesten erwarten, dass sich – schrittweise – das nationalhistorische Narrativ selbst verändert, vor allem im Hinblick auf seine eurozentrischen Implikationen.

Natürlich sind mit jenem didaktischen Minimalkonzept auch theoretische Probleme verbunden, wie sie sich ebenso für die welt- und globalgeschichtliche Forschung und Historiografie stellen. Dies gilt beispielsweise für die Unterscheidung von Verflechtung, Konvergenz und Kontingenz, wenn man ein bisher europa- oder nationalbezogenes Thema in weitere Kontexte und Zusammenhänge einordnet, aber auch für die Reflexion der Anwendbarkeit der aus der Nationalgeschichte stammenden Kategorien und Begriffe. Zudem sind, wie gesagt, auch die Makroperspektiven kritisch zu betrachten, obgleich diese – zumindest als Rahmen der Epochenkapitel – für die Orientierung der Lernenden unverzichtbar erscheinen. Doch kann man beispielsweise für das globalgeschichtlich ausgelegte Curriculum der „World History Content Standards“[47] kaum bestreiten, dass es mit seiner holzschnittartigen Vereinfachung eine menschheitsgeschichtliche Fortschrittshistorie der linear zunehmenden Interaktion und Vernetzung suggeriert, die zwar auf der Makroebene plausibel ist, aber sehr wenig über die immense Verschiedenheit der konkreten historischen Verhältnisse „vor Ort“ aussagt. Der Preis der historischen Abstraktion, der mit diesen und anderen Makroperspektiven verbunden ist, muss – wie auch immer – geschichtsdidaktisch kompensiert werden.

Dabei liegen menschheitsgeschichtliche Makroperspektiven im Trend. Es mag mit der Unübersichtlichkeit der gegenwärtigen Welt zusammenhängen, dass in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche synthetisierende „Großerzählungen“ hohe Popularität beim breiten Lesepublikum erreichten, wie zum Beispiel Jared Diamonds „Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften“,[48] Yuval Noah Hararis „Eine kurze Geschichte der Menschheit“,[49] die Werke von Ian Morris[50] – oder auch Ernst H. Gombrichs „Eine kurze Weltgeschichte für junge Leser“,[51] wobei letzteres Werk, bereits 1936 erstmals erschienen, geradezu mustergültig einem eurozentrischen Masternarrativ folgt, dem der Autor „welthistorische Bedeutung“ zuspricht.

[47] Vgl. Anm. 21 in diesem Beitrag.
[48] Jared Diamond: Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften. Frankfurt a. M. 2006.
[49] Yuval Noah Harari: Eine kurze Geschichte der Menschheit. München 2013.
[50] Vgl. z. B. Ian Morris: Wer regiert die Welt?. Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden. Frankfurt a. M. u. a. 2011; ders.: Beute, Ernte, Öl. Wie Energiequellen Gesellschaften formen. München 2020.
[51] Ernst H. Gombrich: Eine kurze Weltgeschichte für junge Leser. Köln 2012.

Aktuell ist auch die internationale Verbreitung des von Bill Gates geförderten „Big History Project“[52], etwa in einigen asiatischen Staaten wie Japan und Singapur sowie in Australien,[53] zu beobachten. Dieses Curriculum fokussiert die Stellung des Menschen in der Geschichte des Planeten Erde und strebt danach, den Lernenden ein historisch fundiertes Verständnis der spezifischen Herausforderungen des „Anthropozäns“ zu vermitteln, deren Bewältigung eine entscheidende Bedeutung für den Fortbestand der Menschheit zugeschrieben wird. In dieser „ultimativen“ Makroperspektive spielen konkrete historische Gesellschafts- und Lebensverhältnisse keine Rolle mehr. Vielmehr richtet sich der Blick auf eine Reihe grundlegender ökologisch relevanter Umbrüche und Systemfolgen in der Menschheitsgeschichte (zum Beispiel Sesshaftigkeit, Urbanisierung und Industrialisierung), um die Genese des gegenwärtigen Mensch-Umwelt-Verhältnisses historisch herzuleiten. Während auf der einen Seite die Verbindung zwischen Geschichts- und Naturwissenschaften sowie das entschiedene Eintreten für die Evolutionstheorie gelobt werden, diskutiert man auf der anderen Seite das Konzept mit geschichtsdidaktischer Skepsis, weil Gesellschaft und Politik, Kultur und Sinn nur noch als abgeleitete und marginale Größen sichtbar werden. In bestimmten Aspekten ist dieser Ansatz für die gegenwärtige und zukünftige historische Bildung zweifellos bedeutsam; er bedarf aber unbedingt einer kritischen theoretischen und didaktischen Verortung und Einbettung.

Ausblick

In Bezug auf das geschichtsdidaktische Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung in einem national- und europahistorisch ausgerichteten Geschichtsunterricht stellt sich die Frage nach den möglichen Narrativen der globalgeschichtlichen Forschung und Historiografie nicht direkt, da die Lehrpläne, sofern es kein zusätzliches Fach Weltgeschichte gibt, an das gegebene Curriculum gebunden sind. Gleichwohl liegt ein wesentlicher geschichtsdidaktischer Ertrag der Auseinandersetzung mit den Narrativen der Welt- und Globalgeschichte darin, dass ein geschärftes Bewusstsein für die impliziten Tendenzen des nationalhistorisch geprägten Lehrplannarrativs entsteht, die auf struktureller Ebene wirksam werden. Zudem kann die Geschichtsdidaktik bei ihren Überlegungen zur Kon-

[52] Vgl. Big History Project, https://www.bighistoryproject.com/home (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Die Grundlage bildet (in deutscher Übersetzung) David Christian: Big History. Die Geschichte der Welt – vom Urknall bis zur Zukunft der Menschheit. München 2020. Dieser Ansatz wird oft auch als geeignete Antwort des Geschichtsunterrichts beziehungsweise der *civic studies* auf die Forderungen der UNESCO-Strategie „Education 2030. Education for Sustainable Development“ aufgefasst. Vgl. UNESCO: Education for Sustainable Development. Goals. Learning Objectives. Leading SDG 4 – Education 2030, 2017, https://en.unesco.org/themes/education2030-sdg4 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[53] So feststellbar in einigen Beiträgen zur Tagung „Globalizing University History Education“ an der Universität Osaka (5./6. August 2019).

zeption und Umsetzung globalhistorischer Perspektiven für die gegebenen Lehrplanthemen auf den theoretischen Rückbezug zu Narrativen der Welt- und Globalgeschichte nicht verzichten.

Ganz zum Schluss sei noch eine pragmatische Bemerkung gestattet. Das hier in seinen didaktischen Zielen begründete Konzept der globalgeschichtlichen Perspektivierung stellt zwar eine curriculare Minimallösung dar, doch werden viele Geschichtslehrkräfte diesen Weg nicht gehen wollen, so lange sie sich von den unvertrauten Themen überfordert fühlen und zugleich eine weiter zunehmende Stofffülle befürchten. Im Hinblick auf den ersten Aspekt ist vielleicht damit zu rechnen, dass sich mit der Etablierung von weltregional- und globalgeschichtlichen Einheiten an den Lehrkräfte ausbildenden Universitäten und Hochschulen, aber auch mit einer verstärkten globalgeschichtlichen Orientierung der traditionellen akademischen Geschichtsfächer die Voraussetzungen für die nötige Aus- und Fortbildung und für die praktische Unterstützung durch geeignete Lehrwerke und Unterrichtsmaterialien verbessern. Was jedoch den zweiten Aspekt anbelangt, so müssen, wenn man tatsächlich eine historische Bildung im Sinne eines „lokal-globalen" Geschichtsbewusstseins für wichtig erachtet, curriculare Reformen für das Schulfach Geschichte eingeleitet werden, die die Integration der globalgeschichtlichen Perspektivierung in den Lehrplan verbindlich festschreiben. Dies bedeutet, einen erheblichen (bildungs-)politischen Willensakt. Um diesen herbeizuführen, müssen die Vertreterinnen und Vertreter der Globalgeschichte, der weltregionalen Geschichte und weiterer globalhistorisch ausgerichteter Geschichtsfächer sowie der Didaktik der Geschichte ihre Kräfte bündeln.

Abstract

This paper approaches the topic of world and global history narratives from the perspectives of the discipline of history didactics and history teaching, taking narrative structures of independent world history curricula into consideration. The main discussion, however, concentrates on a concept that integrates world and global history perspectives into the national history curriculum itself, thus aiming at the "globalization" of national history. The didactic argumentation emphasizes that this approach promotes – more successfully than other variants – a globally oriented historical manner of thinking that links together "local-global" connections and can thus perform a critical function vis-à-vis the structural ethnocentric or Eurocentric tendencies of national history narratives. Since this concept is inevitably bound to the framework of the national history curriculum, the question of additional global historical macro-perspectives arises that could offer students a global orientation beyond the scope of national history. The strong tendencies towards generalization and simplification that characterize many global historical macro-narratives, however, demand in-depth theoretical and didactic discussions.

Begriffe und Visualisierungen

Stefanie Gänger

„Lokal“

Bemerkungen zur Sprache der neueren Welt- und Globalgeschichte

Ihre Konzepte, Sprache und Narrative reflektieren Globalhistorikerinnen und -historiker bislang selten.[1] Selbst die populärsten Begriffe in der Sprache der neueren Welt- und Globalgeschichte – man denke an *flow*, „Zirkulation“ oder gar an „Netzwerk“ – werden üblicherweise achtlos verwendet, als wären sie so harmlos, dass „ihr Gebrauch keinerlei Erwähnung“ bedürfe, wie Stuart A. Rockefeller zu dem von ihm untersuchten *flow* schreibt.[2] Diejenigen, die sich kritisch mit den verwendeten Kategorien auseinandersetzen – von Frederick Cooper bis hin zum eben zitierten Stuart A. Rockefeller – betonen vor allem deren Unzulänglichkeit beziehungsweise deren unzulängliche Verwendung:[3] der bemerkenswert erratische Gebrauch der Begriffe sowie das mangelnde Bewusstsein für ihre historisch bedingten Konnotationen und ihre anachronistische Natur. Letzteres gilt etwa für Begriffe wie denjenigen des „Netzwerks“, einer Metapher aus der dezidiert „neuen“ Welt der elektronischen Medien im digitalen Zeitalter, des brennstoffbasierten Massentransports und des global integrierten Kapitalmarkts.[4] Aber auch die „liquide“, organisch-naturalistische Sprache von *flows* und „Zirkulation“ – Letzterer ein mit dem Blutkreislauf und dem kardiovaskulären System, aber auch mit (neo-)liberalen ökonomischen Diskursen assoziierter Begriff – ist in die Kritik geraten. In der Tat zeichnen beide Begriffe ein Bild von Bewegung als Antithese

[1] Für wertvolle Hinweise und Kommentare zu diesem Aufsatz gilt mein Dank den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops „Consolidating Global History“ (Historisches Kolleg München, 8.–9. Mai 2019) – insbesondere Sebastian Conrad, Roland Wenzlhuemer, Michael Goebel und Valeska Huber – sowie der Herausgeberin dieses Bandes, Gabriele Lingelbach, und Barbara Lüthi. Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem englischsprachigen Vortrag, bei dessen Übertragung ins Deutsche Albert Loran behilflich war; ihm sowie Marco Muser und Isabelle Barimani gilt außerdem ein herzlicher Dank für ihre Unterstützung bei der quantitativen Auswertung der Zeitschrift „Comparativ“.

[2] Stuart A. Rockefeller: Flow. In: CA 52 (2011) 4, S. 557–578, hier: S. 558f.

[3] Vgl. ebd.; Frederick Cooper: What Is the Concept of Globalization Good for?. An African Historian's Perspective. In: AA 100 (2001), S. 189–213; Monika Dommann: Alles fließt. Soll die Geschichte nomadischer werden?. In: GG 42 (2016), S. 516–534; Stefanie Gänger: Circulation. Reflections on Circularity, Entity and Liquidity in the Language of Global History. In: JGH 12 (2017), S. 303–318.

[4] Vgl. Rockefeller: Flow (wie Anm. 2), S. 562f.; Arjun Appadurai: Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis/London 1996, S. 4, S. 28.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-010

zu beziehungsweise Erosion von Räumlichkeit. Sie suggerieren, die von ihnen beschriebene Bewegung ginge gerichtet, ungehindert und autonom vonstatten und entfalte sich ungeachtet aller „Handlungsfähigkeiten“ oder Eigenheiten der „bewegten“ materiellen Kultur, Ideen sowie Akteurinnen und Akteure.[5]

Im Mittelpunkt des folgenden Beitrags steht ein weiterer, überaus häufig verwendeter Begriff, der in der aufkommenden Debatte um die Sprache und Narrative der neueren Welt- und Globalgeschichte jedoch bislang kaum thematisiert oder problematisiert worden ist. Die Rede ist von dem auf den ersten Blick unscheinbaren Wort „lokal“, das – vielleicht noch mehr als „Zirkulation“, *flow* oder „Netzwerk“ – häufig achtlos und beiläufig verwendet wird. Der vorliegende Aufsatz bemüht sich zunächst, dessen Bedeutungsspektrum in der Sprache der Globalgeschichte zu erfassen – im Englischen wie im Deutschen. Zu diesem Zweck untersucht der Beitrag exemplarisch die Verwendungsweisen des Begriffs „lokal“ in zwei Hauptorganen der neueren Welt- und Globalgeschichte: im englischsprachigen „Journal of Global History“ und in der – zumindest in Teilen – deutschsprachigen Zeitschrift „Comparativ“. Dabei werden jeweils lediglich „Probebohrungen“ vorgenommen, indem einzelne Bände – jeweils der dritte Band des Jahres 2018 – auf den Gebrauch des Begriffs hin untersucht werden. Anschließend wendet sich der Beitrag Überlegungen und Fragen zu, die diese Verwendungsweisen aufwerfen und verortet die gewonnenen Erkenntnisse in einer Diskussion über das Feld der neueren Welt- und Globalgeschichte im Besonderen sowie sodann über die Sprache historischer Forschung im Allgemeinen.

Verwendungsweisen

Von den acht Fachartikeln im erwähnten Band des „Journal of Global History“ verwenden sieben den englischen Begriff *local*; die Gesamtzahl der Verwendungen im Band beläuft sich auf 111.[6] Bei 40 dieser 111 Verwendungen wird „lokal“ zur

[5] Für diese und andere Kritiken an der „flüssigen“ Sprache der neueren Welt- und Globalgeschichte vgl. Rockefeller: Flow (wie Anm. 2), S. 560; Gänger: Circulation (wie Anm. 3); Dommann: Geschichte (wie Anm. 3), S. 531; Jürgen Osterhammel: Globalizations. In: Jerry H. Bentley (Hg.): The Oxford Handbook of World History. Oxford 2014, S. 89–104; Jürgen Osterhammel: Globalifizierung. Denkfiguren der neuen Welt. In: ZfI 9 (2015) 1, S. 5–16, hier: S. 12.

[6] Untersuchungsgegenstand sind die folgenden sieben Aufsätze: Klas Rönnbäck: On the Economic Importance of the Slave Plantation Complex to the British Economy during the Eighteenth Century. A Value-Added Approach. In: JGH 13 (2018) 3, S. 309–327; Madeline Woker: Edwin Seligman, Initiator of Global Progressive Public Finance. In: ebd., S. 352–373; Valeria Giacomin: The Transformation of the Global Palm Oil Cluster. Dynamics of Cluster Competition between Africa and Southeast Asia (c. 1900–1970). In: ebd., S. 374–398; Gregory Ferguson-Cradler: Fisheries' Collapse and the Making of a Global Event, 1950s–1970s. In: ebd., S. 399–424; Jorge Luengo/Pol Dalmau: Writing Spanish History in the Global Age. Connections and Entanglements in the Nineteenth Century. In: ebd., S. 425–445; Lucy Taylor: Global Perspectives on Welsh Patagonia. The Complexities of being Both Colonizer and Colonized. In: ebd., S. 446–468; Jacob Tropp: Transnational Development Training and Native American „Laboratories“ in the Early Cold War. In: ebd., S. 469–490. Klas Rönnbäck verwendet den Begriff im Fließtext – Litera-

Beschreibung von Personen gebraucht – etwa von Frauen, Bauern oder Anführern. Mit nur einer einzigen Ausnahme im gesamten Band sind damit aber Personen aus ganz bestimmten Weltregionen gemeint.[7] Die Autorinnen und Autoren verwenden das Wort für südasiatische Kleinbauern,[8] für die peruanische Oligarchie,[9] für einen indigenen Anführer in den argentinischen Pampas („a local leader, Cacique Antonio“),[10] für westafrikanische Frauen[11] und für nordamerikanische indigene Gruppen.[12] Bei 42 Prozent dieser Verwendungen – 17 von 40 – wird beschrieben, wie diese Personen „Innovation“, neuartiger technischer Ausstattung oder Reformen mit „Skepsis“ begegnen, gegen solche Veränderungen „Widerstand“ leisten oder von ihnen „gebrochen“ werden.[13] In anderen Zusammenhängen thematisieren die Autorinnen und Autoren die „Reaktionen lokaler Akteure“ auf europäische Vorstellungen oder „lokale Wiederaneignungen“ („reappropriation“) etwa liberalen Gedankenguts.[14] In ungefähr einem Dutzend weiterer Passagen erscheint das Wort „lokal“ im Zusammenhang mit dem „Budget“, der „Regierung“ oder den „Finanzen“ als Gegenbegriff zur Ebene des Föderalen, des Nationalen oder des Zentralen.[15] An fast zwei Dutzend Stellen wird „lokal“ in ähnlicher Weise als Gegenbegriff oder in Abgrenzung zu „globalen“, „Makro-“ beziehungsweise „planetarischen“ Strukturen, Ereignissen oder Ebenen verwendet;[16] auch sprechen die Autorinnen und Autoren von „lokalen Dynamiken“ im

turangaben wurden nicht gezählt – 1 Mal, Madeline Woker 13 Mal, Valeria Giacomin 32 Mal, Gregory Ferguson-Cradler 25 Mal, Jorge Luengo und Pol Dalmau 7 Mal, Lucy Taylor 6 Mal und Jacob Tropp 21 Mal.

[7] Die Ausnahme findet sich bei Jorge Luengo und Pol Dalmau, die den Begriff verwenden, um sich auf spanische Eliten zu beziehen. Vgl. Luengo/Dalmau: History (wie Anm. 6), S. 444.

[8] Vgl. Giacomin: Transformation (wie Anm. 6), S. 90, S. 98, S. 381.

[9] Vgl. Ferguson-Cradler: Fisheries' (wie Anm. 6), S. 411.

[10] Taylor: Perspectives (wie Anm. 6), S. 462.

[11] Vgl. Giacomin: Transformation (wie Anm. 6), S. 387.

[12] Im Originalzitat heißt es „local Native American and Hispano communities' particular experiences of capitalist and colonial power relations“; Tropp: Development (wie Anm. 6), S. 473.

[13] Valeria Giacomin beschreibt, wie Versuche, Ölpressen und Qualitätskontrollen einzuführen, am „heftigen Widerstand lokaler Frauen“ („fierce opposition from local women“) scheiterten oder wie „lokale Produzenten“ Palmenanbauprojekten mit „Skepsis und Widerstand“ („scepticism and resistance“) begegneten; Giacomin: Transformation (wie Anm. 6), S. 387. Ferguson-Cradler spricht von „Landreform mit dem Ziel, die lokale Oligarchie zu brechen“ („break the local oligarchy“); Ferguson-Cradler: Fisheries' (wie Anm. 6), S. 411. Auch Tropp spricht vom „lokalen Widerstand gegen staatliche Interventionen“ und an anderer Stelle über das „Minimieren“ desselben; Tropp: Development (wie Anm. 6), S. 489, S. 484.

[14] Luengo/Dalmau: History (wie Anm. 6), S. 428, S. 444.

[15] Madeline Woker spricht beispielsweise von „zentralen und lokalen Finanzen“ („central and local finance“) oder der „Trennung lokaler von den nationalen Finanzen“ („the separation of local finance from the national finances“). In den Augen der chinesischen Zeitgenossen sei „lokale Selbstverwaltung“ („local self-government“) eine Möglichkeit gewesen, mit einer Vergangenheit übermäßiger staatlicher Zentralisierung zu brechen. Vgl. Woker: Initiator (wie Anm. 6), S. 366.

[16] Jorge Luengo und Pol Dalmau beklagen etwa, dass geschichtswissenschaftliche Arbeiten zum Spanien des 19. Jahrhunderts meist „lokale und regionale“, bestenfalls „nationale“ Analyseperspektiven einnähmen – „im direkten Gegensatz“ zu Studien zu anderen europäischen Ländern wie Deutschland, die ihren jeweiligen Untersuchungsgegenstand längst in einem „transnationalen und globalen“ Rahmen betrachtet würden. Luengo/Dalmau: History (wie Anm. 6), S. 426.

Unterschied zu „breiteren Wechselwirkungen" („broader interactions") oder zu einer „größeren Agenda" („a larger agenda").[17] Einige der Autorinnen und Autoren thematisieren dabei die Übergänge zwischen dem „Lokalen" und dem „Globalen", indem sie etwa beschreiben, wie „eine Vielzahl lokaler Interessen in eine globale Dynamik" Eingang finden[18] oder wie „lokale […] Hindu[-] […] Praktiken die Grundlage für landwirtschaftliche Innovationen" bilden konnten.[19] Häufig wird „lokal" verwendet, um explizit oder implizit die Eigenheit, Exklusivität oder „Besonderheit" („specificity") von Erfahrungen, Sprachen oder Kulturen beziehungsweise die Originalität oder Ursprünglichkeit von Bedeutungen zu betonen – so sprechen die Autorinnen und Autoren beispielsweise von der „ursprünglichen lokalen Bedeutung" – oder das Wort dient dazu, auf kulturelle Differenz und auf die Kontingenz, begrenzte Reichweite und Kontextabhängigkeit von Erfahrungen und Ereignissen hinzuweisen.[20]

In der deutschsprachigen globalhistorischen Forschungslandschaft wird der Begriff „lokal" in ganz ähnlicher Weise verwendet wie im Englischen. In der hierfür untersuchten Stichprobe, dem dritten Band des Jahrgangs 2018 der Zeitschrift „Comparativ", wird der deutsche Begriff zwar sparsamer gebraucht als im „Journal of Global History" – 17 Mal insgesamt –, aber in nahezu allen (vier von fünf) deutschsprachigen Artikeln der Ausgabe und mit etwa den gleichen Bedeutungen wie im Englischen.[21] In mehr als der Hälfte der Fälle – neun von 17 – nutzen die

Gregory Ferguson-Cradler wiederum spricht von „lokalen und globalen Strukturen" („local and global structures") und an anderer Stelle von „lokalen und globalen Ereignissen"; er stellt die Frage, wie „die Makroebene, weitreichende Trends und große Prozesse" („macro scale, large trends, and big processes") mithilfe von Archiven erforscht werden können, deren Bestände „zwangsweise eng und üblicherweise recht lokal" („inevitably narrow and usually quite local") seien. Vgl. Ferguson-Cradler: Fisheries' (wie Anm. 6), S. 402f., S. 417.

[17] Valeria Giacomin beschreibt etwa, wie sich die Historiografie meist auf „lokale Dynamiken" konzentriere und dabei „breitere Wechselwirkungen" außer Acht lasse. Vgl. Giacomin: Transformation (wie Anm. 6), S. 376. Tropp spricht von „lokalen kulturellen Dynamiken" („local cultural dynamics"), die jedoch Teil einer „größeren Agenda" („a larger agenda") von Entwicklung und Wandel seien. Tropp: Development (wie Anm. 6), S. 488.

[18] Das Originalzitat lautet: „a myriad of local interests became entwined in a global, mutually sensitive dynamic"; Luengo/Dalmau: History (wie Anm. 6), S. 431.

[19] Tropp: Development (wie Anm. 6), S. 485.

[20] Jorge Luengo und Pol Dalmau etwa sprechen von der Bedeutung „lokaler Besonderheiten" („local specificities") für die divergierende Rezeption politischer Ideologien. Luengo/Dalmau: History (wie Anm. 6), S. 429. Lucy Taylor schreibt beispielsweise von der „Exklusivität und kulturellen Spezifizität der walisischen Sprache" („the exclusivity and cultural specificity of the Welsh language"); Taylor: Perspectives (wie Anm. 6), S. 459. Tropp verwendet den Begriff in Bezug auf die „besonderen Erfahrungen" indigener Gruppen und unter Verweis auf kulturelle Differenz; Tropp: Development (wie Anm. 6), S. 473, S. 485. Ferguson-Cradler spricht etwa von der „Globalisierung" des Konzepts des „Kollapses" durch die Ausweitung seiner „ursprünglichen lokalen Bedeutung" („its original local meaning"), von „lokalen und abgegrenzten" Erfahrungen („local and discrete experiences") und von Ereignissen, die „kontingent und abhängig von lokalen Faktoren" seien; Ferguson-Cradler: Fisheries' (wie Anm. 6), S. 402, S. 419, S. 423.

[21] Untersuchungsgegenstand sind die folgenden vier Aufsätze: Barbara Lüthi/Silvan Niedermeier/You Jae Lee: Travelling Things. Einleitende Überlegungen zu Dingen auf Wanderungen.

Autorinnen und Autoren das Wort zur Beschreibung der „lokalen Bevölkerung“, „lokaler Busse“ oder „lokaler“ Gemeinschaften Indiens, der Türkei oder Koreas.[22] In den restlichen Fällen wird „lokal“ als Gegenbegriff zu „globalen Handlungsräumen“, „globalen Wanderungen“ oder „äußeren Bedrohungen“ verwendet[23] sowie im Zusammenhang mit „begrenzten“ und „konkreten“ Ereignissen und Dingen, die „sich gegen Mobilität sperren oder ihren lokalen Eigensinn für Menschen beibehalten“, da Menschen sie in ganz eigener Weise nutzen und deuten.[24]

Überlegungen und Fragen

Im vorliegenden Aufsatz geht es nicht um eine Belehrung zur „richtigen“ oder unangemessenen Verwendung von Terminologie. Vielmehr lassen sich die anhand der Stichprobe erzielten – sehr vorläufigen – Resultate dazu nutzen, um eine Reihe von Fragen zu stellen. Ziel ist es, ein besseres Verständnis davon zu gewinnen, welchen Reiz der Begriff des Lokalen hat, und zu untersuchen, welches Licht seine Verwendungsweise auf die neuere Welt- und Globalgeschichte wirft.

Zumindest vier Fragekomplexe tun sich auf:

Erstens: Wenn diese kleine Stichprobe auch nur ansatzweise repräsentativ ist, so scheint der Begriff des Lokalen für viele Globalhistorikerinnen und -historiker zu einem Platzhalter für das Indigene, Nicht-Westliche beziehungsweise Nicht-Europäische geworden zu sein. Nun würden viele von ihnen sicher für sich in Anspruch nehmen, unter der „lokalen“ Bevölkerung schlicht, in Übereinstimmung mit dem „Duden“, die „einheimische“ oder „örtliche“ Bevölkerung zu verstehen – alle Personen, die sich an einem bestimmten Ort aufhalten oder aus einem bestimmten Ort stammen, selbst wenn es sich um die Bewohnerinnen und Bewohner von London oder Paris handelt. Zumindest die Stichprobe aber deutet auf eine sehr viel engere Bedeutung des Begriffs hin. Diese Beobachtung führt zur Frage: Inwiefern ist ein Wort, das offenkundig eine Vielfalt von Bedeutungen trägt und divergierende Assoziationen mit sich bringt, für den Fachjargon von Globalhistorikerinnen und -historikern geeignet? In jedem Fall lädt die Beobachtung zum Nachdenken über die suggestive Kraft von Konzepten ein und auch über die

In: Comparativ 3 (2018), S. 7–13; lsabel Richter: Cookbooks for a Sacred Life. Handbücher der Bewusstseinserweiterung in der transnationalen Jugendkultur der langen 1960er-Jahre. In: ebd., S. 33–49; Itagaki Ryūta: Das japanische Kaiserreich in den Tagebuchaufzeichnungen dreier „gewöhnlicher Koreaner“. In: ebd., S. 50–72; Sebastian Jobs: „Alarming Plots“. Spuren einer Sklavenverschwörung im amerikanischen Süden, 1802. In: ebd., S. 73–89.

[22] Vgl. Richter: Cookbooks (wie Anm. 21), S. 39, S. 42, S. 48; Ryūta: Kaiserreich (wie Anm. 21), S. 57, S. 65.

[23] Vgl. Jobs: Plots (wie Anm. 21), S. 80, S. 82; Lüthi/Niedermeier/Lee: Things (wie Anm. 21), S. 7, S. 11.

[24] Jobs spricht von Revolten, die „eng lokal begrenzt“ sind und von „konkreten lokalen Spuren“; Jobs: Plots (wie Anm. 21), S. 70, S. 82. Zum Eigensinn der Dinge vgl. Lüthi/Niedermeier/Lee: Things (wie Anm. 21), S. 11.

mögliche Notwendigkeit, den Sprachgebrauch im Feld der neueren Welt- und Globalgeschichte zu überdenken.

Zweitens: In der betrachteten Stichprobe wird der Begriff des Lokalen als Gegenbegriff zum „Globalen" verwendet, mal um das Ursprüngliche, „Eigensinnige" und Partikulare zu bezeichnen, mal um all das zu benennen, was sich Veränderung, Herrschaft oder Bewegung verweigert. Es scheint, als seien zumindest einige dieser Verwendungsweisen ein Nachhall des viel kritisierten Globalisierungsdiskurses der 1990er-Jahre und dessen Tendenz, eine Polarität zwischen dem „Lokalen" und dem „Globalen" anzunehmen. In ihrer stärksten Form implizierte diese Polarität, dass wir in einer Welt des „lokalen Sich-Behauptens gegen Globalisierung" („local assertions against globalizing trends") leben – einer Welt, in der die bloße Idee des Lokalen eine „Form der Opposition und des Widerstands gegen das hegemonisch Globale" bedeutet, wie es Roland Robertson bereits damals kritisch formulierte.[25] Dieselbe Polarität trat wiederum in der dritten Welle des Globalisierungsdiskurses unmittelbar nach der Jahrtausendwende besonders deutlich zutage, welche zunehmend die „Hemmfaktoren der Globalisierung" betonte – die „Widerständigkeit und Trägheit von Institutionen, sozialen Milieus und Traditionen".[26] Es gibt mehrere Gründe, weshalb dieser Dualismus problematisch und irreführend ist. Unter anderem läuft er Gefahr, in ein Narrativ zu führen, das die Existenz von „ontologisch sicheren kollektiven Heimaten" annimmt, die von Globalisierungsprozessen zerstört werden, wo doch, so Robertson, die Fähigkeit, überhaupt von „Heimat" zu sprechen und diese als solche zu identifizieren, kein Kontrapunkt zum Globalen, sondern ein Aspekt davon ist.[27] Die meisten Globalhistorikerinnen und -historiker würden heute wohl von sich behaupten, diese Polarität kritisch reflektiert zu haben und sich bewusst zu sein, dass sich selbst Ideale von Authentizität und die wichtigsten aller Partikularismen – man denke nur an Nationalismus – in globalen Prozessen entwickelt haben.[28] Es zeichnet sich ab, dass in der Welt- und Globalgeschichtsschreibung Globalität wie auch Lokalität nicht länger als gegeben, „vorgängig" oder als unterschiedliche „Daseinsebenen" verstanden werden, sondern als Erzeugnisse, die über die Diskur-

[25] Das Originalzitat lautet: „There is a widespread tendency to regard this [local-global] problematic as straightforwardly involving a polarity, which assumes its most acute form in the claim that we live in a world of local assertions against globalizing trends, a world in which the very idea of locality is sometimes cast as a form of opposition or resistance to the hegemonically global". Roland Robertson: Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity. In: Mike Featherstone u. a. (Hg.): Global Modernities. London 1995, S. 27–41, hier: S. 30, S. 34.

[26] Während die erste Welle – „die Pionierphase des Globalisierungsdenkens" – noch mit der „Suche nach einer brauchbaren Definition des Konzepts" befasst war, wurden in einer zweiten Phase beziehungsweise Welle die ursprünglichen „theoretischen Intuitionen einer empirischen Prüfung unterzogen" und Globalisierung zunehmend als Ergebnis eines längeren Prozesses betrachtet, der bereits um 1900 begonnen hatte. Jürgen Osterhammel: Globalisierungen. In: ders.: Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart. München 2017, S. 12–41, hier: S. 15f.

[27] Robertson: Glocalization (wie Anm. 25), S. 30.

[28] Vgl. auch hierzu ebd., S. 30. Robertson bezieht sich in seinen Aussagen zu Nationalismus auf Liah Greenfeld: Nationalism. Five Roads to Modernity. Cambridge 1992.

se und Praktiken von Akteurinnen und Akteuren erst hervorgebracht werden.[29] Daraus ergeben sich folgende Fragen: Wenn die Polarität von „lokal“ und „global“ keine Annahme ist, die heutige Globalhistorikerinnen und -historiker teilen – wenn der Glaube an das von der Welt Unberührte, Widerständige und Authentische nicht länger einer ist, dem sich Historikerinnen und Historiker hingeben –, warum verwenden sie dann das dualistische Narrativ der 1990er-Jahre, einer Zeit, in der diese Annahme ein Gemeinplatz war? Was gewinnen Historikerinnen und Historiker, was gewinnt die neuere Welt- und Globalgeschichte durch den Gebrauch des Begriffs? Ein Anreiz mag, wie Jürgen Osterhammel es schon für das Konzept der „Globalisierung“ formuliert hat, der „Anschluss an […] ein zentrales Debattenfeld der hoch respektierten Sozialwissenschaften“ sein.[30] Aber unter Umständen – und das sei hier nur als behutsame Hypothese formuliert – trägt die gegenwärtige Verwendung des Begriffs des Lokalen noch mehr in sich: einen Hauch der westlichen Sehnsucht nach Originalität und „gefährdeter Authentizität“, des Verlangens nach einer „unveränderlichen Gewissheit jenseits unserer eigenen […] Erfahrung“[31] – einer Alterität, die sich weniger über räumliche und kulturelle Distanz, als über die scheinbare Unberührtheit und Unveränderlichkeit des Bezeichneten äußert. Das „Lokale“, so scheint es, ist für viele in der neueren Welt- und Globalgeschichte zu einer Geste geworden, mit der, das hat Rey Chow für andere solcher Kategorien – wie „die Bauern“, „die Armen“ oder „die einfachen Leute“ – gezeigt, Intellektuelle „auf einen anderen Ort verweisen, der ‚authentisch‘ ist und sich außerhalb des ökonomischen Kreislaufs befindet“.[32]

Drittens: Durch seine Assoziation mit dem Begrenzten, dem Partikularen und dem Spezifischen – in der Verwendung des Wortes als Antithese zum Universalen und Globalen – sowie dem Indigenen schreibt der Begriff des Lokalen eine Reihe von Dichotomien fort, die aus einer deutlich früheren Zeit als den 1990er-Jahren stammen und von denen gerade Globalhistorikerinnen und -historiker sicherlich behaupten würden, sie überwunden zu haben. Gemeint ist hier vor allen Dingen die Dichotomie von „westlich“ und „indigen“ – eines Westens einerseits, dem ein Vorrecht auf Allgegenwärtigkeit, Abstraktion und Universalität von Erfahrung und Wissen eingeräumt wird und „indigenen“, nicht-europäischen Gesellschaften andererseits, deren Wissen und Erfahrungen als partikular und kontingent betrachtet werden, gebunden an das Leben derer, die diese generiert oder gemacht

[29] Jürgen Osterhammel fragte jüngst, ob die „Existenz einer eigenen Daseinsebene des ‚Globalen‘“ – eine „vorgängige Globalität“ – vorausgesetzt werden dürfe oder ob nicht „sowohl das Lokale als auch das Globale als *Produkte* der Tätigkeit spezifischer Akteure […] aufzufassen“ seien; Osterhammel: Globalisierungen (wie Anm. 26), S. 22 (Hervorhebung im Original). Vgl. auch die einflussreichen Überlegungen der Anthropologin Anna Lowenhaupt Tsing, die argumentiert, Globalität würde von Akteuren heraufbeschworen („they […] conjure the scales themselves“); Anna Lowenhaupt Tsing: Friction. An Ethnography of Global Connection. Princeton 2005, S. 57.

[30] Osterhammel: Globalisierungen (wie Anm. 26), S. 15; ders.: Globalizations (wie Anm. 5), S. 89.

[31] Rey Chow: Writing Diaspora. Tactics of Intervention in Contemporary Cultural Studies. Bloomington/Indianapolis 1993, S. 53.

[32] Ebd., S. 118.

haben.[33] Die meisten Wissenschaftshistorikerinnen und -historiker würden heutzutage behaupten, dass das Gegenteil der Fall ist: Sämtliches Wissen und jede Erfahrung – ob es sich nun um „Hindu-Praktiken" oder „landwirtschaftliche Innovationen" handelt – ist das Ergebnis von spezifischen Umständen und „lokalen" Gegebenheiten; bei Wissenschaft, wie bei jeder anderen Form von Wissensproduktion, handelt es sich um „situierte", idiosynkratrische und „lokale" Praktiken – lokal dahingehend, als sie in jedem Fall an die Voraussetzungen ihrer Entstehung, an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit, gebunden sind.[34] In der Art und Weise, wie der Begriff des Lokalen von vielen Globalhistorikerinnen und -historikern verwendet wird, bildet sich diese Erkenntnis jedoch nicht ab – im Gegenteil. Daher stellt sich erneut die Frage: Weshalb verwenden Historikerinnen und Historiker das suggestive Vokabular, wenn sie doch behaupten würden, die ihm zugrundeliegende Dichotomie überwunden zu haben?

Viertens: Viele Historikerinnen und Historiker im Feld der neueren Welt- und Globalgeschichte verwenden den Begriff des Lokalen, darauf verweist das Ergebnis der Stichprobe, wenn sie etwas bezeichnen, das eine räumliche Qualität aufweist oder nur für einen bestimmten Ort gilt. Diese Verwendungsweise ist, für das Englische wie das Deutsche, im Einklang mit dem alltäglichen Sprachgebrauch: Das „Oxford English Dictionary" wie auch der „Duden" betonen bei der Definition des Wortes „local" beziehungsweise „lokal" die Aspekte des Räumlichen, der Verortung und der Ortsgebundenheit.[35] Die Tatsache, dass das Lokale von Historikerinnen und Historikern zugleich als Antithese zum Globalen gebraucht wird, verweist erneut auf ein Verständnis von Globalisierung, das dem späten 20. Jahrhundert entstammt – einer Zeit nämlich, in der Globalisierung und das Globale mit der Erosion nicht nur von Identität, sondern auch von Räumlichkeit und Ortsgebundenheit assoziiert wurde.[36] Diese Auffassung wurde bereits damals kritisiert. Das Globale könne, so Robertson, niemals „jenseits aller Lokalitäten" liegen und niemals „systemische Eigenschaften über oder jenseits der Attribute der Einheiten haben" („having systemic properties over and beyond the attributes of units").[37] In der Tat wäre sich die Mehrheit der Globalhistorikerinnen

[33] Zur Dichotomie von westlichem und nicht-westlichem oder indigenem Wissen vgl. u. a. Arun Agrawal: Dismantling the Divide between Indigenous and Scientific Knowledge. In: Development and Change 26 (1995), S. 413–439, hier: S. 416f.; Marwa Elshakry: When Science Became Western. Historiographical Reflections. In: Isis 101 (2010) 1, S. 98–109; Sujit Sivasundaram: Sciences and the Global. On Methods, Questions, and Theory. In: ebd., S. 146–158.

[34] Für diese Diagnose vgl. James A. Secord: Knowledge in Transit. In: Isis 95 (2004) 4, S. 654–752, hier: S. 657; vgl. auch Lorraine Daston: Science Studies and the History of Science. In: CI 35 (2009) 4, S. 798–813. Der Begriff des „situierten Wissens" („situated knowledge") wird in der Regel mit dem Werk von Donna Haraway assoziiert; Donna Haraway: Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: FS 14 (1988) 3, S. 575–599.

[35] Vgl. local, adjective. In: Oxford English Dictionary Online, https://www.oed.com/view/Entry/109549?rskey=VYHOzu&result=1 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021); lokal, Adjektiv. In: Duden Online, https://www.duden.de/rechtschreibung/lokal (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[36] Vgl. Rockefeller: Flow (wie Anm. 2), S. 562.

[37] Robertson: Glocalization (wie Anm. 25), S. 33.

und -historiker heute wohl darin einig, dass sich einige der interessantesten Forschungen in ihrem Feld gerade mit den räumlichen Bedingungen und den daraus resultierenden Eigenarten von globalen Bewegungen beschäftigen: mit der Materialität von Verbindungen etwa oder der Formbarkeit und Mehrdeutigkeit von Ideen und Dingen in Bewegung, in Abhängigkeit von den neuen Räumen, in die sie getragen werden.[38] Für heutige Globalhistorikerinnen und -historiker sind globale Verbindungen die Summe aller Lokalitäten (oder mehr als das) – sie sind aber sicherlich nicht losgelöst von ihnen. Damit stellt sich die Frage, ob nicht nur das Narrativ einer dichotomen Beziehung von „lokal“ und „global“, sondern insbesondere auch die Assoziation des Ersteren mit Räumlichkeit und des Letzteren mit Ortlosigkeit zeitgemäß und angemessen ist – geschweige denn für den Diskurs im Fach förderlich.

Conclusio

Seit jeher gibt es Debatten um die „Sprache des Historikers“ ebenso wie Fachvertreterinnen und Fachvertreter, die eine „rhetorische Redeweise“ fordern beziehungsweise praktizieren – eine emotive, vieldeutige Sprache, „reich an Konnotationen“ und – in Abgrenzung von den Naturwissenschaften – weniger exakt als evokativ.[39] Es lässt sich nicht bestreiten, „dass die Sprache des Historikers allen Versuchen einer begrifflichen Restringierung widerstrebt“, dass Polyvalenz ein nahezu unvermeidliches Element der historiografischen Sprache ist.[40] Dennoch sollte die „Historiographie […] Rechenschaft über die Grundelemente ihres Tuns“ ablegen und die ihrer Sprache impliziten Annahmen kritisch reflektieren; sie darf sich nicht von der allegorischen Kraft „der eigenen Sprache gleichsam wegreißen […] lassen“.[41] Die „Sprache des Historikers“ beziehungsweise der Historikerin verträgt Emotivität, Symbolkraft, sogar Mehrdeutigkeit, aber keine „Gedankenlosigkeit“; sie braucht Prägnanz, Reflexion und Bewusstsein.[42] So mögen Forscherinnen und Forscher besser beraten sein, von „westafrikanisch“ als von „lokal“ zu sprechen und von „widerständig“, „unbeweglich“ oder „gebunden“ anstatt von „lokal“ – immer dann wenn ihre Untersuchungsgegenstände der ausdrücklichen Befragung auf diese Eigenschaften hin standgehalten haben.

Die formulierten kritischen Fragen zu den Verwendungsweisen des Begriffs des Lokalen sind kein Abgesang auf die neuere Welt- und Globalgeschichte – ganz im

[38] Kapil Raj spricht beispielsweise von der Gleichzeitigkeit von „Verortung und Bewegung“; Kapil Raj: Beyond Postcolonialism … and Postpositivism. Circulation and the Global History of Science. In: Isis 104 (2013) 2, S. 337–347, hier: S. 337. Vgl. auch Secord: Knowledge (wie Anm. 34). Zur Materialität von globalen Verbindungen vgl. beispielsweise: Roland Wenzlhuemer: Connecting the Nineteenth-Century World. The Telegraph and Globalization. Cambridge 2013.
[39] Wolfgang J. Mommsen: Zur Sprache des Historikers. In: HZ 238 (1984), S. 57–81, hier: S. 70f.
[40] Ebd., S. 70f.
[41] Ebd., S. 78.
[42] Ebd., S. 79.

Gegenteil. Sie basieren lediglich auf der Überzeugung, dass sich Disziplinen durch Stabilisierung und Destabilisierung sowie durch Kritik und Rekonstruktion ihrer Annahmen, ihrer Begriffe und ihrer Konzepte weiterentwickeln und dass sie ihrer „*eigenen* intellektuellen Grundlagen“[43] bedürfen. Tatsächlich ist die Globalgeschichte ein blühendes Feld, übervoll von Möglichkeiten und von Geschichten, die erzählt werden wollen und sollen. Es sollte sich dabei aber sicher um Geschichten handeln, deren Verfasserinnen und Verfasser ihre Begriffe und Narrative mit Bedacht verwenden, und um Geschichten, in denen das Nachdenken über die Weltläufigkeit des Partikularen, die Mühsal von Grenzüberschreitungen oder die Verortung von Bewegung nicht fehlen.

Abstract

This chapter is concerned with global historians' use of a term conspicuous by its absence from the emerging debate on the language of global history: the word "local". To understand the range of meanings "local" has assumed in the language of global history, the paper examines its use in some of the field's key journals. The study finds not only that "local" has, for many global historians, become a placeholder for the native, the non-European, and the indigenous, but also that it is often employed to denote the discrete and unchanged – that which resists, responds with skepticism to, or reluctantly adopts change. As such it not only echoes the much-critiqued globalization discourse of the 1990s and its tendency to assume a polarity between the "local" and the "global" (R. Robertson). Its usage in this manner, so the paper argues, also bears the trace of a Western longing for originality and "endangered authenticities". Uses of the term also sometimes perpetuate an older dichotomy that historians would claim to have long overcome – that between a West that is allocated the prerogative of ubiquity, abstraction, and universality – of experience, and knowledge – and an indigeneity or otherness that is associated with the particular. The study also finds that many historians use the term "local" – in contradistinction to the "global" – to refer to spatiality and place, again echoing a late-twentieth-century understanding of globalization as the erosion of identity, stasis, and place. This is problematic, not only because historians would be claiming to have long overcome an idea of the global as lying "beyond all localities" (R. Robertson), but also because much recent research is concerned precisely with the contingency, idiosyncrasy, and "locality" of movement across the globe. The field, in sum, so this paper argues, is in need of rethinking its language and terminology – or, at the very least, of engaging with its suggestive potential, meaning, and contours.

[43] Osterhammel: Globalisierungen (wie Anm. 26), S. 15 (Hervorhebung im Original).

Ute Schneider

Der Raum der Globalgeschichte

Strategien der Narrativierung und Visualisierung

Vorüberlegungen

„My father could neither read nor write, so could it have been that I for a while gave more attention to looking at maps than to reading books, not wanting to stir up the shame he must have felt? If he saw me drawing he felt no competition in his disability. (This is asked with the benefit of adult hindsight, because at that age such matters were not thought about.) Viewing landscape as a series of lines and colours – a sort of geographical shorthand – demanded intelligence, though it was mostly a pleasure to know that no one nearby wanted to do the same. I escaped more effectively because I was convinced others weren't capable of following."[1]

Der britische Schriftsteller Alan Sillitoe (1928–2010), dem so wunderbare Erzählungen wie „Die Einsamkeit des Langstreckenläufers" zu verdanken sind, äußerte sich im Jahr 2007 ausführlich zu seiner Kindheit in einer englischen Arbeiterfamilie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Erfahrung, mit einem Vater aufzuwachsen, der Analphabet war, das Betrachten von bunten Karten, um ihm die Scham zu ersparen, und deren „Lektüre", um sich auf Gedankenreisen oder kleine Fluchten aus dem grauen Stadtalltag zu begeben, muss – so Sillitoes rückblickende Vermutung – der Anfang seiner Kartenleidenschaft und Sammelmanie gewesen sein. Sillitoe erinnert sich auch daran, dass er einen farbigen Atlas in der Schule bekam und dass er aus dem Gedächtnis Weltkarten auf Tapetenreste zeichnete. Über jede Karte, die er in Büchern entdeckte oder von Nachbarn als Geschenk erhielt, habe er sich gefreut. Der spätere Schriftsteller entdeckte mit diesen Karten die Welt, er erlangte durch sie Wissen über Geografie und Geschichte – und bildete auf ihrer Grundlage seine Weltsichten und Weltvorstellungen aus.

Man kann davon ausgehen, dass Sillitoe sicherlich ein besonderer Fall, aber kein Einzelfall war, denn Karten hatten während des Ersten Weltkriegs an Verbreitung und Popularität gewonnen und waren in den 1930er-Jahren zu einem begehrten Massenprodukt geworden. Weil die Entwicklung in der thematischen Kartografie der Verräumlichung sozialer, politischer und ökonomischer Komplexität kaum Grenzen setzte, gingen ihre Inhalte weit über die physische und politische Geo-

[1] Alan Sillitoe: The Ground Beneath Our Feet. A Writer's Life in Maps. In: TLS, 26. 4. 2010.

https://doi.org/10.1515/9783110743067-011

grafie hinaus. Mobilität und Verkehr, Infrastrukturen, Ressourcen und Warenströme, Bevölkerungen und Ethnien, Armut und Reichtum waren nur einige der Themen, die räumlich erfasst, verarbeitet und abgebildet wurden. Entsprechend breit war auch der Einsatz von Karten, der von der Vermittlung in Schulen über unternehmerische Planungen bis hin zur politischen Propaganda reichte. Karten als Modelle von und für die Welt[2] sind papierne Werkzeuge, „paper tools", um einen Begriff aufzugreifen, den Ursula Klein in Anlehnung an Überlegungen Bruno Latours geprägt hat.[3]

Die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert steigende Kartenproduktion und -rezeption sowie ihre Folgen für Erfahrungen, Wahrnehmungen und Handeln der Menschen werfen die Frage auf, ob und in welcher Form das Medium „Karte" Eingang in die Geschichtswissenschaft gefunden hat. Damit öffnet sich ein weites Feld, denn eine derartige Frage bezieht sich sowohl auf die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, die sich erst allmählich aus ihrer disziplinären Verwandtschaft mit der Geografie löste, als auch auf die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts sowie der Gegenwart und ihrer Berücksichtigung eines Massenmediums. Es kann im vorliegenden – ohnehin explorativen – Beitrag kaum um die Geschichtswissenschaft in dieser Breite gehen. Im Vordergrund stehen im Folgenden vielmehr die gegenwärtige Globalgeschichtsschreibung und die Frage nach ihrem Umgang mit medialen Repräsentationen des Raumes. Diese nur auf den ersten Blick einfach zu beantwortende Frage wirft verschiedene methodische Schwierigkeiten auf, die für den vorliegenden Beitrag „pragmatisch" gelöst wurden, aber sicherlich weitreichender Untersuchungen und vertiefter methodischer Überlegungen bedürfen.

Eine erste Herausforderung stellt die Auswahl heranzuziehender Bücher dar, denn eine Suche mit dem *Google Ngram-Viewer* zeigt einen sprunghaften Anstieg des Begriffs „Globalgeschichte" in den Titeln seit den 1990er-Jahren. Im Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) sind derzeit knapp 10 000 Werke verzeichnet, die „Globalgeschichte" im Titel führen, wobei fremdsprachige Publikationen ebenso wie Monografien mit dem Begriff „Weltgeschichte" auf dem Cover in dieser Zahl noch gar nicht berücksichtigt sind. Sucht man nach Letzteren, würde die Auswahl unter den über 30 000 allein in der BSB vorrätigen Werken noch schwieriger, aber auch interessanter, gab es doch – wie der *Ngram-Viewer* zeigt – mehrere Wellen, in denen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Bücher mit „Weltgeschichte" im Titel besonders häufig erschienen. Nicht berücksichtigt sind hier wiederum alle Werke, die eine auf einzelne Aspekte konzentrierte Geschichte der Welt anbieten, wie etwa eine „Weltgeschichte der Meere" von Michael North oder eine „Weltgeschichte der Umwelt", wie sie Joachim Radkau im Jahr 2000 vorlegte.[4]

[2] Vgl. Bernd Mahr: Modelle und ihre Befragbarkeit. Grundlagen einer allgemeinen Modelltheorie. In: EWE 26 (2015), S. 329–342; Reinhard Wendler: Das Modell zwischen Kunst und Wissenschaft. München 2013.

[3] Ursula Klein: Experiments, Models, Paper Tools. Cultures of Organic Chemistry in the Nineteenth Century. Stanford 2003.

[4] Michael North: Zwischen Hafen und Horizont. Weltgeschichte der Meere. München 2016; Joachim Radkau: Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt. München 2000.

Wie also vorgehen? Eine stichprobenartige Durchsicht zahlreicher dieser „Global-“ oder „Weltgeschichten“ beziehungsweise *world histories* ergibt ein interessantes Bild, das weiterer systematischer und ländervergleichender Untersuchungen bedarf: Nicht selten findet sich in ihnen gar keine oder allenfalls eine Weltkarte im Vorsatz des Buches. Dies lässt sich bereits für die um 1900 erschienenen „Weltgeschichten“ feststellen, in denen nur selten Weltkarten abgedruckt wurden und falls doch, dann meist – wie auch in jüngeren Werken – in Schwarz-Weiß. Das Auftauchen von Karten jeglicher Art in „Welt-“ beziehungsweise „Globalgeschichten“ wäre vor dem Hintergrund des steigenden Kartenkonsums im 19. Jahrhundert ein lohnenswerter Untersuchungsgegenstand, denn die Abbildung von Karten war in dieser Gattung – wie in historischen Darstellungen überhaupt – lange Zeit eher die Ausnahme als die Regel. Hierbei sind ohne Frage auch die begrenzten technischen Möglichkeiten sowie die hohen Kosten des Drucks und der Kolorierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu bedenken – Aspekte, die in den jüngeren Werken kaum mehr eine Rolle spielen.

Angesichts der Fülle an möglichen Untersuchungsobjekten stellt die Systematisierung und die Auswahl zwar eine Herausforderung dar, aber keineswegs die Relevanz der Problemstellung und Perspektive infrage. Diese soll mit zwei Argumenten hervorgehoben werden: Zum einen ist die Bedeutung der Interaktion von Text und Medium zu nennen. In der Zusammenstellung von Texten und Medien im Allgemeinen – sowie von Texten und Karten im Besonderen – in einer Monografie wie auch in allen anderen Darstellungsformen entstehen Narrative. Die Platzierung und die Funktion der Medien, aber auch das Zusammenspiel oder die möglichen Spannungen zwischen den Darstellungsformen „Text“ und „Bild“ sowie ihren jeweiligen Narrativen verdienen Aufmerksamkeit, weil sie den Leserinnen und Lesern in Gestalt eines Gesamtwerks präsentiert und als solches rezipiert werden. Zum anderen hängen Konjunkturen der Kosmografie, Universal-, Welt- und Globalgeschichte auch mit sich verändernden Perspektiven auf die Welt und mit Wissenserweiterungen zusammen.[5] Olaf Bach hat jüngst auf die Zunahme von „Welt“-Komposita seit dem 19. Jahrhundert hingewiesen, die „die Verdichtung und Konkretisierung des Bewusstseins von Globalität anzeigen“.[6] Deren Verarbeitung beschränkte sich aber nicht allein auf textuelle Darstellungen, auch Statistiken und räumliche Visualisierungen gewannen im Umgang mit neuen Wissensbeständen und im Bemühen, die Komplexität der Welt zu erfassen, an Bedeutung.[7]

[5] Vgl. Iris Schröder: Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790–1870. Paderborn 2011; dies./Sabine Höhler (Hg.): Welt-Räume. Geschichte, Geographie und Globalisierung seit 1900. Frankfurt a. M. 2005.

[6] Olaf Bach: Ein Ende der Geschichte?. Entstehung, Strukturveränderungen und die Temporalität der Globalisierungssemantik seit dem Zweiten Weltkrieg. In: VfZ 68 (2020), S. 128–154, hier: S. 131.

[7] Zu diesen Formen beispielhaft Jens Gurr/Ute Schneider: Strategien zur Bewältigung urbaner Komplexität. Zum Zusammenwirken visueller, verbaler und quantitativer Modelle. In: Albrecht Koschorke (Hg.): Komplexität und Einfachheit. DFG-Symposion 2015. Stuttgart 2017, S. 256–275; Kerstin Brückweh: Menschen zählen. Wissensproduktion durch britische Volkszählungen

Dieser Bedeutungszuwachs von Karten lässt sich nicht allein für die Ebene der Produktion feststellen, vielmehr nahmen auch ihre Nutzung und ihr Einsatz als Modelle von und für die Welt zu. Das macht sie mit Blick auf die Globalgeschichte in zweifacher Hinsicht zu interessanten Untersuchungsobjekten. Erstens können Historikerinnen und Historiker Karten als Instrumente (*paper tools*) einsetzen, um raum-(zeit-)gebundene Prozesse zu visualisieren – man denke beispielsweise an die Darstellung globaler Warenströme oder Produktionsorte und -ketten wie im Fall der Baumwolle. Zweitens sind Karten papierne Quellen, deren Verbreitung in Europa seit dem 14. Jahrhundert mit der Ablösung von Pergament als materiellem Informationsträger einherging. Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts änderte sich an der Materialität wenig. Papier blieb gleichermaßen die Grundlage für „Flachware" wie für Globen, bei deren Herstellung Kartensegmente auf Hohlkörper aufgeklebt wurden. Als Quellen geben diese Medien Auskunft über Formen und Typen der Erfassung sowie der Visualisierung von Wissen über die Welt. Sie sind Ausdruck einer zeitgebundenen Wahrnehmung des Raumes, sie können – je nach Typus – „Zeit einfrieren" und Wandel wie Kontingenz verdecken. Als Beispiel hierfür lassen sich die zahllosen Propagandakarten der Zwischenkriegszeit anführen, die geografisch-politische Zustände vergangener Tage visualisierten, aber auch Zukünfte imaginierten. Obwohl es sich bei Karten um Gebrauchsgegenstände handelt, sind sie für die Neuzeit massenhaft in Archiven, zeitgenössischen Publikationen sowie Editionen überliefert – und seit etwa zwei Jahrzehnten vielfach auch digital zugänglich.

Damit zurück zur eingangs gestellten Frage nach der Verwendung von Karten in der Globalgeschichte: Konkreter ist zu fragen, ob und wie Karten in der globalgeschichtlichen Forschungsliteratur genutzt werden. Welchen Stellenwert haben Karten als analytisches beziehungsweise didaktisches *paper tool* oder als Quelle? Wie werden sie – als Analysewerkzeug oder als Quelle – eingebunden oder verarbeitet? In anderen Worten: Werden sie medial wiedergegeben oder werden sie verbalisiert, also lediglich umschrieben? Im Fall der medialen Wiedergabe – und das gilt für analytische Karten wie für historische Karten gleichermaßen – stellt sich die Frage nach den Narrativen: Erzählen die Karten und der Text die gleiche Geschichte oder gibt es Spannungen und Widersprüche zwischen beiden?

Diese historiografische Perspektive ist zudem von theoretisch-methodischem Reiz. Denn gerade die thematische Kartografie visualisiert häufig Verflechtungen, Verbindungen und Zusammenhänge, die auf statistischen Erhebungen basieren. Daraus ergibt sich eine Nähe zur Globalgeschichte und zu weiteren Teildisziplinen innerhalb der Geschichtswissenschaft, die nach Strukturen fragen und selbst wiederum vielfach mit zeitgenössischen Statistiken arbeiten. Die methodische He-

und Umfragen vom 19. Jahrhundert bis ins digitale Zeitalter. Berlin 2015; James R. Akerman (Hg.): The Imperial Map. Cartography and the Mastery of Empire. Chicago 2009; Tony Ballantyne: Empire, Knowledge and Culture. From Proto-Globalization to Modern Globalization. In: Anthony G. Hopkins (Hg.): Globalization in World History. London 2002, S. 115–140.

rausforderung liegt in den verwandten Arbeitsformen, denn sowohl die thematische Kartografie als auch die Globalgeschichte nutzen verschiedene Maßstäbe – von der Vogelperspektive bis zur Mikroebene – und das Skalieren und Zoomen sind ihnen gemeinsame wissenschaftliche Techniken.

Abschließend soll noch ein weiterer Aspekt genannt werden, der die historiografische Betrachtung der Globalgeschichtsschreibung und ihrer Nutzung von Karten lohnend macht: In Karten kommen – wie in anderen Quellen auch – die kulturellen Kontexte ihrer Entstehung zum Ausdruck, sie spiegeln Unterschiede in der Wahrnehmung und Erfassung der Welt sowie die Transfers zwischen differenten Erfassungs- und Beschreibungsformen. Im Einzelfall erlauben kartografische Quellen Wahrnehmungen und Vorstellungen anderer Weltregionen zu berücksichtigen, die durch textliche Quellen nicht oder mit anderen Perspektiven überliefert sind. Als Beispiele können die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Raumwahrnehmungen und Ausdrucksformen etwa der Europäer und Chinesen im 17. Jahrhundert, aber auch das Einfließen afrikanischen Raumwissens in Karten der Missionare genannt werden, das ein Forschungsprojekt am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig (IfL) untersucht hat.[8]

Festzuhalten ist, dass alle diese Überlegungen grundsätzlich für jegliche Art von raumbezogenen Zugängen in der Geschichtswissenschaft gelten können, sie also nicht spezifisch für die Globalgeschichte sind. Zudem sind sie in vielerlei Hinsicht übertragbar auf andere Formen der Visualisierung wie Augenscheinkarten, Landschaftsgemälde und Fotografien, um nur drei Medien zu nennen.[9]

Auf der Grundlage dieser Überlegungen soll im Folgenden eine – rudimentäre – Typologie erarbeitet werden, die sich aus der Analyse des Karteneinsatzes in der Globalgeschichte herleitet. Exemplarisch werden hierbei Werke herangezogen, deren Darstellungszeitraum das 19. und 20. Jahrhundert ist, wobei keine Differenzierung zwischen Global- und Weltgeschichten vorgenommen wird. Weil sie anderen Text-Bild-Relationen folgen, deren Berücksichtigung den Rahmen der vorliegenden Überlegungen gesprengt hätte, werden hierbei illustrierte Globalgeschichten, wie sie seit einiger Zeit vor allem im angelsächsischen Raum populär sind, nicht berücksichtigt.[10] Das Korpus bilden ausschließlich Werke, die nach 2000 erschienen sind, und damit als Ausdruck des globalgeschichtlichen Ansatzes

[8] Vgl. Adam Jones/Isabel Voigt: „Just a First Sketchy Makeshift". German Travellers and Their Cartographic Encounters in Africa, 1850–1914. In: History in Africa 39 (2012), S. 9–39. Zu den Transfers und Differenzen vgl. Elmar Holenstein: Natural Constraints to Cultural Relativism Example. Ricci's Pacific-Centered World Maps. In: AS 73 (2019), S. 379–397.

[9] Vgl. dazu etwa Anette Baumann/Sabine Schmolinsky/Evelien Timpener (Hg.): Raum und Recht. Visualisierung von Rechtsansprüchen in der Vormoderne. München 2020; Tanja Michalsky: Projektion und Imagination. Die niederländische Landschaft der Frühen Neuzeit im Diskurs von Geographie und Malerei. Paderborn 2011. Das Thema „Fotografie" ist Gegenstand des Promotionsprojekts „Die photographische Werkstatt der Geographie. Photographien und die Spuren ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung um 1900" von Hannes Wietschel, betreut von Professor Dr. Steffen Siegel an der Folkwang Universität der Künste, Essen.

[10] Ein Beispiel dafür ist Felipe Fernández-Armesto (Hg.): The Oxford Illustrated History of the World. Oxford 2019.

seit den 1990er-Jahren gewertet werden können, der sich in seinen epistemischen Voraussetzungen grundlegend von früheren Wellen unterscheidet. Denn erst seit 1968 – genauer gesagt: seit „Apollo 8" – ist eine Perspektive auf die Erde möglich, die bis dahin ausschließlich theoretisch und literarisch gedacht und mit dem Modell des Globus simuliert werden konnte – nämlich der Blick des Menschen vom Weltall auf die Erde. Mit dem erstmals in Farbe fotografisch dokumentierten Anblick von *blue marble* im Jahr 1972 hat sich die Wahrnehmung der Erde, ihrer Fragilität und vor allem ihrer Singularität im All, signifikant verändert.[11] Dies – so die den folgenden Ausführungen zugrundeliegende These – hatte (und hat) Auswirkungen auf die Globalgeschichte als solche, aber auch auf die Vorannahmen und Herangehensweisen in den einzelnen Werken.

Typen und Strategien

Narrativierung

Als mich die Bitte zu diesem Beitrag erreichte, kam mir als erstes „Die Verwandlung der Welt" von Jürgen Osterhammel aus dem Jahr 2009 in den Sinn.[12] Ich erinnerte mich an eine Karte im Umschlag des Buches und zog es mit Neugierde aus dem Regal. Welche Überraschung über mein Erinnerungsvermögen, denn die Monografie enthält bis auf das „verregnete" Umschlagbild von William Turner keine Abbildungen oder Karten. Ich bin aber offensichtlich nicht die einzige Historikerin mit einer getrübten Erinnerung. Die Nachfrage im Kreis der Kolleginnen und Kollegen ergab ein interessantes Bild: Nur ein Kollege wusste mit Sicherheit zu sagen, dass in dem Werk keinerlei Visualisierungen in Form von Statistiken, Bildern, Fotografien oder auch Karten abgedruckt sind, während andere Kolleginnen und Kollegen anschaulich und detailliert vor allem von vermeintlich im Buch vorhandenem Bildmaterial berichteten.

Das ist ein interessanter Befund, den ich deshalb in dieser Ausführlichkeit präsentiere, weil er auf die Erzählweise Osterhammels verweist, die die Imaginationsfähigkeit der Lesenden anregt. Der Autor führt Medien wie die Fotografie und den Film sowie wissenschaftliche Techniken wie die Statistik ein und thematisiert ihre globale Verbreitung, zugleich werden Bilder und Karten in den Erzählfluss eingeflochten, die den Leserinnen und Lesern aber ausschließlich in beschreibenden Worten veranschaulicht werden. Ein Beispiel von unzähligen soll an dieser Stelle genügen. Dieses stammt nicht aus dem umfangreichen und zentralen Kapitel zum Raum oder den Abschnitten zur Geografie und Kartografie, sondern aus dem 14. Kapitel mit dem Titel „Netze": „Die großen Bänder des Schiffsverkehrs verliefen (1) von Japan über Hongkong durch die Straße von Malakka (Singapur),

[11] Vgl. Robert Poole: Earthrise. How Man First Saw the Earth. New Haven 2008.
[12] Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München 2009.

durch den nördlichen Indischen Ozean, durch das Rote Meer, den Suezkanal, die Straße von Gibraltar bis in die Atlantik- und Nordseehäfen; (2) von Australien zum Kap der Guten Hoffnung und dann entlang der afrikanischen Westküste nach Europa. Über den Atlantik verknüpfte (3) das breiteste Schifffahrtsband, das es überhaupt gab, New York und London/Liverpool, ein weiteres (4) Europa auf der einen, Rio de Janeiro und die Häfen am La Plata auf der anderen Seite."[13]

Bei der Lektüre sieht man Osterhammel förmlich vor sich, wie er mit dem Finger die auf einer Karte eingetragenen Verbindungen nachfährt. Karten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die Osterhammel hierbei als Grundlage gedient haben könnten, lassen sich sehr zahlreich finden.[14] Interessant ist an der insinuierten Praktik die Bewegungsrichtung. Während durchschnittliche europäische Kartenleserinnen und -leser aller Wahrscheinlichkeit nach die Schifffahrtslinien hätten in Europa ihren Ausgang nehmen lassen – und sich darin kaum von gewöhnlichen Europäerinnen und Europäern des 19. Jahrhunderts unterschieden hätten –, beginnt Osterhammel im Osten und endet im Westen. Diese Bewegungsrichtung hat ihre Entsprechung im Text, denn Osterhammel betont im zitierten Kapitel den innerasiatischen Handel und Verkehr vor der transatlantischen Vernetzung.

Es fällt auf, dass Jürgen Osterhammel in ähnlicher Weise arbeitet wie die Geografen des frühen 19. Jahrhunderts. Carl Ritter (1779–1859), den er umfassend würdigt, legte eine Beschreibung Europas vor, die trotz ihrer mehr als 500 Seiten keine einzige Karte enthielt. Sein „Gemälde", wie er sein Werk bezeichnete, war für das „gebildetere Publicum bestimmt, bey dem ich die ersten geographischen Kenntnisse voraussetzen konnte, oder dem es leicht seyn würde, sich mit dem Detail und der Topographie eines Landes aus jedem gewöhnlichen Handbuche ein wenig bekannt zu machen".[15] Karten zu sechs ausgesuchten Themen ließ Ritter dann zwei Jahre später in einem kleinen Atlas folgen, der sich insbesondere an Lehrer richtete.[16] Die Trennung in zwei Bände geschah nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, denn das Drucken und Kolorieren von Karten war zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr kostspielig.

[13] Ebd., S. 1016.

[14] So bot etwa der deutsche „Brockhaus" in seiner 1984 bis 1986 erschienenen 14. Auflage seinen Leserinnen und Lesern unter dem Lemma „Weltverkehr" eine „Übersichtskarte des Weltverkehrs" mit den dichten Schifffahrtslinien in den von Osterhammel benannten Räumen. Vgl. Brockhaus. Bd. 16: Turkestan–Zz. Leipzig u. a. [14]1896, Tafeln, S. 629a, online zugänglich unter: https://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=5183952 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

[15] Carl Ritter: Europa. Ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde. Frankfurt a. M. 1804, S. V.

[16] Ders.: Sechs Karten von Europa: mit erklärendem Texte, darstellend: I. Die Verbreitung der Kulturgewächse in Europa. II. Die Verbreitung der wildwachsenden Bäume und Sträuche in Europa. III. Die Verbreitung der wilden und zahmen Säugethiere in Europa. IV. Die Hauptgebirgsketten in Europa, ihren Zusammenhang und ihre Vorgebirge. V. Die Gebirgshöhen in Europa, ihre Vegetationsgrenzen und verschiedenen Luftschichten; verglichen mit denen der heissen Zone. VI. Areal-Grösse, Volksmenge, Bevölkerung und Verbreitung der Volksstämme in Europa. Schnepfenthal 1806, online zugänglich unter: https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN685782352 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

Das Argument der Kosten wird zwar von einigen Verlagen zu Beginn des 21. Jahrhunderts immer noch angeführt, dürfte bei Jürgen Osterhammels Werk aber wohl nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Vielmehr knüpft der Autor mit seiner Verbalisierung von Quellen bewusst – denn nur so lässt sich das völlige Fehlen von Medien erklären – an seit dem 19. Jahrhundert etablierte wissenschaftliche Formen und Techniken an. Ein Vorteil seiner Erzählweise liegt darin, dass die Quellen und ihre Analyse miteinander verbunden werden. Zudem lenkt Osterhammel mit seiner Verbalisierung die Leserin beziehungsweise den Leser entgegen inzwischen etablierten Gewohnheiten einer Bebilderung und den damit verbundenen Ausdrucks- und Lektüreformen in ungewohnte Denk- und Wahrnehmungsformen, wie am Beispiel der „Kartenlektüre" erläutert, und kann auf diese Weise seine Thesen und Interpretationen präsentieren, ungeachtet möglicher etwa von einer Karte ausgehender Ablenkungen oder „Irritationen". Jenseits der narrativen Funktion und Qualität hat ein solches Vorgehen den Vorteil, dass der Lesende nicht mit Bild- und Kartenmaterial konfrontiert wird, dessen Aussage er im analytischen Text vergeblich sucht, weil Autor und Verlag der irrigen Annahme folgen, dass eine Karte (oder ein Bild) für sich selbst sprechen oder mehr als tausend Worte sagen würde. Darüber, ob Osterhammels Technik allerdings, in anderen Kulturen oder unter sich verändernden Schreib-, Lese- und Sehgewohnheiten künftiger Generationen von Lesenden funktioniert, kann nur spekuliert werden. Allerdings ist auffällig, dass in neueren (global-)historischen Überblicksdarstellungen der Abdruck von Medien zunimmt.[17]

Visualisierung: Die Karte als synthetisierendes Modell

Eine ganz andere Strategie des Medieneinsatzes findet sich in dem Buch „Globale Welt" des Siegener Historikers Christian Henrich-Franke.[18] Der Band, der in einer Reihe zur europäischen Geschichte erschienen ist, richtet sich an Studierende und interessierte Laien. Gegenstand ist die globale Verflechtung Europas seit den 1970er-Jahren, als deren Grundlagen oder „Weichenstellungen"[19] Henrich-Franke unter anderem die Errichtung von Satellitensystemen ansieht. Der Weltraum – und damit der Blick von außen auf die Erde – wird nicht am Beispiel des „Apollo"-Programms thematisiert, findet aber indirekte Berücksichtigung im Zusammenhang mit dem Start von Nachrichtensatelliten seit der Mitte der 1960er-Jahre.

[17] Beispielhaft seien hier nur genannt: Akira Iriye (Hg.): Geschichte der Welt. 1945 bis heute. Die globalisierte Welt. München 2013; Jörn Leonhard: Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923. München 2018; Willibald Steinmetz: Europa im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2019.

[18] Christian Henrich-Franke: Globale Welt (1970–2015). Stuttgart 2019.

[19] Mit „Weichenstellungen in eine vernetzte Welt" betitelt Henrich-Franke einen seiner einleitenden Abschnitte; ebd., S. 20.

Eine mediale Darstellung des Satellitenorbits[20] findet sich in dem Buch nicht, obgleich Henrich-Franke ansonsten ein breites Medienspektrum von Karten über Kartogramme bis hin zu Fotografien einsetzt. Dabei handelt es sich überwiegend um zeitgenössische Fotos aus Archiven und Karten von Bildagenturen beziehungsweise internationalen Organisationen sowie von *Wiki Commons*. In diesen meist gegenwartsbezogenen Karten ist in einigen Fällen – wie man es aus Geschichtsatlanten kennt – der historische Wandel mittels unterschiedlicher Schraffuren eingezeichnet; in anderen Fällen repräsentieren die Karten den Zustand zum (nicht benannten) Zeitpunkt ihrer Erstellung. Im Rahmen der hier behandelten Fragestellung sind einige Karten beziehungsweise Kartogramme interessant. Zwei Beispiele, eines davon vom Autor selbst produziert, sollen im Folgenden aufgegriffen werden, um die eingangs erwähnten potenziellen Spannungen zwischen Text und Bild beziehungsweise Text und zeitbedingter Kartensprache zu verdeutlichen.

Bern ist keine Insel

In einem Kapitel zur „Regionalisierung und Föderalisierung" setzt sich Henrich-Franke mit den Regionalbewegungen der 1970er- und 1980er-Jahre als Gegenbewegungen zur Stärkung der Europäischen Gemeinschaft auseinander. Unter anderem erwähnt er ähnliche Entwicklungen in der Schweiz und hebt die Schaffung des Kantons Jura hervor. Dieser war nach einer Abstimmung im Jahr 1979 als neuer Gliedstaat mit einer mehrheitlich französischsprachigen Bevölkerung aus dem Kanton Bern ausgegliedert und gegründet worden. Die Entstehung visualisiert Henrich-Franke mit einer Karte, die den Titel „Die jurassischen Gebiete im Kanton Bern" und den Abbildungstitel „Die Abtrennung des Kantons Jura vom Kanton Bern" trägt (Abb. 1).[21]

An diesem Beispiel einer Inselkarte lassen sich die Herausforderungen und Komplexitäten von Text- und Bildnarrativen verdeutlichen. Die abgedruckte Karte zeigt den Kanton Bern in den Grenzen von 1815. Sie vereint verschiedene historische Problemlagen und Entwicklungen in einem Bild, visualisiert aber keineswegs das Ergebnis der Abstimmung und die Grenzen des neuen Kantons im Jahr 1979. Hinzu kommt, dass der Bezugsrahmen Schweiz beziehungsweise Europa völlig fehlt; der vormalige Kanton Bern erscheint wie eine Insel mit einem schwarzen und einem weißen Teilgebiet. Die dunkle Schraffur, so lässt sich aus dem Text und bei guten historischen Kenntnissen schließen, hebt die französischsprachigen Gebiete im Kanton Bern in seinen alten Grenzen hervor. Diese Gebiete sind aber keineswegs deckungsgleich mit den Territorien, in denen die Autonomiebewegung aktiv war, und entsprechen auch nicht den Grenzen des im Jahr 1979 neu gebildeten Kantons Jura. So verbleib die Gemeinde Moutier etwa im

[20] Vgl. dazu die Satelliten-Umlaufbahnen, ESA eduspace, http://www.esa.int/SPECIALS/Eduspace_DE/SEM69FF280G_0.html (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).
[21] Henrich-Franke: Welt (wie Anm. 18), S. 61f.

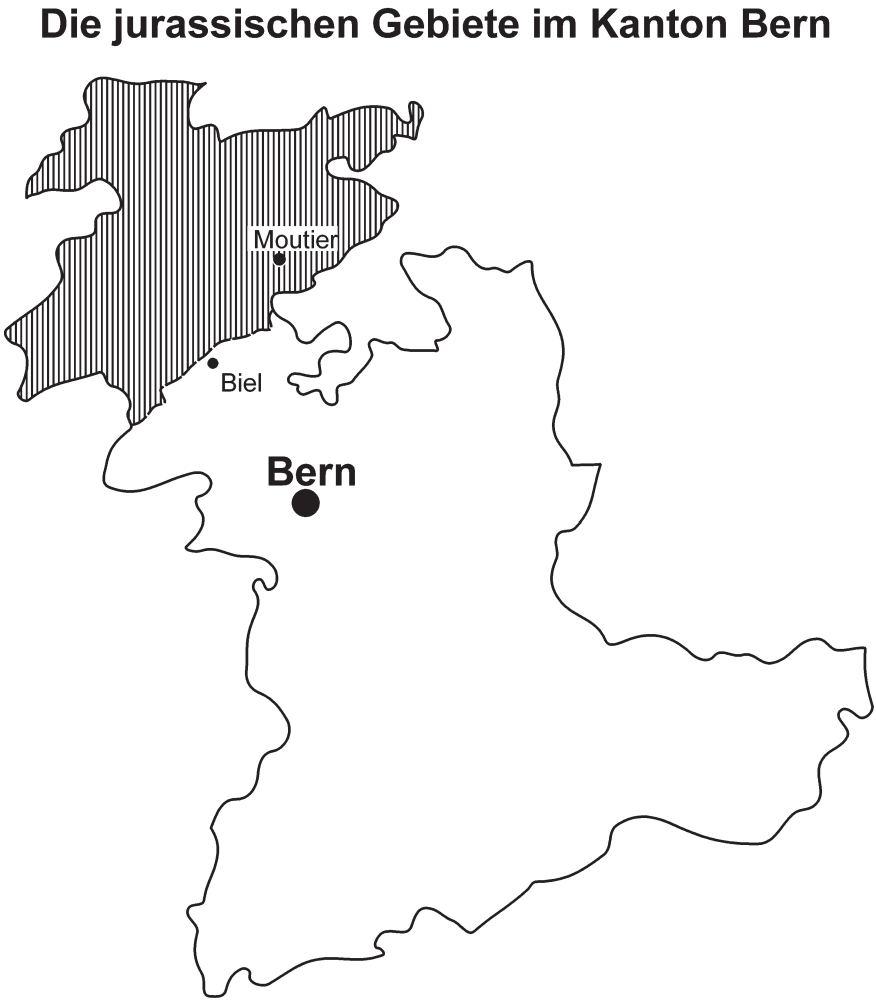


Abb. 1: „Die Abtrennung des Kantons Jura vom Kanton Bern"[22]

Kanton Bern und erlangte als Sitz der „Interjurassischen Versammlung zur überkantonalen Zusammenarbeit", einem politischen Gremium zur Beilegung des Jurakonflikts, regionale und nationale Bedeutung. Erst im März 2021 sprach sich die Mehrheit der Stimmberechtigten für einen Wechsel des Ortes zum Kanton Jura aus. Während also Moutier ohne unmittelbar erkennbare Gründe in die Karte aufgenommen wurde (denn die hier kurz skizzierte historische Entwicklung fehlt in der Darstellung), ist Delsberg, die Hauptstadt des neuen Kantons Jura, auf Hen-

[22] Ebd., S. 62. Ich danke Herrn Henrich-Franke für die Kartenvorlage und die Erteilung der Abdruckrechte.

rich-Frankes Karte überhaupt nicht verzeichnet. Stattdessen wurde neben Bern die Stadt Biel, eines der Zentren der Uhrenproduktion, hervorgehoben.

Die Karte visualisiert somit nicht die im Text dargestellten Autonomiebewegungen und die knapp vorgestellten Regionalisierungstendenzen in der Schweiz und in anderen Nationalstaaten. Als Inselkarte, deren Verständnis gute geografische und politische Kenntnisse der Schweiz voraussetzt, zeigt sie den Kanton Bern in seinen alten Grenzen und hebt die französischsprachigen Territorien hervor. Die Autonomiebestrebungen und ihre sukzessiven Erfolge kann sie hingegen nicht veranschaulichen. Eine mangelnde Kohärenz zwischen den Narrativen in Karte und Text lässt sich darüber hinaus auch im weiteren Kontext der Argumentation feststellen, denn der Inselkarte kann weder die These von einander gegenläufigen Bewegungen der Europäischen Einigung und des Föderalismus noch können ihr Antworten auf die globalgeschichtlich interessante Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Regionalisierung und Europäisierung auf der einen sowie Globalisierung auf der anderen Seite entnommen werden.

Mind the gap!

Vergleichbare Spannungen zwischen Bild und Text finden sich auch in einem Kartogramm in Henrich-Frankes Buch, das von einer Bildagentur bezogen wurde. Das farbige Original wird in dem Werk in Schwarz-Weiß reproduziert. Die Abbildung ist im Kontext der vorliegenden Überlegungen von Interesse, weil sie globale Handelsströme unter Verwendung der Illustration eines Globus veranschaulicht und Bezüge zum gewählten Beispiel aus der Monografie Osterhammels erlaubt.

Eingebunden ist das Kartogramm „Handel in der globalisierten Welt“ mit dem Abbildungstitel „Die Entwicklung des Welthandels (1970–2015)“ (Abb. 2) in das Kapitel zu den wirtschaftlichen Verflechtungen seit den 1970er-Jahren. Die Veränderungen des Welthandels werden darin durch zwei Graphen veranschaulicht, die den Zeitraum von 1950 bis 2017 abbilden und die den „Welthandel (Exporte)“ sowie die „Weltwirtschaftsleistung (Bruttoinlandsprodukt)“ repräsentieren. Über den Zeitraum 1965 bis 1980 ist ein Globus platziert, den drei – gleichmäßig breite – Pfeile umspannen.

Im begleitenden Text ist über die Zunahme der weltwirtschaftlichen Verflechtungen zu lesen, dass in den 1970er-Jahren die Frage noch offen gewesen sei, „ob es im Zuge der Dekolonialisierung zu neuen Ausprägungen der weltwirtschaftlichen Verflechtung kommen würde“. So hätten sich „die 1980er Jahre als entscheidend für den Fortbestand der traditionellen Strukturen der Welthandelsbeziehungen, in denen der Hauptanteil auf Nordamerika, Europa und Ostasien fiel“, erwiesen.[23] Das entspricht den Befunden Osterhammels, der bezogen auf das 19. Jahrhundert festgestellt hat, dass „man sich den maritimen Welthandel nicht

[23] Ebd., S. 86.

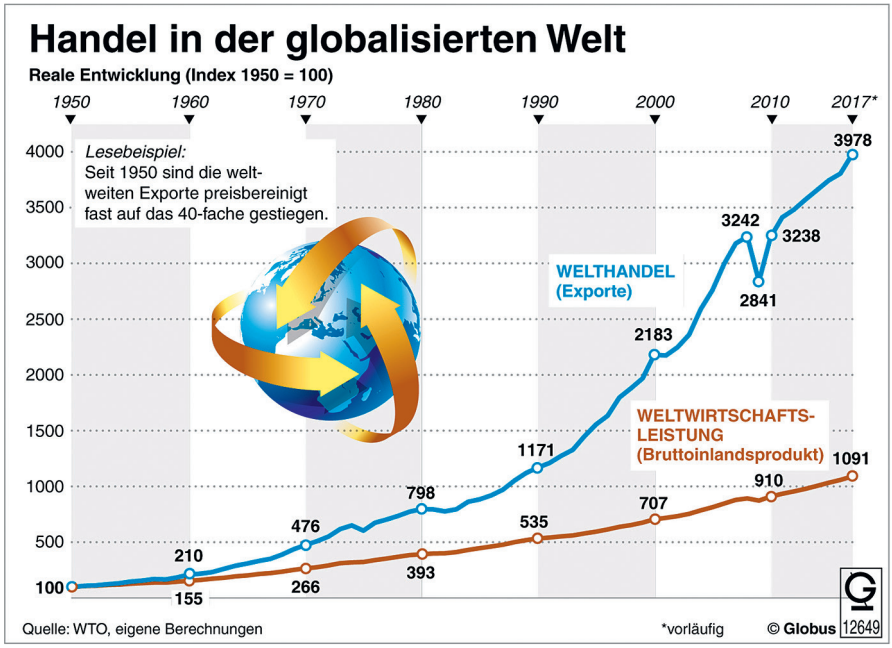


Abb. 2: „Die Entwicklung des Welthandels (1970–2015)“[24]

als ein gleichmäßig geknüpftes Netz vorstellen“ dürfe.[25] Ein ganz anderes Bild vermittelt jedoch der Globus im Kartogramm, der dem Betrachter Europa und Afrika im Zentrum präsentiert, wobei Ersteres durch einen Pfeil verdeckt wird. Die den Globus umspannenden Pfeile suggerieren einen gleichmäßigen weltumspannenden Handel – eine Vorstellung, die aber im Widerspruch zum Text steht. Außerdem lassen sie die Deutung zu, dass die Warenströme über Europa hinweg in den atlantischen Raum fließen würden.

Die Entscheidung, Afrika – entgegen den Aussagen im Text – ins Zentrum zu setzen, kann als Reaktion auf die Eurozentrismuskritik gedeutet werden, die die gegenwärtigen politischen und zeithistorischen Debatten durchzieht. Gleichwohl wirft dies die Frage nach der Kartografin oder dem Kartografen, den Abstimmungsprozessen zwischen ihr beziehungsweise ihm und dem Autor sowie der Kartenauswahl durch Letzteren auf. In der Regel greifen Autorinnen und Autoren auf in der Vergangenheit und für andere Zusammenhänge produzierte Karten zurück. Das entbindet sie – auch in der Globalgeschichte – jedoch nicht von einer kritischen Analyse und Kontextualisierung der Karten als Teil der Quellenkritik.

[24] Handel in der globalisierten Welt, picture alliance/dpa-Infografik, Mediennummer 107891126. Die entsprechende Abbildung wird verwendet bei Henrich-Franke: Welt (wie Anm. 18), S. 87 (Abb. 7).

[25] Osterhammel: Verwandlung (wie Anm. 12), S. 1016.

Abb. 3: „Globale Handelsströme“[26]

Da trotz digitaler Tools nur wenige Historikerinnen und Historiker die Komplexität der Kartenproduktion beherrschen, müssen sie die von Verlagen oder Agenturen zur Verfügung gestellten Karten sowie deren Bildgehalte und Narrative einer kritischen Revision unterziehen, um dem Text entgegenlaufende Erzählungen zu vermeiden. Denkbar wäre aber auch, die Thematisierung von Spannungen als Strategie im Umgang mit derartigem Kartenmaterial zu nutzen, um Produktionskontexte offenzulegen und Karten zu historisieren.

Ein Beispiel für den Einsatz eines Kartogramms, das die Argumentation im Text unterstützt und veranschaulicht, findet sich in Henrich-Frankes Buch nur wenige Seiten später (Abb. 3). Für das Jahr 2014 präsentiert der Autor die glo-

[26] Globale Handelsströme, picture alliance/dpa-Infografik, Mediennummer 66788119. Die entsprechende Abbildung wird verwendet bei Henrich-Franke: Welt (wie Anm. 18), S. 89 (Abb. 8).

balen Handelsströme in einer weiteren Weltkarte mit dynamischen Pfeilen von unterschiedlicher Stärke. Diese im Original ebenfalls farbige Karte, die auf Daten der *World Trade Organisation* (WTO) beruht und auch von der Bildagentur *Picture Alliance* stammt, zeigt ein deutlich differenzierteres Bild der globalen Handelsströme und präsentiert die unterschiedliche Dichte der Vernetzung.[27] Text und Bild stehen hier in Übereinstimmung.

Insgesamt fällt auf, dass synthetisierende Karten und Kartogramme vergleichsweise häufig in globalgeschichtlichen Darstellungen, für die hier exemplarisch ein Werk betrachtet wurde, zum Einsatz kommen.[28] Als synthetisierende Karten sollen hier – in Abgrenzung zu thematischen und Geschichtskarten – solche bezeichnet werden, die von Autorinnen und Autoren in ihren Monografien nicht explizit als Grundlage ihrer Analyse im Sinne eines Modells von der Welt eingesetzt werden. Diese Karten können damit als Ergebnis eines Arbeits- und Argumentationsprozesses und nicht als Teil desselben betrachtet werden. Die Syntheseleistung der Karten liegt zum einen darin, dass sie Bezüge, Verflechtungen, aber auch „Zonen der Stille" sichtbar machen, wie sie in zeitgenössischem Quellenmaterial nicht oder nicht in der gewünschten Eindeutigkeit zu finden sind. Zum anderen können sie die Makro- und die Mikroebene zueinander in Bezug setzen. Eine weitere synthetisierende Funktion liegt darin, dass solche Karten die im Text präsentierten Befunde und Erkenntnisse in anschaulicher Weise darstellen, sodass diese von der Leserin beziehungsweise dem Leser „auf den ersten Blick" wahrgenommen werden können. In manchen Fällen produzieren sie „auf den zweiten Blick" aber auch Differenzen und Spannungen – und können sogar Narrative erzeugen, die im Widerspruch zum Text stehen. In der Kohärenz von Text und Visualisierung liegt die besondere Herausforderung, denn so wie die Historikerin oder der Historiker in seinen Texten Argumente abwägt und – um Mehrdeutigkeiten zu vermeiden oder Alternativen vorzustellen – mit Modalitäten arbeitet, sind Karten auf ihre Botschaften hin zu befragen und entsprechend einzusetzen. Dass auch die „Sprache" der Visualisierungen an ihre historischen Kontexte gebunden ist, stellt wiederum für in Quellenkritik geübte Historikerinnen und Historiker eine Selbstverständlichkeit dar. Vergleichbares gilt im Übrigen für synthetisierende Karten, die ebenfalls als Quellen gelesen werden müssen.

[27] Vgl. Henrich-Franke: Welt (wie Anm. 18), S. 89 (Abb. 8).

[28] Michael North, um ein Beispiel zu nennen, setzt synthetisierende Karten in seiner „Weltgeschichte der Meere" zur Visualisierung von Themen wie etwa Migration, Reisen, Schifffahrts- und Handelsrouten et cetera ein. Gefertigt wurden die Karten von einem Grafiker. Historische Karten finden sich in der Monografie nicht, wohl aber Bildquellen. Auch in der „Cambridge World History" sind neben Bildquellen und Statistiken einige politische und synthetisierende Karten abgedruckt. Vgl. North: Hafen (wie Anm. 4); Kenneth Pomeranz/J. R. McNeill (Hg.): The Cambridge World History. Bd. 7: Production, Destruction and Connection, 1750–Present. Cambridge 2015.

Karten als Quellen und Quellengrundlage

Karten als Quellen

Das „Lesen" von historischen Karten und ihre Nutzung als Quellen hat zwar in der Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren an Bedeutung gewonnen, trotzdem lassen sich kaum Monografien zum 19. und 20. Jahrhundert zu finden, die – neben Bildmaterial – Karten als Quellen reflektiert einsetzen.[29] Im Folgenden soll eine Monografie betrachtet werden, die nicht nur eine Einführung in die Globalgeschichte bietet, sondern den Arbeitsweisen und auch dem Schreiben von Globalgeschichte besondere Aufmerksamkeit widmet: Roland Wenzlhuemer hat im Jahr 2017 die Einführung „Globalgeschichte schreiben" vorgelegt, die in sechs Episoden Perspektiven und Potenziale einer Globalgeschichte beleuchtet.[30]

Der Münchner Historiker arbeitet in diesem Werk konsequent mit einem breiten Spektrum zeitgenössischer Medien, das von Fotografien über Karikaturen bis hin zu Gemälden reicht und auch Karten berücksichtigt. Im Kapitel „Transit", das den Fall und die Flucht des Mörders Hawley Crippen (1862–1910) sowie das weltweite Interesse an diesem Ereignis thematisiert, betont er deren weite Verbreitung durch Zeitungen. Das von Wenzlhuemer ausgewählte und präsentierte zeitgenössische Kartenmaterial, das die britischen Leserinnen und Leser in ihren Tageszeitungen fanden, bekräftigt sein Narrativ einer Verbindungsgeschichte zwischen medialer Darstellung und der Wahrnehmung des globalen Raumes. Denn die Leserinnen und Leser konnten die Flucht Crippens förmlich mit dem Finger auf der Landkarte in den Zeitungen verfolgen.[31]

Zwei weitere der von ihm präsentierten Beispiele will ich hier aufgreifen, weil sie einige meiner Überlegungen unterstreichen, aber auch mögliche Schwierigkeiten und Grenzen im Umgang mit Karten als Quellen markieren. Anhand der „Meuterei auf der Bounty" im Jahr 1789 beschäftigt sich Wenzlhuemer mit der Bedeutung von Akteuren. Einer dieser ist der Naturforscher Joseph Banks (1743–1820), der 1768 James Cook auf seiner Reise begleitete und später als Leiter der Königlichen Gärten in Kew die Anregung für die „Brotfrucht-Expedition" mit der „Bounty" gab. Wenzlhuemer stellt ihn mit einem in Farbe wiedergegebenen Gemälde von Joshua Reynolds aus dem Jahr 1773 vor, das Banks vor geöffnetem Fenster mit Papieren und Globus präsentiert.[32] Der Globus als Modell von der Welt ist hier zugleich ein Modell für die Welt, denn er verweist auf die imperialen Zusammenhänge und Projekte des Naturforschers. Männer (und Frauen) an

[29] Eine Ausnahme stellt die Forschung zu Imperien, insbesondere dem britischen Imperium, dar, die sich intensiv mit Erfassungs- und Verzeichnungstechniken befasst und in diesem Zusammenhang zeitgenössisches Kartenmaterial als Quellen genutzt hat. Vgl. dazu Anm. 7.

[30] Roland Wenzlhuemer: Globalgeschichte schreiben. Eine Einführung in 6 Episoden. Konstanz 2017.

[31] Vgl. ebd., S. 237.

[32] Vgl. dazu das Bild aus der *National Portrait Gallery* unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Joseph_Banks_1773_Reynolds.jpg (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).

Globen sind ein bis heute beliebtes Sujet, das auf die Verfügbarkeit der Erde sowie auf das Wissen und die Macht über sie verweist. Im englischen Kontext gibt es ein Vorbild für dieses Motiv: das „Armada Portrait" eines heute unbekannten Künstlers, das Königin Elisabeth I. im Jahr 1588 nach dem Sieg über die spanische Armada im königlichen Ornat mit einem Globus zeigt.[33] Während im Porträt Elisabeths I. die Neue Welt ins Zentrum rückt, wird in dem Banks' der Blick des Betrachters auf Asien und die Südsee gelenkt. Letzteres verweist somit auf die Verflechtungen Banks und unterstreicht in besonderer Weise Wenzlhuemers Befund: „Banks brachte in seiner Person, in seinem Denken und Handeln, Räume und Kontexte von ganz unterschiedlicher Reichweite und Bedeutung zusammen."[34] Der Globus, ähnlich wie die Karten der Schiffsrouten im Fall Crippens, veranschaulicht der Rezipientin beziehungsweise dem Rezipienten die verschiedenen Räume der Welt, denen sie oder er sich sowohl aus einer Vogelperspektive als auch durch ein Hineinzoomen in einzelne Ausschnitte nähern kann. Verknüpfungen werden auf der medialen Ebene durch den Eintrag von Schifffahrtslinien im Fall Crippens sowie durch die Ausrichtung des Globus und dessen Zentrierung auf einen bestimmten Teil der Erde wie auch durch Gesten des Zeigens oder Markierens im Bild Banks' hergestellt. Letztere sind deshalb besonders interessant, weil sie zugleich über das Bild hinausweisen und die Wahrnehmung des Betrachters gezielt lenken. Der Einsatz von Globen als Modelle sowie ihre Abbildung auf Karten und Bildern verdient also Aufmerksamkeit, denn sie sind mehr als den Raum abbildende Objekte oder „Kartenträger", wie die angeführten Beispiele aus den globalgeschichtlichen Darstellungen Wenzlhuemers und Henrich-Frankes zeigen.

In einer anderen von Wenzlhuemer geschilderten Episode, die sich mit Strukturen in der Globalgeschichte auseinandersetzt, steht nicht ein Globus, sondern eine Karte im Zentrum. Gegenstand ist der Eisenbahnbau und Tunneldurchstich am Mont Cenis. Dieser Berg bildete nicht nur eine Barriere zwischen Piemont/Italien und Savoyen/Frankreich, sondern ein „globales Verkehrshindernis", das die Reisen nach Afrika und Asien erschwerte. Wie Wenzlhuemer darlegt, waren die Briten in besonderem Maße am Bau des Tunnels interessiert. Er verkürzte die Reisedauer nach Brindisi erheblich, von wo aus die Schiffe den – gegenüber der Atlantikpassage wesentlich schnelleren – Weg durch den Suezkanal nach Indien nahmen.[35] Die Bedeutung dieser Transitstrecke wird von Wenzlhuemer mit einer zeitgenössischen Infrastrukturkarte unterstrichen, die die Route von London im Norden über Paris und den Mont Cenis bis in den Süden Italiens veranschaulicht. Die Verbindung nach Asien wird in diesem Modell nicht explizit gemacht, vielmehr verweist der Eintrag auf der Karte „to Alexandria" auf den Weg nach Ägypten. Die Verbindung nach Indien stellt Wenzlhuemer durch die Einbindung weiterer

[33] Vgl. dazu die beiden Bilder unter: https://en.wikipedia.org/wiki/Armada_Portrait (letzter Zugriff am 10. 6. 2021).
[34] Wenzlhuemer: Globalgeschichte (wie Anm. 30), S. 181.
[35] Vgl. ebd., S. 205f.

Quellen her, sodass sich die Karte trotz ihres begrenzten Ausschnitts zusammen mit dem Text zu einem Narrativ fügt.

Die Karte, die Wenzlhuemer einer populären Darstellung zum Eisenbahnbau über den Mont Cenis entnommen hat, war im 19. Jahrhundert weitverbreitet und diente ökonomischen Interessen, da sie potenzielle Kapitalanleger für den Bau von Eisenbahnen (wie auch von Kanälen) über Chancen und Bedeutung der Investitionsprojekte informierte.[36] Leider ist die bei Wenzlhuemer abgedruckte Karte (Abb. 4) um ihren Titel beschnitten. Vollständig lautet dieser „Mont Cenis Railway, Connecting France with Italy. The New Route from London and Paris to Egypt and India shewn by the line Coloured Red. The Mont Cenis Railway shewn thus ….". Das Weglassen von Kartentiteln ist weitverbreitet, vor allem, wenn Karten für andere Kontexte als die im Titel angegebenen, genutzt werden. Das ist bei Wenzlhuemer nicht der Fall. Ganz im Gegenteil unterstreicht der Titel das Argument des Autors, indem er die auf der Karte nicht sichtbare Verbindung nach Indien herstellt. Außergewöhnlich sind die im Unterschied zu modifizierten Kartenvarianten vorhandenen Verweise auf London und Paris sowie die Nennung Frankreichs im Titel. Dies legt die Vermutung nahe, dass das Konkurrieren der beiden Kolonialmächte um gute Infrastrukturen und schnelle Verbindungen zwischen ihren Territorien in die Karte eingeschrieben wurde.

Schon lange vor dem Baubeginn des Tunnels durch den Mont Cenis waren die Briten mit den verschiedenen Routen nach Indien vertraut, die aber wegen der schwierigen Alpenüberquerung noch an Italien vorbeiführten. Zur Popularisierung trugen Karten und Atlanten wie etwa die Publikationen des Londoner Verlagshauses *John Tallis & Company* bei, die die zentralen Verbindungen in Farbe visualisierten. Das Kartenblatt „Overlandroute to India" aus dem Jahr 1851 löste das darstellerische Problem der weiten räumlichen Entfernung in den Osten auf überaus interessante Weise, indem es Europa in der oberen und Asien in der unteren Blatthälfte in gleichem Maßstab präsentiert. Die Wahl von Maßstab und Blattschnitt lässt Indien vergleichsweise groß erscheinen. Die politische Verbindung von Großbritannien und Indien wird durch eine rote Linie visualisiert, die beide Territorien umgrenzt. Die unterschiedlichen Transportwege nach Indien sind von London ausgehend in verschiedenen Farben eingetragen, sodass die

[36] Wenzlhuemer entnimmt die Abbildung Philip John Greer Ransom: The Mont Cenis Fell Railway. Truro 1999, S. 15. Dieses Werk ist in deutschen Bibliotheken nicht vorhanden, konnte aber über die internationale Fernleihe besorgt werden. Als Quelle gibt Ransom ohne weitere Herkunftsbezeichnung das *Staffordshire Record Office* an. Die Karte ist Teil der umfangreichen Geschäftspapiere der Dukes of Sutherland, die im 19. Jahrhundert nach der Krone die größten Grundbesitzer Englands waren. Die Karte kam in unterschiedlichen Verwendungskontexten mit leichten Modifizierungen zum Einsatz. Eine Variante findet sich unter dem Titel „The Routes from London to Brindisi via the Mont Cenis and the Brenner" in Cusack Patrick Roney: Rambles on Railways. London 1868, S. 14, online zugänglich unter: http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015064331435 (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Bis auf den Titel, die Erweiterung um den Brenner und einige statistische Angaben, die das westliche Mittelmeer überdecken, sind die Karten im Ausschnitt und in der Darstellung identisch.

Abb. 4: „Mont Cenis Railway, Connecting France with Italy"[37]

roten Territorien über den ungewöhnlichen Blattschnitt miteinander verbunden sind.[38]

[37] Mont Cenis Railway Connecting France with Italy, Staffordshire Record Office, D 593/P/27/1/1.
[38] Vgl. R. M. Martin: Overlandroute to India. London 1851. Das Blatt stammt aus einem Atlas zur Weltgeschichte: The Illustrated Atlas, and Modern History of the World. Geographical, Political, Commercial & Statistical. Hg. von R. Montgomery Martin. London/New York 1851,

Welche Schwerpunktsetzungen und Gestaltungsspielräume durch Kartentitel, Kartenausschnitte und begleitende Texte möglich waren, veranschaulicht ein Blick in das amerikanische „Harper's New Monthly Magazine", das im Jahr 1871 ebenfalls über den Bau des Mont-Cenis-Tunnels berichtete. Die den Leserinnen und Leser präsentierte Karte „Map of Italy and the Alps" reicht von Paris als nördlichster Stadt im Westen des Ausschnitts bis nach Nordafrika im Süden und bis zum Schwarzen Meer im Osten. Von Marseille und von Rom zieht sich jeweils eine Schifffahrtslinie mit den Hinweisen „Route to Egypt" beziehungsweise „Route from Egypt", die allerdings am Kartenrand im Mittelmeer endet. Die britischen Interessen und die Verkürzung der Reiserouten werden unter Verweis auf die Karte ausführlich im Text erläutert: „This will appear from a glance at the accompanying map".[39] Auch wenn sich der Leserin oder dem Leser die Tour mithilfe der Auflistung der einzelnen Etappen im Text über einen größeren Raum erschließt, ist die eigentliche Ausdehnung der Route in der Karte nicht ersichtlich, da der verwendete Ausschnitt im Osmanischen Reich endet.

Der Weg von London durch den Mont-Cenis-Tunnel nach Indien ließe sich auf einer synthetisierenden Karte darstellen. Es fällt aber auf, dass Wenzlhuemer in seiner Monografie auf solche – in anderen globalgeschichtlichen Werken häufig benutzte – Modelle vollständig verzichtet und stattdessen ausschließlich Quellen in Form von historischen Karten verwendet. Damit unterstreicht er – wie auch bereits beim Portrait Banks' – die Arbeitsweise des historisch Forschenden, der für seine globalgeschichtliche Analyse eine Vielzahl von Quellen heranzieht. Die Karte setzt Wenzlhuemer ein, um zeitgenössische Sehweisen und die Blicklenkung im Zusammenspiel von Text und Karte zu analysieren und das globale Denken und Handeln der Akteure darzustellen. Das Medium „Karte" im Spannungsfeld sichtbarer und unsichtbarer, mental evozierter oder abwesender Räume, von Nähe und Ferne sowie Anordnungen oder Größenordnungen steht dabei nicht im Zentrum einer quellenkritischen Analyse. Dass die Karte aber durchaus ein lohnenswertes Forschungsobjekt einer Globalgeschichte sein kann, zeigt sich am oben kaum mehr als angedeuteten Vergleich der unterschiedlichen Visualisierungen der Routen von London und Paris nach Afrika und Indien sowie am vierten und letzten hier vorzustellenden Beispiel für den Einsatz von Karten.

Karten als Quellengrundlage

In den vergangenen Jahren sind mehrere Monografien erschienen, die auf der Grundlage ausgewählter Karten eine Geschichte der Welt erzählen. Da sie in ihrer

online zugänglich unter: https://www.davidrumsey.com/luna/servlet/detail/RUMSEY~8~1~807~60112:Overland-Route-To-India-# (letzter Zugriff am 10. 6. 2021). Zur Markierung in Rot vgl. auch Zoe Laidlaw: Das Empire in Rot. Karten als Ausdruck des britischen Imperialismus. In: Christof Dipper/Ute Schneider (Hg.): Kartenwelten. Der Raum und seine Repräsentation in der Neuzeit. Darmstadt 2006, S. 146–160.

[39] The Mount Cenis Railway and Tunnel. In: Harper's New Monthly Magazine 43 (1871), S. 161–176.

zeitlichen Anlage über das 19. und 20. Jahrhundert hinausgehen, sprengen sie eigentlich den Rahmen der vorliegenden Überlegungen. Dass hier trotzdem auf ihre Anlage und Fragestellungen kurz eingegangen werden soll, hängt mit ihrer Titulierung als Welt- oder Globalgeschichte zusammen und den Perspektiven, die sie für eine methodisch-theoretisch innovative Nutzung von Karten als Quellen eröffnen.

Der britische Historiker Jerry Brotton präsentiert in seiner im Jahr 2014 auf Deutsch erschienenen „Geschichte der Welt in zwölf Karten" farbige Abbildungen von Karten verschiedener Epochen und Regionen.[40] Er will zwar keine Weltgeschichte der Kartografie erzählen, aber die kreativen Entscheidungen der jeweiligen Kartografen sowie die historischen Entstehungskontexte und die Bedeutung beziehungsweise Wirkung der Karten beleuchten. Die Betonung, dass jede der Karten in einem besonderen Moment entstanden sei, begründet seine Auswahl. Brotton folgt damit letztlich einem bekannten Narrativierungsmuster in der Geschichtswissenschaft, das sich an der Chronologie und an Ereignissen, hier: der „Geburtsstunde" einer Karte, orientiert. Indem er den einzelnen Karten Oberbegriffe wie „Wissenschaft", „Globalismus" (*globalism*), „Nation" und „Information" zuordnet, vermeidet er ein in der Kartografiegeschichte gängiges Narrativ des kontinuierlichen Fortschritts hin zu „exakteren" Karten.

Während Brotton letztlich zu jeder Karte eine Geschichte erzählt, verfolgt der Gießener Historiker Vadim Oswalt in seiner im Jahr 2015 publizierten Monografie eine andere Erzählstrategie.[41] Auch er nutzt Karten als strukturierendes Element und präsentiert zehn Weltkarten als „Schlüsseldokumente", die Auskunft über zeitgenössische Raumordnungen und Weltbilder geben sollen. Ähnlich wie Brotton umfasst auch seine Auswahl Karten außereuropäischer Regionen, allerdings finden bei Oswalt Aspekte von Transfer und Verflechtung größere Aufmerksamkeit. Mit seiner sehr systematischen Anlage der Einzelkapitel, die von Erläuterungen zu „Ursprung und Überlieferung" über die inhaltliche Darstellung bis zur historischen Einordnung der jeweiligen Karte reichen, unterstreicht er seinen Anspruch, den Leserinnen und Lesern eine Einführung in die quellenkritische Erschließung und Nutzung von Karten zu geben.

Sowohl Brotton als auch Oswalt nutzen die Quelle „Weltkarte" als Ausgangspunkt für globalgeschichtliche Fragestellungen und Perspektiven – beide Werke haben aber in der Neueren Geschichtsforschung bislang noch wenig Aufmerksamkeit gefunden.

Dass man eine Globalgeschichte auf der Grundlage einer Karte durchaus schreiben kann, hat der kanadische Historiker Timothy Brook im Jahr 2013 unter Beweis gestellt.[42] Die „Entdeckung" einer chinesischen Weltkarte aus dem frühen

[40] Jerry Brotton: Die Geschichte der Welt in zwölf Karten. München 2014.
[41] Vadim Oswalt: Weltkarten – Weltbilder. Zehn Schlüsseldokumente der Globalgeschichte. Ditzingen 2015.
[42] Timothy Brook: Wie China nach Europa kam. Die unerhörte Karte des Mr. Selden. Berlin 2015. Für den Hinweis danke ich Mark Häberlein.

17. Jahrhundert in Oxford im Jahr 2009 nimmt er als Ausgangspunkt für seine Darstellung, die den Entstehungskontext und den Weg der Karte nach Europa sowie den Beginn der Chinastudien in England beleuchtet. Kenntnisreich verknüpft Brook die visuellen Narrative der Karte, die ihr Eigentümer John Selden kurioserweise überhaupt nicht lesen konnte, mit der Geschichte des Objekts. Mit größter Genauigkeit sind auf der chinesischen Weltkarte die Handelsrouten im Südchinesischen Meer eingezeichnet, die der unbekannte Kartograf nach Ansicht des Autors aus eigener Anschauung kannte. Zwar stehen die kartografischen Traditionen Chinas in der Monografie nicht im Zentrum des Interesses, das Thema wird aber am Rande angeschnitten und ist inzwischen von der Forschung aufgegriffen und weiter untersucht worden.[43]

Im Unterschied zu der Monografie Wenzlhuemers, der verschiedene Quellengattungen zur Beantwortung seiner Frage nach globalen Verbindungen heranzieht, stehen bei den Autoren der zuletzt vorgestellten Untersuchungen die Karten im Zentrum der Analyse und Reflexionen. Das Erschließen der kartografischen Tradition, die Materialität des Mediums, die Publikationsbedingungen und Kontexte, die Untersuchung der in die Karte eingeschriebenen Wissensbestände sowie der kartografische Umgang mit Nichtwissen sind Gegenstand ihrer Fragestellungen und Analysen.

Abschließende Überlegungen

Der vorliegende Beitrag hat die Frage nach dem Raum der Globalgeschichte mit einer historiografischen Analyse beantwortet. Im Zentrum stand die Verwendung von Karten in global- und weltgeschichtlichen Darstellungen zum 19. und 20. Jahrhundert, die in den vergangenen zwanzig Jahren erschienen sind. Herauskristallisiert haben sich bei der Untersuchung im Wesentlichen vier Strategien im Umgang mit Karten: die Narrativierung des Visuellen, der Einsatz synthetisierender Karten und Kartogramme als *paper tools*, die Nutzung von Karten als eine Quellengattung und die Verwendung einer oder mehrerer Karten als Grundlage für eine Weltgeschichte oder eine Mikrogeschichte mit globalen Bezügen. Auf einige Potenziale und Grenzen der jeweiligen Strategien, die hier nicht wiederholt werden sollen, wurde bereits hingewiesen. Abschließend soll sich der Blick daher auf zwei Beobachtungen zum Verhältnis von Raum und Globalgeschichte richten:

Dies betrifft *erstens* die Quellengattung „Karte“, die hier überwiegend als „Flachware“ – in gedruckter Form in Büchern, Atlanten, Zeitungen, Kartenblätter oder Wandkarten – berücksichtigt wurde. Ihre massenhafte Verbreitung ging je-

[43] Vgl. Tsung-jen Chen: A Collage of Many Things. Rethinking the Making of the Selden Map. In: Martijn Storms u. a. (Hg.): Mapping Asia. Cartographic Encounters between East and West. Regional Symposium of the ICA Commission on the History of Cartography, 2017. Cham 2019, S. 59–72.

doch wesentlich weiter und umfasste sowohl Globen unterschiedlicher Maßstäbe für den Hausgebrauch als auch Kartendarstellungen auf Luxus- und Konsumgütern wie Tabakdosen, Möbeln und Porzellan bis hin zu Stoffen, die zu Fächern sowie Halstüchern und anderen Kleidungsstücken verarbeitet wurden. In diesen Fällen existiert ein mehrfaches Verweissystem: Nicht nur der Inhalt der Karte, auch ihre Materialität – etwa die der Seide, der Baumwolle oder des Porzellans – deuten auf globale Dimensionen hin.[44] Ihre Produktion und Zirkulation war und ist Teil jener globalen Handelsströme, die den zeitgenössischen und gegenwärtigen Betrachterinnen und Betrachtern wiederum in thematischen Karten und Kartogrammen präsentiert wurden und werden.

Zweitens stellen Karten für die Arbeit der Historikerin beziehungsweise des Historikers ganz grundsätzlich eine besondere Herausforderung dar. Sie bergen – wie am Beispiel einer synthetisierenden Karte gezeigt – die Gefahr, eigene – manchmal auch widersprüchliche – Narrative anzubieten und somit eine Spannung zwischen Text und Bild zu erzeugen. Zudem präsentieren sie häufig ein Ergebnis, einen Zustand oder einen Einblick zu einem bestimmten Zeitpunkt. Jeder Karte liegen Entscheidungen im Umgang mit der Komplexität der Welt zugrunde. Auf der Grundlage der Auswahlkriterien, die der Kartograf oder die Kartografin getroffen hat, entsteht ein statisches Bild, das Vergangenheit, Wandel und Kontingenz in der Regel ausblendet. Erinnert sei noch einmal an die Karte des Kantons Berns und die Unmöglichkeit, die verschiedenen Zeiten der politischen Entwicklung in einer Karte zu präsentieren. Selbst „dynamische" Karten (mit Pfeilen und Zeitschichten) können das Prozesshafte von Zeitlichkeiten nicht mit einer solch argumentativen Präzision darstellen, wie dies in Texten möglich ist. Damit sind die Grenzen kartografischer Darstellungen benannt.

Gerade diese Einschränkungen erklären möglicherweise auch, warum die Globalgeschichtsschreibung (immer noch) ein vergleichsweise distanziertes Verhältnis zur Karte als Quelle und als heuristisches Instrument hat,[45] obwohl sich in ihr nach meinem Eindruck ein Vorrang des Raumes gegenüber der Zeit feststellen lässt.

Abstract

Based on the finding that the production and reception of maps have increased considerably since the late 19th century, the chapter "The Space of Global History: Strategies of Narrativization and Visualization" explores the use of this medi-

[44] Einige Hinweise auf diese Verwendungskontexte finden sich für die Frühe Neuzeit bei Benjamin Schmidt: Inventing Exoticism. Geography, Globalism, and Europe's Early Modern World. Philadelphia 2015. Dabei handelte es sich keineswegs nur um frühneuzeitliche Moden. Vgl. etwa Jacqueline M. Atkins (Hg.): Wearing Propaganda. Textiles on the Home Front in Japan, Britain, and the United States, 1931–1945. New Haven 2005.

[45] Martin W. Lewis: Geographies. In: Jerry H. Bentley (Hg.): The Oxford Handbook of World History. Oxford 2011, S. 36–53.

um in the global history studies of the past 20 years. It can be concluded that maps are very rarely used either as sources or as analytical instruments in the sense of "paper tools", even as global history is still characterized by a primacy of space. When maps are used, four distinct forms of usage can be identified. It emerges, however, that the narratives of the map and those of the text do not always complement and support each other, but occasionally produce contradictions. As the concluding considerations reflect, this could be a reason for the restrained use of maps in global history.

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren

Dr. Katja Castryck-Naumann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa und Dozentin an der Universität Leipzig. Nach ihrem Studium in Leipzig, Edinburgh und Wien wurde sie mit einer Arbeit zur Entwicklung der Weltgeschichtsschreibung in den USA promoviert, für die sie Forschungsstipendien des Deutschen Historischen Instituts, Washington, der *European Science Foundation* sowie der *University of Chicago* erhielt. Ihre Dissertation wurde mit dem Walter-Markov-Preis für Geschichtswissenschaften ausgezeichnet. Als Gastwissenschaftlerin arbeitete sie an der *École normale supérieure* Paris, der *Université Science Po* Lyon sowie der Universität von Arhus. Zudem wirkte sie an internationalen Forschungsverbünden mit, etwa dem Projekt der *European Science Foundation* „Representations of the Past" zur vergleichenden Historiografiegeschichte. Gegenwärtig leitet sie das *European Network in Universal and Global History*, beteiligt sich federführend an dem Projekt „Global History of Humankind" und ist Sprecherin des Lenkungsausschusses des Leibniz-WissenschaftsCampus „Eastern Europe – Global Area". Ihr aktuelles Forschungsinteresse gilt der Globalgeschichte Ostmitteleuropas und der Geschichte internationaler Organisationen in transnationaler Perspektive. Sie untersucht derzeit polnische Experten in den Sekretariaten des Völkerbundes und der Vereinten Nationen.
E-Mail: katja.castryck-naumann@leibniz-gwzo.de

Prof. Dr. Ewald Frie ist seit 2008 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Tübingen. Er studierte Geschichte und Katholische Theologie an der Universität Münster und wurde dort 1992 promoviert. Zwischen 1993 und 1995 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf sowie 1995 bis 2001 als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Essen tätig. Dort habilitierte er sich 2001. 2001 bis 2007 war er Hochschuldozent an der Universität Duisburg-Essen und wurde 2007 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Trier. 2011 bis 2016 war er Sprecher des DFG-Sonderforschungsbereichs 923 „Bedrohte Ordnungen".
E-Mail: ewald.frie@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Stefanie Gänger ist Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf der Theorie und Sprache der neueren Welt- und Globalgeschichte. Stefanie Gänger ist Ko-Direktorin der Forschungsstelle des Balzan-Preises „Re-

https://doi.org/10.1515/9783110743067-012

thinking Global History“ von Professor Dr. Jürgen Osterhammel, die sich der globalhistorischen Selbstreflexion widmet.
E-Mail: stefanie.gaenger@zegk.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Mark Häberlein ist seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Universität Bamberg. Er wurde 1991 an der Universität Augsburg promoviert und habilitierte sich 1996 an der Universität Freiburg im Breisgau. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der Wirtschafts-, Sozial-, Stadt- und Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit sowie der Geschichte Nordamerikas und der atlantischen Welt.
E-Mail: mark.haeberlein@uni.bamberg.de

Dr. Carolin Liebisch-Gümüş ist seit Oktober 2020 Research Fellow am Deutschen Historischen Institut Washington, D.C. Nach ihrem Studium war sie von 2013 bis 2016 Mitglied im Forschungsprojekt „Subaltern Diplomacy“ unter Professor Dr. Madeleine Herren am Heidelberger Exzellenzcluster „Asia and Europe in a Global Context“. Dort beschäftigte sie sich mit der Erforschung des Völkerbundes aus postkolonialer Perspektive und verfasste ihre Doktorarbeit zu den Beziehungen zwischen dem Völkerbund und türkischen Nationalisten in der Zwischenkriegszeit. Die Arbeit erschien 2020 unter dem Titel „Verflochtene Nationsbildung“ in der Reihe „Studien zur Internationalen Geschichte“. 2015 war sie Gastdozentin an der Universität Chicago und verbrachte einen Forschungsaufenthalt am Orient-Institut Istanbul. Von 2016 bis 2020 lehrte sie am Lehrstuhl von Professor Dr. Gabriele Lingelbach an der Universität Kiel. Carolin Liebisch-Gümüş’ Forschungsinteresse gilt der internationalen Geschichte, der Globalgeschichte sowie der Geschichte von Mobilität und Migration. Derzeit untersucht sie die Rolle von Flugrouten, Flughäfen und Transit in der Geschichte von Flucht und Asyl.
E-Mail: liebisch@ghi-dc.org

Prof. Dr. Gabriele Lingelbach ist Inhaberin des Lehrstuhls für die Geschichte des 19. bis 21. Jahrhundert an der Universität Kiel. Nach ihrem Studium in Berlin und Paris wurde sie im Jahr 2000 mit einer Arbeit zur vergleichenden Historiografiegeschichte promoviert. Danach war sie wissenschaftliche Assistentin an der Universität Trier, wo sie 2007 mit einer Monografie zur Geschichte des bundesrepublikanischen Spendenwesens habilitierte. Während ihrer Zeit als Assistentin ging sie für ein Jahr als Kennedy-Fellow an die *Harvard University*. Nach Stationen an den Universitäten Freiburg im Breisgau, wo sie zwei Jahre die Professur für die Geschichte Westeuropas vertrat, und Bamberg, wo sie drei Jahre Professorin für Globalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts war, wechselte sie 2013 nach Kiel. Gabriele Lingelbach war 2014/15 Fellow am Greifswalder Wissenschaftskolleg sowie 2018/19 am Historischen Kolleg in München. Ihr Forschungsinteresse gilt globalgeschichtlichen Themen sowie der Geschichte von Menschen mit Be-

hinderungen (*disability history*). Zurzeit verfasst Sie eine Globalgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert.
E-Mail: lingelbach@histosem.uni-kiel.de

Prof. Dr. Matthias Middell ist Professor für Kulturgeschichte an der Universität Leipzig. Er studierte Geschichtswissenschaft mit Schwerpunkt Allgemeine Geschichte der Neuzeit an der Universität Leipzig und wurde dort 1989 mit einer Studie über die französische Gegenrevolution Ende des 18. Jahrhunderts promoviert. 2002 habilitierte er sich mit einer Arbeit über Weltgeschichtsschreibung im 20. Jahrhundert. Middell ist Direktor des *Global and European Studies Institute* und der Graduate School „Global and Area Studies" an der Universität Leipzig sowie Sprecher des DFG-Sonderforschungsbereichs 1199 „Verräumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen". Seit 1991 gibt er die Zeitschrift „Comparativ. Journal of Global History" heraus. Seine Forschungsinteressen gelten der Globalgeschichte seit dem 18. Jahrhundert und insbesondere Prozessen der Neuverräumlichung der Welt, der Geschichte der Revolutionen und der des interkulturellen Transfers sowie der Historiografiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.
E-Mail: middell@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Susanne Popp ist Inhaberin des Lehrstuhls für Didaktik der Geschichte an der Universität Augsburg und fungiert seit 2011 als Vorsitzende der Internationalen Gesellschaft für Geschichtsdidaktik. Einer ihrer zentralen Forschungsschwerpunkte liegt auf den Herausforderungen der Welt- und Globalgeschichte und der europäischen Geschichte für den deutschen Geschichtsunterricht sowie auf dem internationalen Vergleich von *world history*-Curricula. Des Weiteren beschäftigt sie sich schwerpunktmäßig mit internationalen Schulbuch- und Lehrplankontroversen sowie den narrativen Strukturen von populären Geschichtsdarstellungen, beispielsweise in Geschichtsmagazinen.
E-Mail: susanne.popp@philhist.uni-augsburg.de

Mona Rudolph ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für die Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts an der Universität Kiel. Nach Studienaufenthalten in Würzburg und Kapstadt schloss sie ihr Studium in Kiel mit einer Untersuchung zur deutschen Kolonialpraxis auf dem Schulsektor in Kiautschou ab. Seit 2017 arbeitet sie an ihrer Dissertation, die an den Schnittstellen von Global-, Kolonial- und Wirtschaftsgeschichte angesiedelt ist. Im Rahmen ihres Promotionsprojekts untersucht sie den Warenweg von Diamanten aus dem kolonialen Namibia im Zeitraum von 1908 bis 1929. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Kolonial- und Globalgeschichte sowie die Analyse von Warenketten.
E-Mail: rudolph@histosem.uni-kiel.de

Dr. Sebastian Schlund ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für die Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts an der Universität Kiel. Nach dem Studium

in Freiburg im Breisgau und einer Zwischenstation in Bamberg wurde er 2017 in Kiel mit einer Studie über die Geschichte des Behindertensports in der Bundesrepublik promoviert. Im selben Jahr erhielt Sebastian Schlund für seine Dissertation den renommierten Deutschen Studienpreis der Körber-Stiftung in der Sektion Geistes- und Kulturwissenschaften. Zwischen 2016 und 2020 war er als wissenschaftlicher Koordinator des Verbundprojekts „Intersektionalität interdisziplinär" am Collegium Philosophicum der Universität Kiel angestellt. Im Rahmen seines aktuellen Forschungsprojekts zur intersektionalen Konstruktion von Staatsbürgerschaft im kolonialen Australien, in Französisch-Algerien und in Deutsch-Südwestafrika forschte er als Stipendiat des DHI London in den *National Archives* in Kew (2019) und als Stipendiat des DHI Paris in den *Archives Nationales d'Outre Mer* in Aix-en-Provence (2021). Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der neuzeitlichen *disability history*, der Globalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie der Theorie der Intersektionalität.
E-Mail: schlund@histosem.uni-kiel.de

Prof. Dr. Ute Schneider ist Inhaberin des Lehrstuhls für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Duisburg-Essen. Nach dem Studium in Düsseldorf wurde sie 1993 an der TU Darmstadt mit einer Untersuchung zur politischen Festkultur im „langen 19. Jahrhundert" promoviert. Zugleich war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Darmstadt und betreute die Redaktion der „Neuen Politischen Literatur". 1995 übernahm sie für ein Semester eine DAAD-Kurzzeitdozentur an der *University of Victoria* in Kanada. Nach ihrer Rückkehr war sie wissenschaftliche Assistentin an der TU Darmstadt und habilitierte mit einer Untersuchung zum Familienrecht in der DDR. Es folgten Vertretungen in Braunschweig, Saarbrücken, Vechta und Köln. Seit 2007 ist sie an der Universität Duisburg-Essen. Ute Schneider war 2017/18 kommissarische Direktorin des Kulturwissenschaftlichen Instituts in Essen und 2019/20 Fellow am Historischen Kolleg in München. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Sozial- und Rechtsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie in der Geschichte der Kartografie seit der Frühen Neuzeit. Gegenwärtig verfasst sie eine Geschichte des 20. Jahrhunderts auf Grundlage der „Internationalen Weltkarte".
E-Mail: ute.schneider@uni-due.de

Personenregister

Acton, John Lord 112
Adelman, Jeremy 8, 83, 98 f.
Anderson, Benedict 84, 88, 90 f.
Andrade, Tonio 72, 81
Angster, Julia 84
Antonio, Cacique 181
Aydın, Cemil 93
Bach, Olaf 191
Banks, Joseph 203 f., 207
Barimani, Isabelle 179
Bayly, Christopher 51, 64 f.
Beckert, Sven 49
Belich, James 44
Belinda = Bell, Bengalin
Bell, Bengalin 80
Bender, Thomas 87–89, 92
Bentley, Jerry H. 37, 116
Bhabha, Homi 53
Black, Jeremy 169
Bloch, Marc 102 f.
Boxer, Charles 70
Brandt, Willy 152
Braudel, Fernand 123
Brauner, Christina 53
Bright, Charles 87
Brinton, Crane 39
Brook, Timothy 77 f., 208 f.
Brotton, Jerry 208
Bush, George H. W. 106, 121
Butler, Nicholas Murray 24 f.
Castryck-Naumann, Katja 10, 96
Césaire, Aimé 91
Chakrabarty, Dipesh 11, 154
Chatterjee, Partha 90
Chaudhuri, Kirki N. 70
Chow, Rey 185
Christian, David 116 f., 144, 156
Clavin, Patricia 96
Clinton, Bill 121
Coclanis, Peter A. 69
Conrad, Sebastian 84, 86, 88–90, 98, 163
Cook, James 203
Cooper, Frederick 179
Cortés, Hernán 76 f.
Coss, John Jacob 26
Crippen, Hawley 203 f.
Curtin, Philip D. 24, 37
Dalmau, Pol 181 f.
Darwin, John 71 f., 81
Davis, John H. 133
Davis, Natalie Zemon 156
Deloria, Philipp J. 53
Diamond, Jared 174
Douglass, Frederick 87
Du Bois, W. E. B. 87, 92
Duara, Prasenjit 89 f.
Duggan, Stephen P. 26
Eckert, Andreas 88, 147
Einstein, Albert 155
Eisenstadt, Shmuel N. 9, 93
Elisabeth I. 204
Elliott, John H. 67–69
Epple, Angelika 132
Ertl, Hanna VII
Euklid 155
Evans, Raymond 56
Faust, Clarence 38
Febvre, Lucien 39, 104
Ferguson, Adam 79
Ferguson, Niall 44
Ferguson-Cradler, Gregory 181 f.
Fintzsch, Norbert 55
Frank, Andre Gunder 24
Frank, Zephyr 137
Frankopan, Peter 6, 74, 81
Frie, Ewald 4, 7, 16, 173
Fukuyama, Francis 107
Gänger, Stefanie 17 f.
Gates, Bill 175
Geertz, Clifford 104
Gelberg, Karl-Ulrich VII
Gellner, Ernest 84
Gereffi, Garry 133 f.
Getachew, Adom 92 f.
Geyer, Michael 87
Giacomin, Valeria 181 f.
Gilroy, Paul 87
Ginzburg, Carlo 76

Goebel, Michael 91–93, 98, 179
Goldberg, Ray A. 133
Gombrich, Ernst H. 174
Gorbatschow, Michail 106
Gottschalk, Louis 112
Gregor XIII. 171
Grewe, Bernd-Stefan 133 f.
Grotius, Hugo 78
Gruzinski, Serge 76 f.
Häberlein, Mark 7, 10, 14, 208
Harari, Yuval Noah 174
Haraway, Donna 186
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 107, 115
Heinrich IV. 131
Henrich-Franke, Christian 196–199, 201, 204
Herren, Madeleine 95 f.
Hill, Christopher L. 83
Hồ Chí Minh 91
Hobson, John A. 26 f.
Hodgson, Marshall G. S. 24, 34–38, 40, 42
Hoffman, Philip T. 73 f.
Honeck, Mischa 99
Huber, Valeska 179
Hughes-Warrington, Marnie 115, 117
Hüls, Elisabeth VII
Hume, David 79
Huntington, Samuel P. 107
Iggers, Georg G. 106
Jansen, Jan C. 98 f.
Jasper, Karl 148
Jensen, Michael Friis 135
Jesus 154
Johnstone, Alexander 79
Johnstone, Barbara 79
Johnstone, George 79
Johnstone, James 79
Johnstone, John 80
Judge, Edward H. 149
Kāng Yǒuwéi 90
Karl der Große 153
Karl, Rebecca 89 f., 92, 94
Kieser, Hans-Lukas 91
Klein, Ursula 190
Knight, Joseph 80
Kohl, Helmut 152
Kolumbus, Christoph 71, 164
Komlosy, Andrea 52
Korzeneviwz, Miguel 133
Kott, Sandrine 96
Koxinga = Zheng Chenggong
Kuhn, Thomas S. 2
Lamprecht, Karl 86
Lang, Michael 119
Langdon, John W. 149
Langer, William 39
Latour, Bruno 190
Lemkin, Raphael 57
Lenin, Wladimir Iljitsch 92
Leonardo da Vinci 155
Lepore, Jill 99
Lerp, Dörte 48
Levi-Strauss, Claude 103
Lewis, Bernhard 35
Liebisch-Gümüş, Carolin 2
Linden, Marcel van der 147
Lindner, Ulrike 45, 53
Lingelbach, Gabriele 179
Livi-Bacci, Massimo 116
Loran, Albert 179
Lowenhaupt Tsing, Anna 185
Ludwig XIV. 152, 161
Luengo, Jorge 181 f.
Luther, Martin 152
Lüthi, Barbara 179
MacGregor, Neil 149
Magalhães-Godinho, Vitorino 70
Magellan, Ferdinand 77
Malthus, Thomas Robert 111
Manela, Erez 93
Mann, Golo 145, 156
Manning, Patrick 37
Mansfield = Murray, William
Mao Zedong 103
Marichal, Carlos 137
Marvel, William 39
Marx, Karl 37, 103, 106, 115, 147
McDaniel, Joseph 38
McNeely, Connie L. 95
McNeill, John Robert 107 f.
McNeill, William Hardy 9, 24, 30–37, 39 f., 42, 104, 107 f.
Meiji 95
Middell, Matthias 10 f.
Mintz, Sidney 130 f.
Mohammed 154
Mommsen, Theodor 101
Morris, Ian 174
Moses, Dirk A. 57
Müller-Funk, Wolfgang 85
Murray, William (1st Earl of Mansfield) 80
Muser, Marco 179
Naumann, Katja = Castryck-Naumann, Katja
Nestorius 154
Nkrumah, Kwame 92
Nolte, Ulrich 145
North, Michael 190, 202

Northrup, David R. 119
Nyerere, Julius 92
O'Brien, Patrick K. 109
Ogborn, Miles 81
Osterhammel, Jürgen 3, 46 f., 50–52, 58, 86, 148, 155, 185, 194–196, 199
Oswalt, Vadim 208
Padmore, George 91
Pires, Tomé 77
Ponte, Stefano 135
Popp, Susanne 15
Queneau, Raymond 76
Radkau, Joachim 190
Rahn, Helmut 155
Raikes, Philip 135
Raj, Kapil 187
Ranke, Leopold von 86
Ransom, Philip John Greer 205
Ravina, Mark 95
Reagon, Ronald 120
Redfield, Robert 35, 38
Reid, Anthony 70
Rein, Gustav Adolf 62
Reinhard, Wolfgang 62 f.
Retterath, Jörn VII
Reynolds, Joshua 203
Riello, Giorgio 7
Ritter, Carl 195
Robertson, Roland 184, 186, 188
Rockefeller, Stuart A. 179
Rönnbäck, Klas 180 f.
Rothschild, Emma 79 f.
Rudolph, Mona 9, 12
Sachsenmaier, Dominic 114
Schlicht, Regina VII
Schlund, Sebastian 7, 15
Schmitt, Eberhard 61 f.
Schneider, Herbert W. 26
Schneider, Ute 18
Schröder, Iris 96
Schulin, Ernst 105
Schwentker, Wolfgang 64
Schyrbock, Isabella VII
Sedlar, Jean W. 33
Selden, John 78, 209
Sharman, Jason C. 75
Shryock, Andrew 124
Siegel, Steffen 193
Sillitoe, Alan 189
Simpson, Alan 32
Sinaiko, Herman 38
Singer, Milton 38
Sluga, Glenda 95 f.
Smail, Daniel Lord 124
Smith, Adam 79
Somerset, James 80
Spengler, Oswald 145
Stavrianos, Leften S. 24, 32, 37–40, 42
Steensgaard, Niels 70
Stone, Lawrence 104
Stuchtey, Benedikt 98
Subrahmanyam, Sanjay 70
Sun Yat-sen 90
Taussig, Frank W. 133
Taylor, Lucy 181 f.
Thioub, Ibrahima 110
Thornton, John K. 68 f.
Thorpe, Bill 56
Tolstoi, Lew 76
Topik, Steven 137
Toynbee, Arnold J. 33, 38, 104
Trivellato, Francesca 78 f.
Tropp, Jacob 181 f.
Truman, Harry S. 32
Turner, Frederick Jackson 9, 46–50, 57
Turner, William 194
Tyrrell, Ian 86–89
Vanhaute, Eric 49
Vermeer, Jan 77
Wallerstein, Immanuel 8, 45, 49, 55, 63, 133 f.
Weber, Max 115, 143 f., 156
Wehler, Hans-Ulrich 156
Wenzlhuemer, Roland 12, 155, 179, 203–205, 207, 209
White, Andrew D. 22
White, Hayden 85, 101, 110
White, Richard 50–53
Wiesner-Hanks, Merry E. 113
Wietschel, Hannes 193
Wilhelm II. 89
Wilson, Woodrow 92 f.
Woker, Madeline 181
Wolfe, Patrick 54, 56
Zarathustra 154
Zechlin, Egmont 62
Zeiler, Thomas W. 120 f.
Zheng Chenggong 72
Zheng He 70
Zhengde 77
Ziegler, Herbert F. 116
Zimmerer, Jürgen 55

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 107

2021. VIII, 354 S., 150 Abb.
ISBN 978-3-11-073479-9

Historisches Kolleg

Körper-Bilder in der Frühen Neuzeit

Kunst-, medizin- und mediengeschichtliche Perspektiven

Herausgegeben von Michael Stolberg

Zahlreiche Abbildungen von gesunden und kranken, von wohlgestalteten und missgebildeten menschlichen Körpern sind aus der Frühen Neuzeit überliefert. Kunst-, medizin- und kulturgeschichtliche Perspektiven in einem dezidiert interdisziplinär angelegten Unterfangen verknüpfend, bietet dieses Buch faszinierende Einblicke in zeitgenössische Formen und Strategien der Visualisierung des Körpers im zeitlichen Wandel. Das Themenspektrum, das die Autorinnen und Autoren in ihren Beiträgen abhandeln, ist breit. Es reicht von anatomischen Tafeln und dem Vergleich von westlichen und chinesischen anatomischen Illustrationen über medizinische und künstlerische Darstellungen von Pest und Syphilis bis hin zu Bildern von Kastraten, Hinkenden, Buckligen, „siamesischen Zwillingen“ und anderen abnormen Körpern. Zahlreiche farbige Abbildungen – von denen etliche hier erstmals veröffentlicht werden – lassen die Lektüre zugleich zu einem eindrucksvollen visuellen Erlebnis werden.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 106

2021. XII, 255 S., 15 Abb.
ISBN 978-3-11-073076-0

Historisches Kolleg

Gute Erinnerungen an schlechte Zeiten?

Wie nach 1945 und nach 1989 rückblickend über glückliche Momente in Diktaturen gesprochen wurde

Herausgegeben von Monica Rüthers

Dem Wissen um den amoralischen Charakter der nationalsozialistischen und kommunistischen Herrschaft stand nach 1945/1989 das Bedürfnis der Menschen gegenüber, sich auch an die schönen Momente im eigenen Leben während der Diktatur zu erinnern. Daraus ergab sich ein moralisches Dilemma: Wie konnte die problematische Vergangenheit in die eigene Lebenserzählung integriert werden? Möglich war das vor allem in „Erzählgemeinschaften" der Zeitzeugen, aber auch in nonverbalen Formen des Erinnerns – etwa durch das Einrichten privater Museen und Sammlungen obsolet gewordener Alltagsgegenstände, entlang derer sich wiederum Narrative herausbildeten. Der Band geht der Frage nach den wechselnden Rahmenbedingungen des positiven Erzählens über Diktaturen des 20. Jahrhunderts nach. Hierbei werden West- und Ostdeutschland, die ehemalige Sowjetunion und die Tschechoslowakei in den Blick genommen.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 105

2021. VIII, 275 S., 3 Abb.
ISBN 978-3-11-070964-3

Historisches Kolleg

Der Siebenjährige Krieg 1756–1763

Mikro- und Makroperspektiven

Herausgegeben von Marian Füssel

Der Siebenjährige Krieg (1756–1763) war ein globaler Konflikt mit Schauplätzen in Europa, Afrika, Amerika und Südasien. Ein Szenario, das nicht nur die Frage nach Formen globaler Verflechtungen aufwirft, sondern zu einer grundsätzlichen Reflexion über das Verhältnis von Mikro- und Makrogeschichten frühmoderner Kriege Anlass bietet. Wie verhielten sich Gewalt und Leid vor Ort zu den geopolitischen Strategien der europäischen Monarchien? Ausgewiesene, internationale Expertinnen und Experten widmen sich dem großen Krieg aus der Nähe aus unterschiedlichen Blickwinkeln und mit neuen Forschungsansätzen. Die Beiträge des Bandes handeln u.a. von diplomatischem Kalkül und weltweiten Kommunikationsnetzwerken, von der Praxis militärischer Gewalt in Belagerungen, von der Finanzierung und Zählung von Streitkräften oder den Erfahrungen von Okkupationen vor Ort. Besondere Aufmerksamkeit gilt der bislang weniger gewürdigten Verwicklung des spanischen Imperiums in den Konflikt.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 104

2020. XVI, 430 S.
ISBN 978-3-11-067954-0

Historisches Kolleg

Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg

Herausgegeben von Hélène Miard-Delacroix und Andreas Wirsching

Die Erforschung von Emotionen, „emotional regimes“ und „emotional communities“ hat in den vergangenen Jahren große Aufmerksamkeit erfahren. Zugrunde liegt unter anderem die Einsicht, dass Rationalität und Gefühlswelt keine starren Gegensätze sind, wie es eine ältere Auffassung lange Zeit glaubte. Vielmehr fließen Emotionen regelmäßig in die Konstruktion von Bildern des anderen, Wahrnehmungen und Interpretationsmustern ein und stehen in einem komplexen Zusammenhang mit „rational“ vermittelten Handlungen. Dies gilt in besonderem Maße für die Geschichte der internationalen Beziehungen, die dieser Band erstmals systematisch unter einer emotionsgeschichtlichen Perspektive in den Blick nimmt. Mit ihr untersuchen renommierte Historikerinnen und Historiker zentrale Phasen und Schauplätze des Kalten Krieges. Damit eröffnet der Band einen wichtigen Dialog zwischen unterschiedlichen methodischen Traditionen der Geschichtswissenschaft.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 103

2021. XII, 194 S., 10 Abb. in Farbe
ISBN 978-3-11-065927-6

Historisches Kolleg

Identities and Representations in Georgia from the 19th Century to the Present

Edited by Hubertus Jahn

This interdisciplinary volume explores various identities and their expressions in Georgia from the early 19th century to the present. It focuses on memory culture, the politics of history, and the relations between imperial and national traditions. It also addresses political, social, cultural, personal, religious, and gender identities. Individual contributions address the imperial scenarios of Russia's tsars visiting the Caucasus, Georgian political romanticism, specific aspects of the feminist movement and of pedagogical reform projects before 1917. Others discuss the personality cult of Stalin, the role of the museum built for the Soviet dictator in his hometown Gori, and Georgian nationalism in the uprising of 1956. Essays about the Abkhaz independence movement, the political role of national saints, post-Soviet identity crises, atheist sub-cultures, and current perceptions of citizenship take the volume into the contemporary period.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 102

2020. XI, 460 S., 25 Abb. in Farbe
ISBN 978-3-11-065820-0

Historisches Kolleg

Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien

Herausgegeben von Hans-Ulrich Wiemer

Das gotische Königreich in Italien steht auf der Schwelle zwischen Altertum und Mittelalter. Einerseits setzte es die Traditionen römischer Staatlichkeit in hohem Maße fort. Andererseits aber beruhte es auf einem fragilen Kompromiss zwischen den einheimischen Eliten und einem Kriegerverband, der mit Theoderich nach Italien gekommen war und dort als militärische Funktionselite angesiedelt wurde. Dieser Kriegerverband wurde als ethnische Gruppe definiert; der König beanspruchte, über zwei Völker, Goten und Römer, zu herrschen, die in seinem Reich einträchtig, aber mit verschiedenen Aufgaben miteinander leben sollten. Der Sammelband enthält innovative Beiträge zu zentralen Aspekten dieser singulären Herrschaftsbildung. Die Autoren, die aus verschiedenen Disziplinen kommen, fassen den aktuellen Forschungsstand zusammen und entwickeln neue Perspektiven. Behandelt werden Siedlungsformen und Stadtentwicklung, soziale Eliten, ethnische Zuschreibungen und religiöse Gruppenbildungen, Historiographie, Recht und Herrschaft, Nachleben und Forschungsgeschichte.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien

Historisches Kolleg

Band 107
Körper-Bilder in der Frühen Neuzeit. Kunst-, medizin- und mediengeschichtliche Perspektiven
Herausgegeben von Michael Stolberg
2021. VIII, 354 S. ISBN 978-3-11-073479-9

Band 106
Gute Erinnerungen an schlechte Zeiten? Wie nach 1945 und nach 1989 rückblickend über glückliche Momente in Diktaturen gesprochen wurde
Herausgegeben von Monica Rüthers
2021. XII, 255 S. ISBN 978-3-11-073076-0

Band 105
Der Siebenjährige Krieg 1756–1763. Mikro- und Makroperspektiven
Herausgegeben von Marian Füssel
2021. VIII, 275 S. ISBN 978-3-11-070964-3

Band 104
Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg
Herausgegeben von Hélène Miard-Delacroix und Andreas Wirsching
2020. XVI, 430 S. ISBN 978-3-11-067954-0

Band 103
Identities and Representations in Georgia from the 19th Century to the Present
Herausgegeben von Hubertus Jahn
2021. XII, 194 S. ISBN 978-3-11-065927-6

Band 102
Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien
Herausgegeben von Hans-Ulrich Wiemer
2020. XI, 460 S. ISBN 978-3-11-065820-0

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien

Historisches Kolleg

Band 101
Gerechtigkeit und gerechte Herrschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert.
Beiträge zur historischen Gerechtigkeitsforschung
Herausgegeben von Stefan Plaggenborg
2020. XII, 287 S. ISBN 978-3-11-065078-5

Band 99
Kulturen des Risikos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit
Herausgegeben von Benjamin Scheller
2019. IX, 278 S. ISBN 978-3-11-061891-4

Band 98
Medizin und öffentliche Gesundheit. Konzepte, Akteure, Perspektiven
Herausgegeben von Heinz-Peter Schmiedebach
2018. X, 245 S. ISBN 978-3-11-055980-4

Band 97
Hochkultur für das Volk? Literatur, Kunst und Musik in der Sowjetunion aus kulturgeschichtlicher Perspektive
Herausgegeben von Igor Narskij
2018. XX, 315 S. ISBN 978-3-11-055649-0

Band 96
Transatlantic Democracy in the Twentieth Century. Transfer and Transformation
Herausgegeben von Paul Nolte
2016. XII, 191 S. ISBN 978-3-11-048970-5

Band 95
Der Verlust der Eindeutigkeit.
Zur Krise päpstlicher Autorität im Kampf um die Cathedra Petri
Herausgegeben von Harald Müller
2017. X, 244 S. ISBN 978-3-11-046154-1

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien

Historisches Kolleg

Band 94
Monarchische Herrschaft im Altertum
Herausgegeben von Stefan Rebenich unter Mitarbeit von Johannes Wienand
2017. XIII, 678 S. ISBN 978-3-11-046145-9

Band 93
Entgrenzungen des Wahnsinns.
Psychopathie und Psychopathologisierungen um 1900
Herausgegeben von Heinz-Peter Schmiedebach
2016. IX, 306 S. ISBN 978-3-11-041269-7

Band 92
Der Reformator Martin Luther 2017. Eine wissenschaftliche und gedenkpolitische Bestandsaufnahme
Herausgegeben von Heinz Schilling unter Mitarbeit von Anne Mittelhammer
2014. XVII, 309 S. ISBN 978-3-11-037447-6

Band 91
The Purpose of the First World War. War Aims and Military Strategies
Herausgegeben von Holger Afflerbach
2015. X, 258 S. ISBN 978-3-11-034622-0

Band 90
„Wahre“ und „falsche“ Heiligkeit. Mystik, Macht und Geschlechterrollen im Katholizismus des 19. Jahrhunderts
Herausgegeben von Hubert Wolf
2013. X, 265 S. ISBN 978-3-486-71611-5

Band 89
Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890–1939
Herausgegeben von Friedrich Lenger
2013. XVII, 204 S. ISBN 978-3-486-71858-4

DE GRUYTER
OLDENBOURG